This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

[redacted]

a39015 01812791 3b

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

Wissen der Gegenwart
Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane deshalb der großen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil [illegible] dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht, [illegible]renzung, ein historischer ist.

Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche **Bibliothek** anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Die außerordentliche Wohlfeilheit dieser Einzelwerke bietet auch dem Minderbemittelten, der so oft vor den hohen Preisen wissenschaftlicher Werke zurückschreckt, die erwünschte Gelegenheit, sich auf einem bestimmten Gebiete gründliche und ausgiebige Belehrung zu sichern. So hoffen wir denn durch unsere Bibliothek ein Bildungsmittel zu schaffen, das in der großen, nie endenden Schule der Erwachsenen eine würdige Stellung einnimmt, das von den Wissenden gutgeheißen, von den Gebildeten und Bildungsbedürftigen gerne angenommen wird, und den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. I. 1618—1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.

280 Seiten. Mit zahlreichen sehr interessanten historisch beglaubigten Abbildungen von Schlachten und Städten, ferner Porträts jener Männer, die in der gewaltigen Geschichts-Epoche zu einer historischen Bedeutung gelangten, wie Ferdinand II., Friedrich V., Bethlen und Tilly.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde.

266 Seiten. Auch dieses sehr interessant geschriebene Werk ist mit zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Abbildungen und Tafeln ausgestattet.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's.

292 Seiten. Enthält historisch interessante Bilder von München, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M. ꝛc. Ferner mehrere Schlachtenbilder und die Porträts von Gustav Adolf, Waldstein, Maximilian von Bayern und Buquoi.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.

304 Seiten. Mit 70 Abbildungen, welche die Aufgabe erfüllen, die Unterhaltung und Belehrung zu unterstützen und zu erleichtern.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.

240 Seiten. Mit Porträts von Richelieu, Oxenstierna, Ferdinand III. und zahlreichen anderen historisch interessanten Bildern.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rasch
Reihenfolge erscheinen:

Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. I. Ab-
teilung: Australkontinent. (Mit vielen Abbildungen und Karten.)
Taschenberg, Dr. O., Verwandlungen der Tiere. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Klar, Alfred, Geschichte des modernen Daumas. (Mit 1 Porträts in Holzstich.)
Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. II. Abteilung:
Die Kolonien des Austral-Kontinents, Neu-Guinea und Tasmanien. (Mit
Abbildungen und Specialkärtchen.)
Meyer von Waldeck, Dr. Fr., Rußland: Leben, Sitten und Gebräuche.
(Mit Abbildungen.)
Gerland, Dr. E., Wärme und Licht. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am
Pol und Äquator. (Mit Abbildungen und Kärtchen.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Becker, Dr. E., Die Sonne. (Mit vielen Abbildungen.)
Müller, Wilh., Die Befreiungskriege. (Mit vielen Abbildungen.)
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
Peters, Dr., C. F. W., Die Fixsterne. (Mit vielen Abbildungen.)
Otto Behaghel, Dr., Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. Julius, Naturkräfte. (Mit Abbildungen.)
K. von Fritsch, Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Kirchhoff, Prof. Dr. A., Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
E. v. Martens, Prof. Dr., Über Weich- u. Schaltiere. (Mit Abbildungen.)
Proskauer, Dr. B., Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof. Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Soyka, Dr., Gesundheitslehre. (Mit Abbildungen.)
Toula, Prof. Dr. F., Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre
Entstehung ꝛc.). (Mit Abbildungen.)
Valentiner, Prof. Dr. W., Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Hartmann, Prof., Nordöstliches Afrika und Madagaskar. (Mit Abbildungen.)
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. H., Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen.)
Egli, Prof. Dr. J. J., Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. Otto, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Jung, Prof., Sitten und Leben der Römer während der Kaiserzeit. (Mit
Abbildungen.)
Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. III. Polynesien. (Mit Abbildungen.)
— do. IV. Neuseeland. (Mit Abbildungen.)
v. Wurzbach, Dr. A., Geschichte der holländischen Malerei.
Semper, Dr. H., Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Folnefics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)

Fortsetz[illegible] Schluß des Buches.

DU
21
.J95

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete

VI Band:

Der Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung.

I Abteilung.

Leipzig, 1882.
Verlag von G. Freytag.

Australische Baumfarne.

Der Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung,
ehemal. Inspektor der Schulen Südaustraliens.

I Abteilung:

Der Australkontinent und seine Bewohner.

Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Leipzig, 1882.
Verlag von G. Freytag.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Die Fahrt nach Auſtralien	1
Die Entdeckungen	7
Areal und Grenzen	26
Bodenbildung	28
Bewäſſerung	34
Klima	42
Pflanzen	47
Tiere	68
Die Urbewohner	80
Die Miſſion unter den Eingebornen	144
Die Koloniſten	156
Die Deutſchen	180
Gelbe und Braune	194
Farmer und Pflanzer	206
Squatter und Buſchmann	222
Digger und Miner	237
Die kommerzielle Wichtigkeit des Erdteils	253
Namen- und Sachverzeichnis	265

Abbildungen.

Titelbild. Auſtraliſche Baumfarne.

Figur 1. Eingeborner der Macdonnellkette auf der Jagd nach Wallabys. S. 21.

„ 2. Brücke über den Murray und Goolwa an der Murraymündung. S. 37.

„ 3. Eukalyptenwald mit Kaſuarinen und Farnen. S. 49.

„ 4. Der Rieſenbaum Victorias. S. 55.

„ 5. Offener Eukalyptenwald. S. 59.

„ 6. Der Dingo. S. 69.

„ 7. Bumbulwa mit ſeiner Frau Quartangruk, Eingeborne aus dem ſüdöſtlichen Victoria. 81.

Figur 8. Eingeborner von der Twofold Bai, einen Baum erkletternd. S. 85.
„ 9. Halsband aus Känguruhfell mit angehefteten Schneidezähnen des großen Känguruh. S. 88.
„ 10. Halsschmuck aus Rohrstückchen. S. 89.
„ 11. Speere aus hartem Holz. S. 94.
„ 12. Speer mit Basalt bewehrt. S. 95.
„ 13. Corrobori oder Tanz der australischen Eingebornen. S. 101.
„ 14. Zeichnung der Eingebornen an den Felsen von Port Jackson. S. 104.
„ 15. dgl. S. 105.
„ 16. Schlachtkeule aus dem schweren Holz von Eucalyptus rostrata. S. 111.
„ 17. Nardu. S. 114.
„ 18. Maschen eines Fischnetzes vom Yarra Yarrafluß. S. 122.
„ 19. Angelhaken aus Knochen von Gippsland. S. 123.
„ 20. Eingeborne ein Bienennest öffnend. S. 124.
„ 21. Lager australischer Eingebornen. S. 127.
„ 22. Australier in ihren Rindenkanoes beim Fischfang. S. 130.
„ 23. Baum, von welchem Rinde für ein Kanoe genommen wurde, die Maße in engl. Fuß. S. 131.
„ 24. Steinbeil von Lake Tyers. S. 132.
„ 25. Bumerang aus schwerem Holz von Victoria. S. 133.
„ 26. Wurfbrett mit aufgelegtem Speer. S. 134.
„ 27. Reisetasche aus Rohrblättern (Phragmites communis) vom Goulburn (Victoria). S. 135.
„ 28. Schild oder Mulga aus Eisenrinde (Eucalyptus sideroxylon) von Südaustralien. S. 136.
„ 29. Schlachtkeule von vier verschiedenen Seiten gesehen. S. 137.
„ 30. Eingeborner aus dem südlichen Victoria, Feuer quirlend. S. 138.
„ 31. Eingeborne der Missionsstation Coranderk in Victoria. S. 145.
„ 32. Civilisierter Australier des Südens. S. 151.
„ 33. Ein Polizist im Kampf mit Buschräubern. S. 167.
„ 34. Das deutsche Klubhaus in Adelaide. S. 183.
„ 35. Villa eines Squatters in der Nähe von Melbourne. S. 225.
„ 36. Grogshanty im australischen Buch. S. 233.
„ 37. Eine Straße in Melbourne. S. 259.
Doppelkarte von Australien und Tasmanien.

Die Fahrt nach Australien.

Noch vor dreißig Jahren war eine Reise nach Sydney, Melbourne, Adelaide ein Wagnis, zu welchem sich in der Regel nur solche entschlossen, die mit dem alten Vaterlande auf immer zu brechen gedachten. Ehe Maury durch seine berühmten Untersuchungen die Natur der Windrichtungen und Meeresströmungen klargelegt und damit den Verkehr in neue, sichere Bahnen gelenkt hatte, war die Dauer einer Fahrt aus irgendwelchem europäischen Hafen bis zu den Gestaden Australiens eine völlig unberechenbare. Phillip brauchte mit seiner Flotte, welche die ersten Ansiedler trug, mehr als acht Monate, um von Portsmouth bis Botany Bai zu gelangen, spätere Seefahrer waren sogar noch länger unterwegs. Aber selbst nachdem die zunehmende Erschließung der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Kontinents dem steigenden Verkehr regelmäßige Bahnen vorgezeichnet hatte, blieb die Entfernung, der Zeit nach gemessen, eine ungeheure und ehe, was erst sehr spät geschah, die Dampfer ihre Kurse hierher richteten, die Verbindung eine außerordentlich unsichere. Bis in die jüngste Zeit hinein stand der fünfte Weltteil in dem losesten Konnex mit dem alten Europa.

Erst als dem bisher ausschließlich gewählten Wege um das Kap der Guten Hoffnung in dem kürzeren über Ägypten eine Konkurrenz erwuchs, wurde das kaum gekannte Australien uns näher gerückt. Anfangs war aber dieser neue Weg nicht ohne vielerlei Beschwerden und immer noch blieb er langwierig genug, selbst nachdem die unkomfortable Postkutsche, welche von Kairo

über die bald sandige, bald steinige Wüste nach Suez jagte, durch den erträglicheren und weniger unsicheren Schienenweg ersetzt war. Für Australien brachte diese Straße immer noch sehr geringen Nutzen. Die meisten Reisenden zogen den alten, längeren Weg um das Kap der guten Hoffnung vor, da dieser nicht zu mehrfachem Wechsel der Beförderungsmittel nöthigte, daher auch weit weniger kostspielig und beschwerlich war. Nur die Postfelleisen nahmen bei schnellerer und zuverlässigerer Expedition von Jahr zu Jahr zu, während an einen Warenverkehr über diese weit zu teure Straße gar nicht gedacht werden konnte.

Als aber der geniale, schon von unserm großen Leibniz erfaßte Gedanke durch Ferdinand von Lesseps zur Wirklichkeit geworden war und die Wogen des Mittelmeers sich mit denen des Arabischen Meerbusens mischten, begann der Weg über Ägypten die große Heerstraße zu werden, auf der sich der Verkehr zwischen dem Westen und Osten der Welt in stetig wachsenden Proportionen bewegte.

Freilich fallen einige der wichtigsten Vorteile, welche der Kanal dem Handelsverkehr bietet, für Australien fort. Die Produkte des Erdteils sind nicht solche, welche wie die Seide und der Thee Chinas, die Baumwolle und der Indigo Ostindiens, der Kaffee und der Zucker Javas und die Gewürze des indischen Archipels den hohen Kanalzoll unter gewöhnlichen Verhältnissen zu tragen vermögen. Auch die Zeitersparnis ist, namentlich für die östlichen Teile des australischen Kontinents — und diese kommen doch fast allein in Betracht — keine sehr bedeutende. Für den Reisenden freilich ist ohne Zweifel eine Route, welche ihm einen, wenn auch flüchtigen Besuch zahlreicher, sei es durch die Natur geschmückter, sei es durch die Geschichte geweihter Orte möglich macht, unendlich viel anziehender als eine vielleicht niemals unterbrochene Fahrt über die einförmige Wasserwüste.

Heute steht Australien durch eine nicht geringe Anzahl von Dampferlinien von Westen her in Verbindung mit der alten Welt. Drei von ihnen befördern in regelmäßigen Fahrten die Post

zwiſchen Europa und den auſtraliſchen Kolonien. Unter ihnen darf der Reiſende wählen. Die älteſte und bedeutendſte iſt die große Peninſular and Oriental Steam Navigation Company, welche mit 55 großen Dampfern von bis 5000 Tonnen Tragfähigkeit von Southampton bis Jokohama und Sydney fährt. Wer den mehrfachen Wechſel der Schiffe ſcheut, mag in ununterbrochener Fahrt denſelben Dampfer von Southampton über Gibraltar und Malta durch den Suezkanal nach Point de Galle auf Ceylon benutzen, wo ein Dampfer derſelben großen Geſellſchaft wartet, um die Reiſe nach Auſtralien fortzuſetzen. Wer es aber vorzieht, die Seefahrt abzukürzen und einen Blick auf Ägypten zu werfen wünſcht, hat nach ſeinem jeweiligen Aufenthalt die Wahl über Paris und den Mont Cenis oder den Rhein hinauf über Gotthard oder Brenner, über Wien und den Semmering nach Venedig oder Brindiſi, wohin jene engliſche Geſellſchaft, kurzweg die P. and O. Company genannt, ihre Dampfer gleichfalls entſendet, um den Reiſenden nach Alexandrien zu führen. Von dort kann er nach Beſteigung der Pyramiden und Beſichtigung anderer Wunder des Pharaonenlandes über Kairo, am Süßwaſſerkanal und den Großen Kanal entlang ſchnell genug durch die Eiſenbahn Suez erreichen, um den inzwiſchen von Southampton angelangten Dampfer zu beſteigen und in 14 Tagen die oben beſprochene Fahrt über Aden nach Point de Galle zu machen. Den auſtraliſchen Kontinent berührt er zuerſt an ſeiner ſüdweſtlichen Ecke. Dort iſt Albany am King George's Sund Kohlenſtation, das nach 15 Tagen erreicht wird; 5 Tage ſpäter ankert man auf der Reede von Glenelg unweit Adelaide, um die Poſtfelleiſen auszuladen. Hier wie auf weſtauſtraliſchem Gebiet bietet ſich Gelegenheit zu kurzer Umſchau auf dem Lande. Nach drei Tagen wird Melbourne erreicht und abermals drei Tage bringen uns nach Sydney, wenn wir nicht vorziehen, nun die Eiſenbahn zu benutzen und ſo in der halben Zeit die Ufer von Port Jackſon zu erreichen. Briefe und Zeitungen haben ſchon ſeit lange dieſen Weg eingeſchlagen. Durchſchnittlich gebraucht ein Brief, um von

London nach Melbourne zu gelangen, auf der Route Southampton-Melbourne 48 Tage und 15½ Stunde, via Brindisi nur 40 Tage 15½ Stunde, also acht Tage weniger. Auf dem Rückwege ist die Durchschnittszeit nach Southampton 51 Tage 9¼ Stunde, nach Brindisi 43 Tage 5½ Stunde. Doch haben die Postdampfer ihren Bestimmungsort auch schon zehn Tage früher als die angegebene Zeit erreicht und sind in Melbourne von London nach 38, von Melbourne in London nach 41 Tagen angekommen. Die Dampfer der Orientlinie, welche von Plymouth über St. Vincent und das Kap der Guten Hoffnung zuerst Adelaide, dann Melbourne und Sydney anlaufen, brauchen durchschnittlich nicht viel mehr als 47 Tage bis Adelaide, haben diese Entfernung aber auch schon in 41 Tagen zurückgelegt. Nach Sydney brauchen sie 49 Tage. Für diejenigen Reisenden also, welche die Dampfer der P. and O. Company von Southampton aus benutzen, ist die Fahrt nach Australien keineswegs kürzer als mit der Orientlinie, welche letztere für Waren entschieden vorzuziehen ist, da dieselben so, ohne während der Fahrt verladen zu werden, direkt an ihren Bestimmungsort gelangen. Die Entfernung beträgt in Seemeilen von Plymouth über St. Vincent, Kapstadt, Adelaide und Melbourne nach Sydney 12 820 Seemeilen, von Southampton über Gibraltar, Malta, Port Said, Suez, Point de Galle, King George's Sund, Adelaide, Melbourne nach Sydney 11 979 Seemeilen, die Differenz ist also rund 900 Seemeilen. Eine Seemeile mißt 1,85 Kilometer.

Eine dritte Dampferlinie zwischen England und Australien ist die zwischen London und Brisbane laufende der British India Steam Navigation Company. Die Dampfer dieser Gesellschaft berühren Port Said und Suez, Aden, Batavia oder Singapore, die Thursday-Insel in der Torresstraße und die queensländischen Häfen Cooktown, Townsville, Bowen und Rockhampton. Die durchschnittlich gebrauchte Zeit, um die Post von London nach Brisbane zu befördern, beträgt via Plymouth 54 Tage, via Brindisi 47 Tage, umgekehrt werden 55 Tage, resp. 47 Tage

3 Stunden gebraucht. Die Entfernung von London über Sucz und Singapore nach Brisbane beträgt 11 531 Seemeilen, ist also geringer als die der beiden vorhergenannten Linien.

Endlich bleibt uns noch ein vierter und sehr oft gewählter Weg, der nämlich über die Vereinigten Staaten. Die Fahrt nach New-York wird von Bremerhaven in 13, von Hamburg in 14 Tagen zurückgelegt. Die Reise mit der Pacific-Eisenbahn nach San Francisco dauert $6^1/_2$ Tag, doch sind die Passagiere nicht gebunden, diese Strecke in ununterbrochener Folge zurückzulegen, vielmehr hat ihr Billet, für das sie 22 Dollars gezahlt haben, drei Monate Gültigkeit und Ausflüge können an jedem Punkt der Linie gemacht werden. Man mag die Wunder des Niagara anstaunen, das Treiben von Chicago und Omaha studieren und von Ogden mit seinen prächtigen Berglandschaften die Mormonenstadt am Salzsee besuchen. In der Goldstadt San Francisco warten die Dampfer der Pacific Mail Company. Honolulu wird in acht Tagen erreicht, Auckland nach weiteren vierzehn Tagen und nach nochmals fünf Tagen laufen wir in den Hafen von Sydney ein. Die letzte Fahrt hat 27 Tage gedauert und hat uns über 7218 Seemeilen geführt. Von London aus gebraucht ein Brief 46 Tage $5^1/_2$ Stunden, um auf diesem Wege nach Sydney zu gelangen, zurück sind 44 Tage $12^1/_2$ Stunden erforderlich.

Mit Ausschluß der Orientlinie erhalten alle diese Linien Subventionen. Da eine solche für die Besorgung bis Point de Galle von der englischen Regierung an die P. und O. Company gezahlt wird, so haben die australischen Kolonien nur die weitere Fortsetzung durch eine Zweiglinie an ihre Küsten zu unterstützen. Für die Linie Point de Galle, King George's Sund, Adelaide, Melbourne, Sydney zahlen England und die betreffenden Kolonien zusammen 85 000 Pf. St. oder 1 700 000 Mark. Über die Teilung des Portos für Postsachen sind bestimmte Abmachungen zwischen England und den vier Kolonien getroffen, wonach jeder Kontrahent einen bestimmten Teil erhält.

Queensland hat einen Kontrakt für sich allein geschlossen

und zwar für 55 000 Pf. St. oder 1 100 000 Mark unter der Bedingung, worauf früher hierher laufende Dampfergesellschaften nicht eingehen wollten, daß seine Hauptstadt Brisbane der Endpunkt der Linie sei. An dem dritten Kontrakt mit der Pacific Mail Company partizipieren Neusüdwales und Neuseeland zu gleichen Teilen, indem sie zusammen 89 950 Pf. St. oder 1 799 000 Mark an die eben genannte Gesellschaft zahlen.

Zu diesen und andern, durch englisches Geld und im englischen Interesse unterhaltenen Dampferlinien haben sich in neuester Zeit, veranlaßt durch die wachsende kommerzielle Bedeutung des australischen Kontinents für die Industriestaaten Europas, mehrere Dampferlinien gesellt, welche teils durch die Subsidien der betreffenden Staaten unterstützt werden, teils bei dem lebhaften Frachtverkehr auch ohnedies ihre Rechnung finden.

Die deutsche Linie von R. Sloman in Hamburg gehört zu der zweiten Kategorie. Ihre Expeditionen zuerst über Kapstadt nach Adelaide, Melbourne und Sydney dirigierend, hat sie bald den Weg durch den Suezkanal gewählt, durch welchen sie jetzt regelmäßig in monatlichen Zwischenräumen ihre Dampfer entsendet. Zur ersten gehört die der wohlbekannten Messageries maritimes, deren Schiffe schon längst bis Mauritius gingen und welche nun ihre Kurse bis zu den großen Handelsplätzen Australiens: King George's Sund, Adelaide, Melbourne, Sydney und von da nach Neukaledonien fortsetzt. Die Entfernung von Marseille bis Numea beträgt 13963 Meilen. Für diesen Dienst erhält die Gesellschaft 15 Jahre lang 2 638 000 Mark jährlich. Um eine Verbindung mit seinem Besitz am Indischen Ocean zu haben, hat Südaustralien einen Kontrakt mit der British India Steam Navigation Co. abgeschlossen, wonach es dieser Gesellschaft 50 000 Mark für den Dienst zwischen Palmerston und Adelaide zahlt. So ist denn heut dem Reisenden wie dem Kaufmann die mannigfachste Gelegenheit geboten, mit dem fünften Weltteil in regelmäßige und schnelle Verbindung zu treten, und jährlich mehren sich die Wege, welche zu ihm führen.

Die Entdeckungen.

Daß den malayiſchen Bewohnern des oſtindiſchen Archipels die Exiſtenz des auſtraliſchen Kontinentes ſchon viele Jahrhunderte vor ſeiner Auffindung durch europäiſche Schiffe ſehr wohl bekannt war, iſt mehr als wahrſcheinlich. Wie heute ſo benutzten auch damals ihre Prahus das Wehen der Monſune, um an der Nordküſte Tripang für den chineſiſchen Markt zu gewinnen, auf welchem dieſe Holothurie ein geſuchter Leckerbiſſen iſt. Aber den Bewohnern Europas wurde die Entdeckung des großen Südlandes keineswegs durch Aſiaten vermittelt; ſie iſt vielmehr ſelbſtändig durch die Schiffe jener unternehmenden, ſeetüchtigen Nationen gemacht worden, welche ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts die bisher eng beſchränkte Kenntnis unſres Planeten in ſo überraſchender Weiſe erweiterten.

Wem unter den Europäern die Ehre gebührt, den fünften Weltteil entdeckt zu haben, iſt mit Sicherheit nicht feſtzuſtellen. Es möchte erſcheinen, als ob dieſelbe den Franzoſen zuzuſprechen wäre, denn ſchon im Jahre 1531 wird von Finé aus Briançon in der Dauphiné eine Karte hergeſtellt, auf welcher dort, wo wir jetzt die Nordweſtküſte Auſtraliens finden, ein Land eingezeichnet iſt, das Regio Patalis genannt wird. Allein dieſe Angaben wie auch ſpätere, welche an derſelben Stelle ein Land aufführen, das ſie **Jave le Grand** nennen, ſind unſicher und nicht genügend verbürgt. Mit Beſtimmtheit dürfen wir erſt das Jahr 1601 als das Entdeckungsjahr des Kontinents annehmen. Damals beſuchte der Portugieſe Manoel Godinha de Eredia die Gegend um Kap Vandiemen, die nordweſtliche Spitze der Melville-Inſel an der nördlichſten Küſte des Auſtralkontinents. Ganz im Geiſte der eiferſüchtigen Politik jener Periode wurde dieſe Entdeckung geheim gehalten; daß ſie damals ſtattfand, erfuhren wir erſt vor nicht langer Zeit.

Mit derselben eigennützigen Staatsklugheit verfuhren die Spanier. Pedro Fernandez de Quiros und Louis Vaz de Torres segelten am 21. Dezember 1605 von Callao ab, um die Südsee zu erforschen. Quiros trennte sich bei der von ihm aufgefundenen Terra del Espiritu Santo, welche wir jetzt als eine zur Gruppe der Neuen Hebriden gehörige Insel kennen, von seinem Gefährten, Torres aber setzte seine Fahrt nach Westen fort und entdeckte und durchfuhr die klippenreiche Straße, welche jetzt seinen Namen trägt, und die in stürmischer Jahreszeit der Schrecken der Seefahrer ist. Auch diese Entdeckung blieb viele Jahre unbekannt und verborgen. Erst 1762, als der Engländer Dalrymple Manila im Sturme nahm, kam das in dem dortigen Staatsarchiv niedergelegte und vergessene Tagebuch von Torres ans Licht und das Verdienst des Entdeckers wurde durch die Benennung der von ihm gefundenen Straße nach seinem Namen gebührend anerkannt.

Was Portugiesen und Spanier für die Kenntnis Australiens beigetragen hatten, war dürftig genug, auch schließt hiermit ihre Thätigkeit ab. An ihre Stelle traten Holländer, Engländer, Franzosen, aber während die Entdeckungen der ersten durch die Namen, welche sie ihnen gaben, verewigt sind, haben englische Bezeichnungen fast überall die Erinnerungen an die Thätigkeit der Franzosen verdrängt. Die Holländer hatten sich auf Java festgesetzt und von dort wurde eine Reihe von Entdeckungsfahrten unternommen, welche uns schnell mit einer Anzahl von ausgedehnten Küstenstrecken bekannt machten. Von ihnen erhielt das große aufgefundene Land den Namen Neuholland, unter welchem es bis in die neueste Zeit bekannt gewesen ist. Am 16. November 1605 verließ die holländische Jacht „Duifhen“ die Reede von Bantam auf Westjava und gelangte in den Golf von Carpentaria, wo das Kap Keerweer (Kehrwieder) den äußersten Endpunkt der Reise bezeichnet. Andere Expeditionen folgten, die Nordküste wurde näher untersucht, viele Teile der Westküste und ein Teil der Südküste wurden entdeckt. Dick Hartog und Schouten 1616, Edels 1619, Nuyts 1627 und andere holländische

Seefahrer arbeiteten wacker an der Erforschung des Landes und gaben uns das Carpentaria-, Arnhems- und das Vandiemensland an der nördlichen, de Witts-, Edels-, Eendrachts- und Leeuwinsland an der westlichen, Nuytsland an der südlichen Küste.

Alle seine Vorgänger übertraf aber Abel Tasman weit. Er entdeckte 1642 die südlichste Spitze der Insel, welche er nach seinem Auftraggeber, dem Generalgouverneur Antonio van Diemen benannte, die aber heut weit passender seinen Namen trägt, sowie die Westküste von Neuseeland. Eine 1644 unternommene Reise stellte fest, daß Neuguinea keinen Zusammenhang mit Australien habe; dasselbe für das neuentdeckte Vandiemensland zu beweisen, blieb späterer Zeit vorbehalten.

Danach kommt eine Zeit der Ruhe. In dem nun folgenden Jahrhundert wird wenig gethan. Die Houtmans Abrolhos an der Westküste Australiens erlangen durch unerhörten und wiederholten Verlust an Gut und Menschenleben eine furchtbare Berühmtheit, Vlaming entdeckt 1696 den Schwanenfluß, so benannt nach dem dort zuerst gesehenen schwarzen Schwan (**rara avis!**), und Dampier erforscht 1699 die Sharks (Haien-)Bai und den Archipel an der Nordwestküste, welcher seinen Namen führt.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beginnt der große englische Seefahrer, den man neben Tasman als den eigentlichen Entdecker Australiens anzusehen hat, seine glänzende Laufbahn. James Cook wurde 1768 von London ausgeschickt, um auf der südlichen Halbkugel den Durchgang der Venus zu beobachten. Auf seinem Schiffe „Endeavour" befanden sich die Naturforscher Banks und Solander. Von Tahiti, wo er die ihm gestellte Aufgabe gelöst hatte, segelte er nach Neuseeland, dessen Umrisse er aufnahm, und erblickte am 11. April 1770 die Ostküste von Neuholland, an welcher er in dem Hafen, den seine wissenschaftlichen Begleiter wegen des Reichthums der vorgefundenen Pflanzen Botanybai nannten, am 27. d. M. vor Anker ging. Auf der Fahrt nordwärts wurden Port Jackson, Moretonbai u. a. entdeckt, Kap York umsegelt und zwar in dem Endeavourstraße ge-

tauften Kanale der Torresstraße, indem Cook zugleich überall, wo er landete, von dem Grund und Boden im Namen Englands Besitz nahm. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem heimischen Gebiete benannte er die ganze von ihm entdeckte Ostküste des Kontinents: Neusüdwales. Das Bild, das die Karten von der Gestalt Australiens gaben, erinnerte nun an Afrika, denn noch war die Insularität Tasmaniens nicht festgestellt.

Das zu thun und die übrige noch unbekannte Küstenstrecke im Südosten und Süden zu erforschen, blieb Baß und Flinders überlassen. Der erste fand 1797, daß Vandiemensland von Neusüdwales durch die Straße, die jetzt seinen Namen trägt, getrennt sei, der zweite vervollständigte die noch lückenhafte Kenntnis der Küsten Australiens im Süden und Nordosten. Ihre gerechten Ansprüche suchten die Franzosen ihnen zu entreißen, welche 1802 unter Baudin eine Expedition abgesandt hatten. Dieser, der mit Flinders zusammentraf, nachdem derselbe seine Entdeckungen vollendet hatte, veröffentlichte seinen Bericht, während Flinders, welcher auf leckem Schiffe das damals noch französische Mauritius anzulaufen gezwungen wurde, dort jahrelang als Gefangener verweilen mußte. Schon früher hatte Frankreich Expeditionen nach Australien abgesandt; unter Marion 1772 nach Vandiemensland, unter Lapérouse, dessen „Astrolabe“ und „Bousssole“ wenige Tage nach Ankunft des ersten englischen Sträflingsgeschwaders in die Botanybai einliefen, unter d'Entrecasteaux 1792 und 1793, um den verschollenen Lapérouse aufzusuchen. Die Namen des Recherchearchipels an der Südwestküste des Kontinents, einige Vorgebirge und Meeresstraßen auch Tasmaniens geben Zeugnis von dieser Thätigkeit, aber Baudins Versuch, den eigentlichen Entdeckern den wohlverdienten Ruhm zu rauben, indem er die Namen Napoleons, seiner Familie und Marschälle den Bezeichnungen von Flinders substituierte, sind nur auf den von ihm publicierten Karten zur Geltung gekommen.

Weitere Ergänzungen erfuhren diese Resultate durch die Erforschungen der nordöstlichen, nördlichen und nordwestlichen

Küste durch Kapitän King in vier Reisen von 1817 bis 1824, durch Kapitän Wickham, den Entdecker des Victoriaflusses im Jahre 1837 und durch Stokes, welcher 1841 die Flüsse Albert und Flinders in der Tiefe des Carpentariagolfs auffand. Die Nordostküste des Kontinents, das Große Barrierriff, die Pässe und Inseln in der Torresstraße wurden durch Blackwood 1842 bis 1845, durch Owen Stanley 1847—50 und durch Denham 1859—60 untersucht und damit der nächste und sicherste Weg von dem östlichen Australien nach Indien festgestellt.

Während so durch die Thätigkeit kühner und geschickter Seefahrer die Umrisse des Kontinents sich mehr und mehr zu klaren und scharfen Zügen gestalteten, war man zu Lande seit der Anlage der Verbrecherkolonie am Port Jackson im Jahre 1788 nicht weniger thätig gewesen. Aber erst fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung der Niederlassung gelang es, die im Westen schroff emporsteigenden Blauen Berge, welche jedem Vorgehen bisher ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt hatten, endlich zu überschreiten. Auf der westlichen, sanft abfallenden Seite der Bergkette wurden die fruchtbaren Ebenen von Bathurst und der obere Lauf des Macquarie wie des Lachlan entdeckt, welche Oxley 1817 und 1818 bis zu ihrem vermeintlichen Ende in großen Sümpfen weiter verfolgte. Seine Berichte waren keineswegs günstig, daher wurden in den nächsten zehn Jahren Vorstöße nach dieser Richtung nicht weiter gemacht. Das Bergland im Norden untersuchte der Botaniker Allan Cunningham 1823 und später auf mehreren Reisen, wobei er den Pandorapaß auffand, den einzigen Zugang zu den reichbegrasten Liverpoolebenen von Süden her, sowie die oberen Flußläufe des Barwan und des Condamine, das westliche Neuengland und die Darlingdowns, das Küstenland des Brisbaneflusses und der Moretonbai.

Zu gleicher Zeit erforschte man auch die südlich gelegenen Striche. Zwei Viehzüchter, Hovell und Hume, welche ihre Herden über die Gebirge zu den Yaßebenen am oberen Mur-

rumbidgee getrieben hatten, drangen 1824—25 bis nach Port Phillip vor und die Kolonisten benannten in Anerkennung dieser verdienstlichen Leistung den von ihnen entdeckten größten Fluß Australiens nach dem zweiten der beiden unternehmenden Männer. Aber Sturt, welcher 1828—30 das Stromgebiet erforschte, änderte diesen Namen in den des Murray um, eine Bezeichnung, die der Fluß noch heute trägt. Sturt war 1828 vom Macquarie aus westwärts gezogen, bis er zum Darling kam, der sich nach seiner, von allen damals lebenden Geographen geteilten Ansicht einem im Inneren des Kontinentes existierenden großen Binnensee zuwendete. Um diese Frage endgültig zu lösen, schiffte sich Sturt 1829 mit einigen Begleitern auf dem Murrumbidgee ein, fuhr auf diesem hinunter in den breiten Strom des Murray, entdeckte, daß der Darling ein Nebenfluß des letzteren ist und gelangte endlich trotz der Feindseligkeit der am Ufer versammelten Schwarzen, doppelt gefährlich durch die stellenweise starke Verengerung des Flußlaufes, in die großen Mündungsseen, welche der Murray kurz vor seinem Ausfluß in die Encounterbai bildet. Die letztere zu erreichen, gelang Sturt nicht, da die Kanäle, in welche er geriet, zu sehr versandet waren, um ihm die Ausfahrt zu gestatten. Von den Sandhügeln, welche den Flußlauf begrenzen, sah man die rollende See, nach Westen die bewaldete Bergkette, die Scheide zwischen Murraythal und St. Vincentgolf, in welchem das von Sydney gesandte Schiff wartete, um die Forscher aufzunehmen und zurückzuführen. Aber Sturt und seine Leute fühlten sich zu schwach, diese Berge zu übersteigen, ihnen blieb nur der Versuch, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, die Rückreise anzutreten. Doch nun ging es stromaufwärts, und, um die Arbeit noch schwerer zu machen, schwoll der Fluß durch Regengüsse an und wälzte dem Boote verdoppelte Wassermassen entgegen. Nach vier Monaten harter, enbehrungsvoller Arbeit langte Sturt wieder in Sydney an.

Die Lücken, welche noch überall existierten, wurden ausgefüllt und die einzelnen schon entdeckten Flüsse zu einem großen

Stromsysteme durch Mitchell's Reisen 1831—36 vereinigt. Er fand die Quellflüsse des Darling, folgte dessen Lauf bis zu seiner Vereinigung mit dem Murray, erforschte des letzteren oberes Flußgebiet und entdeckte das Gebiet des jetzigen Victoria, das er, überrascht durch die Schönheit und Fruchtbarkeit des reich bewaldeten Hügellandes, Australia felix nannte. Sein westlichster Punkt war die Mündung des Glenelg, jetzt die Grenze zwischen den Kolonien Victoria und Südaustralien, und wie er die Küste ostwärts zur Portlandbai verfolgte, sah er erstaunt das leichte Gefährt weißer Männer über die begrasten Ebenen rollen, dort, wo er nur wilde Eingeborne erwartete. Kaum ein Jahr vorher hatten die unternehmenden Gebrüder Henty aus Tasmanien an dieser Bai eine Station errichtet für den Fang der damals in jenen Gewässern sehr zahlreichen Wale. Die Freude über den glücklichen Erfolg dieser Reisen wurde leider getrübt durch den Verlust eines der tüchtigsten Mitglieder der Expedition. Allan Cuningham, der Botaniker, über dessen Thätigkeit wir früher berichteten, verirrte sich 1835 auf Mitchells zweiter Reise und fand seinen Tod durch die feindseligen Schwarzen.

Von hoher Wichtigkeit für die Kenntnis des östlichen Gebirgssystems war auch des polnischen Grafen Strzlecki Reise, welche derselbe 1840 zu Fuß vom Murrumbidgee südwärts über die Australischen Alpen und durch die dichten, kaum durchdringlichen Waldungen von Gipps Land bis zur Meeresküste und später durch Tasmanien machte. Das Resultat dieser Reise, seine „Physische Beschreibung von Neusüdwales" bleibt noch immer eine der besten Schilderungen jener, auch jetzt noch selten betretenen Gegenden.

Inzwischen waren die Entdeckungen Sturts die Veranlassung zur Gründung der Kolonie Südaustralien am St. Vincentgolf geworden. Die Expeditionen, welche Eyre 1840 von der Hauptstadt Adelaide nach Norden unternahm, führten zur Auffindung des Torrenssees und der übrigen, um die, gleichfalls von Eyre

erforschte Flinderskette lagernden Salzsümpfe, welche Eyre für ein zusammenhängendes Becken hielt, dessen hufeisenförmige Gestalt so lange Zeit charakteristisch für die Karten Australiens geblieben ist. Von dem Plan, den Kontinent von Süden nach Norden zu durchkreuzen, stand er indessen ab, statt dessen unternahm er es, von der Tiefe der Großen Australischen Bucht nach Westaustralien vorzudringen, das schon seit 1829 sowohl am Schwanenfluß als am King George's Sund Niederlassungen besaß. Nach dem Verlust seines einzigen weißen Begleiters durch die Kugeln von zwei Eingebornen, welche ihn beraubten und verließen, und nur von einem treugebliebenen Schwarzen begleitet, langte Eyre 1841 nach unendlichen Mühen und Entbehrungen am King George's Sund an. Seine Reiseroute hielt sich nahe dem südlichen Ozean; es ist dieselbe, welche Forrest später in umgekehrter Richtung verfolgte, sie bewies die dürre, der Ansiedelung feindliche Natur dieses Küstenstriches, denn nirgends zeigte sich ein noch so schmaler Wasserlauf, vergebens suchte das Auge nach Norden zu irgendeine höhere Erhebung; trostlose, steinige und sandige Ebenen, nur mit den salzigen und dornigen Gewächsen australischer Wüstenlandschaften bestanden, dehnten sich bis zum fernen Horizonte aus.

Der unvorteilhafte Eindruck, welchen diese Reise hinterließ, wurde vielfach erhöht durch Sturts Unternehmungen in den Jahren 1844 bis 1846. Von Adelaide aus drang er in gerader Richtung nach Norden tief in das Innere des Kontinents über die von Eyre aufgefundenen Seen und den in dieselben mündenden Coopercreek hinaus, bis zu der Großen Steinigen Wüste, welche seinen Namen trägt, eine Einöde, die in Dürre und Unfruchtbarkeit mit der Sahara rivalisiert. Wie man bisher von einem großen Binnensee geträumt hatte, so sprach man nun von einem großen Wüstengebiet, welches das ganze Innere bedecke, und diese Vorstellung wurde erst vierzehn Jahre später durch Stuart's Reisen als falsch erwiesen.

Um dieselbe Zeit als Sturt ohne Erfolg den Versuch machte,

das Centrum Australiens zu erreichen, faßte Ludwig Leichhardt in Sydney einen nicht weniger großartigen Plan. Leichhardt, welcher 1842 in Neusüdwales angekommen war, hatte sich durch längere Ausflüge, auf welchen er wertvolle Sammlungen zu machen verstand, für das größere Unternehmen der Durchkreuzung des Kontinents vorbereitet. Es gelang ihm, Regierung wie Private dafür zu interessieren und die Mittel zur Ausrüstung einer Expedition zusammenzubringen. Sein Plan war, in möglichst gerader Richtung nach Nordwesten zu gehen, um die 1838 zum zweiten Male gegründete Niederlassung Victoria am Port Essington auf der Coburg-Halbinsel zu erreichen. Am 14. August 1844 segelte er von Sydney nach der Moretonbai, von wo die Landreise beginnen sollte; am 17. Dezember 1845 langte er in Port Victoria an. Aber der ursprüngliche Plan hatte aufgegeben werden müssen. Leichhardts Reiseroute liegt in nicht allzu großer Entfernung von der Küste, aber einer Küste, die ihm nichts zu bieten vermochte und dazu von wilden, feindlichen Stämmen dicht besetzt war. Sein Gefährte, der Naturforscher Gilbert, fiel als Opfer eines unvermuteten Angriffs der Schwarzen. Die Resultate dieser Reise waren aber sehr bedeutend; die ansehnlichsten Flüsse des jetzigen Queenslands und des Nordterritoriums, welche sich in den Großen Ozean und den Golf von Carpentaria ergießen, wurden entdeckt; sie tragen noch heute meist die Namen, welche Leichhardt ihnen gab.

Zurückgekehrt nach Sydney, wo man ihn längst als verloren betrachtete, gefeiert und belohnt faßte Leichhardt den kühnen Entschluß, den Kontinent von Osten nach Westen zu durchkreuzen. Die Mittel dazu wurden leicht beschafft und nachdem er durch Krankheit und Unlust seiner Begleiter genötigt worden war, nach kurzem Vordringen noch einmal umzukehren, brach er Anfang 1848 auf, um nie wiederzukehren. Alle Versuche, den Schleier zu lüften, welcher über seinem Ende ruht, sind vergeblich gewesen. Die Expeditionen von Hely 1852, von Gregory 1858 im Auftrage der Leichhardt-Association, von Mac Intyre,

der dabei selbst sein Leben verlor, 1865, von John Forrest von Westaustralien aus 1869, sie sind alle fruchtlos verlaufen und haben uns nur vage Gerüchte und Vermutungen gebracht. Selbst die vielversprechenden Angaben eines Hume, welcher Leichhardts Begleiter Classen an den Grenzen von Queensland und Südaustralien gefunden haben wollte, eines Skuthorpe, der Leichhardts und Classens Tagebücher nebst anderen Reliquien der Expedition in seinen Besitz gebracht zu haben vorgiebt, sind den Beweis der Wahrheit bisher noch schuldig geblieben und lassen das Dunkel unerhellt, das auf dem Schicksal der Expedition lastet.

Keinen glücklicheren Ausgang hatte die zur selben Zeit unternommene Forschungsreise des Feldmessers Kennedy. Derselbe hatte 1847 den oberen Barku bereist und gefunden, daß dieser Fluß nicht, wie man nach Mitchells 1845 angestellten Beobachtungen glaubte, zum Golf von Carpentaria abfließt, sondern sich in den südlich gelegenen Einöden verliert, ein Resultat, das später, namentlich 1858 durch Gregory, dahin korrigiert wurde, daß der Barku und der von Sturt entdeckte Cooper identisch sind, indem die sich nach allen Richtungen verzweigenden Kanäle sich weiter südlich wieder vereinigen und endlich in dem Eyresee und anderen Becken des Seegebietes ihr Ende finden. Die Forschungen im Inneren von Queensland waren von so wenig günstigen Resultaten begleitet gewesen, daß die Regierung der Kolonie sehr gern auf Kennedys Vorschlag einging, sich von diesen unbefriedigenden Unternehmungen abzuwenden und dafür die Erschließung der nördlich gelegenen Gebiete, namentlich der York-Halbinsel anzustreben. Aber dieser Teil Australiens, welcher schon im Bereich des tropischen Regenfalls liegt, in dem bald ausgedehnte Sümpfe, bald undurchdringliche Dickichte den Weg versperren, während die zahlreichen Stämme, welche diese Gegend durchwandern, wilder und feindlicher erscheinen, als alle anderen Bewohner Australiens, stellte den Reisenden die größten Hindernisse entgegen. Von dreizehn Personen, welche am 15. August 1848

die Rockinghambai verließen, erreichte nach sechsmonatlicher Reise nur der Eingeborne Jackey Jackey Port Albany an der Nordspitze der Halbinsel, wo ein von Brisbane abgefertigter Schuner auf die Abteilung wartete. Noch einmal, im Jahre 1865, wurde die York-Halbinsel von Jardine in ihrer ganzen Länge durchzogen und zwar diesmal an der Westseite, während Kennedy sich in der Nähe der Ostküste gehalten hatte. Auch hier fand man viel Wald, Wasserreichtum und eine Fülle animalischen Lebens.

Nach Kennedy's traurigem Ende ruht die Neigung zu weiterer Forschung. Die in den nächsten Jahren stattfindenden Golddeckungen fesseln das Interesse zu sehr durch die Hoffnung auf leichten und ungemessenen Gewinn, um den Gedanken an mehr ideale Bestrebungen zum Durchbruch kommen zu lassen. Der Anstoß zu weiterer Unternehmung ging von England und zwar von der Royal Geographical Society zu London unter ihrem verdienstvollen Vorsitzenden Sir Roderick Murchison aus. Eine große Expedition wurde ausgerüstet, mit allem Nötigen auf drei Jahre versehen; zu ihrem Führer wählte man den schon bewährten A. Gregory, als Botaniker unsern Landsmann Ferdinand von Müller, den jetzigen berühmten Professor der Botanik an der Universität zu Melbourne. Ein Schiff brachte die Reisenden 1856 zum Cambridgegolf an der Nordwestküste, von wo der Versuch gemacht werden sollte, bis in das Centrum des Kontinents vorzudringen. Allein, nachdem die Expedition eine schöne und wohlbewässerte Gegend durchwandert hatte, kam Gregory in traurige, von hohen Sandhügeln und parallel laufenden Rücken durchzogene wasserlose Öde, welche ihn etwas südlich von dem 20. Breitengrad zur Umkehr zwang. Gregory ging überland durch das Gebiet des Nordterritoriums nach Queensland und kehrte so nach der Moretonbai zurück.

Wenige Jahre darauf begann John Mac Douall Stuart, der größte aller australischen Forschungsreisenden, seine kühnen Unternehmungen, für welche er sich unter Sturt auf dessen letzter Expedition bis zur Steinigen Wüste nördlich vom Cooper Creek

vorbereitet hatte. Stuart hatte, unterstützt von dem reichen Squatter Chambers und in dessen Interesse, verschiedene kleinere Ausflüge vor dem Jahre 1860 gemacht. Auf zwei Reisen von dem Südende des Eyresees aus nordwärts entdeckte er zahlreiche Quellen, welche dort warm und kalt aus den wenig anmutenden Ebenen hervorsprudeln. Dies war im Jahre 1859. Im März 1860 brach er von neuem auf und erreichte diesmal nahezu das Centrum des Kontinents bei dem von ihm so benannten Central-Mount-Stuart, auf welchem er im April die britische Flagge aufpflanzen konnte. Vorher hatte er die merkwürdige, hohe Sandsteinsäule entdeckt, welche sich inmitten einer Anzahl ähnlicher, aber kleinerer, zu beträchtlicher Höhe auf einem Hügel aus demselben Gestein erhebt und die er nach seinem freigebigen Förderer Chambers Pillar nannte. Vergebens aber versuchte er zu wiederholten Malen, weiter nach Norden vorzudringen; überall zurückgetrieben, entschloß er sich endlich, nach Adelaide umzukehren. Hier veranlaßte sein Bericht über die Tauglichkeit der von ihm durchzogenen Landstriche, welche sich nach Überwindung der wasserlosen, steinigen, zum Teil mit abschreckendem Dickicht bestandenen Wüstenstrecken ausbreiteten, die südaustralische Regierung, ihm bei seiner letzten Expedition zur endlichen Erreichung der Küsten des Indischen Ozeans ihre thätige Beihülfe zu leihen. Am 1. Januar 1861 brach Stuart von Adelaide auf, wohlausgerüstet mit Pferden und Proviant. Indes erreichte er wenig, es war ihm nicht einmal möglich, bis zum 17. Breitengrade vorzudringen. Wassermangel und dichter, undurchdringlicher Scrub waren wiederum seine schlimmsten Feinde und auch bei seinen Versuchen, westwärts oder ostwärts eine bessere Reiseroute aufzufinden, wurde er immer und immer wieder zurückgetrieben. Noch einmal kehrte er unverrichteter Sache um, aber ohne Zögern wurde eine dritte Expedition beschlossen und schon im Januar 1862 verließ Stuart abermals die Hauptstadt der Kolonie, erreichte am 7. April seinen nördlichsten Punkt, drang glücklich durch den seinen Weg versperrenden Scrub hin-

durch und pflanzte am 24. Juli die britiſche Flagge an der Adam Bai des Indiſchen Ozeans auf. Am Ende des Jahres langte Stuart wieder in Adelaide an und beſchloß damit ſeine erfolgreiche Laufbahn, freilich mit gebrochener Geſundheit. An Umſicht, Sorgfalt und Energie hat ihn keiner ſeiner Vorläufer oder Nachfolger übertroffen, niemals bei allen ſeinen Expeditionen hat er den Verluſt eines Gefährten zu beklagen gehabt.

Ganz anders endete das denſelben Zweck verfolgende, großartige Unternehmen, welches zwei Jahre früher von der Regierung der Kolonie Victoria veranſtaltet wurde, und das zwar nicht in ſeinen direkten Reſultaten, wohl aber durch die, in Folge ſeines unglücklichen Ausgangs angeregten, zahlreichen Expeditionen der Erforſchung Auſtraliens einen ganz außerordentlichen Anſtoß gab. Die Erfolge Stuarts auf ſeinen erſten Reiſen hatten in der reichen Nachbarkolonie den Wunſch gezeitigt, dieſe Leiſtungen wenn möglich zu überbieten. Die Anſtalten, welche man machte, um den Kontinent von Nord nach Süd zu durchkreuzen, waren die großartigſten. Regierung und Private wetteiferten in Beiträgen, bis ſich die ganze zur Verfügung ſtehende Summe auf 248 000 Mark belief. Vierundzwanzig Kamele wurden aus Indien herübergebracht, der ganzen übrigen Ausrüſtung und Verproviantierung die größte Sorgfalt gewidmet und am 20. Auguſt 1860 zog der zum Führer erwählte Robert O'Hara Burke mit ſiebzehn Begleitern, worunter drei Indier, unter den enthuſiaſtiſchen Glückwünſchen der Bevölkerung Melbournes zur Ausführung der ihm geſtellten Aufgabe aus. Sein Plan war, von Menindie am mittleren Darling den Coopercreek zu erreichen und von dort aus in möglichſt gerade nach Norden gezogener Linie den Weg zum Golf von Carpentaria zurückzulegen. Burke ließ einen Teil ſeiner Leute mit Vorräten zu Menindie, eine zweite Station errichtete er am Coopercreek, er ſelbſt aber brach, begleitet von dem Arzte Wills und zwei Leuten, zum Golf von Carpentaria auf. Die Reiſeroute bot keine Schwierigkeiten, ſie wurde leicht durchmeſſen, daß aber Burke wirklich zum Golf ge-

langte, bleibt bei dem sumpfigen Terrain der Ufergegenden zweifelhaft; wahrscheinlich kam er nur in die Nähe des Meeres. Durch Nahrungsmangel aufs äußerste erschöpft und mit Verlust eines seiner Leute kehrte Burke zum Cooper Creek zurück, um denselben verlassen zu finden, und erlag trotz der Gutmütigkeit der Schwarzen, welche die langsam Verhungernden öfters mit Nahrung versahen, nebst Wills dem Hungertode, während der überlebende King in einem der Stämme Aufnahme und Pflege fand. Die nach Melbourne überbrachte Kunde von Burkes langem Ausbleiben wurde die Veranlassung zur Absendung von vier verschiedenen Expeditionen; von Victoria 1861—1862 unter Howitt, welcher die sterblichen Überreste von Burke und Wills sowie den noch lebenden King nach Melbourne geleitete, von Südaustralien unter Mac Kinlay, der bis zum Golf von Carpentaria vorging, von Queensland unter Walker und Landsborough, welche ebenfalls die Gegenden am Albert, Flinders, Thompson und Barku durchforschten. Die günstigen Berichte über die Bewässerung und Vegetation dieser weiten Striche wurden schnell die Veranlassung zu ihrer Besiedelung durch queensländer Viehzüchter, welche heut ihre Stationen schon bis nahe an die Grenzen der Kolonie vorgeschoben haben.

Stuart's Entdeckungen hatten zwar ein wenig anmutendes Bild von dem Inneren des Kontinents gegeben, dessen weit von einander gelegene Oasen von mäßiger Ausdehnung selbst die Viehzucht, der die Vermittelung mit den angesiedelten Distrikten aufs äußerste erschwert war, wenig ermutigen konnten, dafür berechtigte aber das große, fruchtbare Areal am Indischen Ozean als geeignetes Produktionsgebiet für mancherlei tropische Kulturen zu um so höheren Hoffnungen. Die unmittelbare Folge von Stuart's Reisen war die Besitzergreifung des ganzen ausgedehnten Landstriches zwischen dem 138° und 129° östlicher Länge bis zum Indischen Ozean, des sogenanten Alexandralands und des Nordterritoriums, durch die südaustralische Regierung und der allerdings mit wenig Erfolg gemachte Versuch zur Be-

Fig. 1.

Eingeborner der Macdonellkette auf der Jagd nach Wallabys.

gründung einer Kolonie an der Nordküste. Von viel weitergehenden Wirkungen auf die Entwickelung Australiens sowie seine fernere Erforschung war aber die Ausführung des schon seit Jahren von Todd, dem Generalpostmeister der Kolonie Südaustralien, geplanten großartigen Unternehmens, die Süd- und Nordküste durch eine den Kontinent quer durchschneidende Telegraphenlinie zu verbinden, welche dann durch unterseeisches Kabel über Java in Singapur sich an die schon bestehende große indo-europäische Linie anschließen und dadurch den fünften Weltteil in Verbindung mit allen übrigen bringen sollte. Diese Linie wurde 1872 vollendet und ist für die weitere Erforschung Australiens von größter Wichtigkeit geworden, indem sie die Basis resp. das Endziel mehrerer der nachfolgenden Expeditionen bildete.

Wie bei früheren Anlässen so war es auch jetzt wieder unser Landsmann Ferdinand von Müller, welcher sich die Erforschung Australiens angelegen sein ließ. Mit Hilfe der Regierungen von Victoria und Südaustralien wie einiger Privatleute wurden erst Giles, dann Gosse beauftragt, von dem Überlandtelegraphen westwärts vorzugehen. So wurden die Macdonnell- und James-Kette besser bekannt, der große Salzsumpf Amadeus entdeckt und ein Vorstoß bis zum 127° 31′ östlicher Länge gemacht. Je weiter man nach Westen kam, desto ausgeprägter wurde der Wüstencharakter der Landschaft, deren trostlose Dürre nur in langen Zwischenräumen durch Quellen und natürliche Wasserreservoirs unterbrochen wurde.

Warburton, durch den das Gebiet des unteren Cooper nebst den westlichen und südlichen Ufern des Eyresees 1866 erforscht worden war, folgte der Aufforderung des reichen Kaufmanns und Herdenbesitzers Elder in Adelaide, das Land im Centrum des Kontinents westlich von der Telegraphenlinie hinsichtlich seiner Tauglichkeit für die Viehzucht zu untersuchen. Die Expedition war mit Kamelen ausgerüstet, die Elder schon vor Jahren auf seiner Weidestation südlich vom Cooper akkli-

matisiert hatte. Als Ausgangspunkt wurde die Alice Springs Station an der Macdonnellkette nahe dem Wendekreis gewählt. Warburton brach am 15. April 1873 auf und erreichte nach unsäglichen Mühen und nachdem er mit genauer Not dem Hungertode entronnen war, am 11. Januar 1874 den de Greyfluß an der Nordwestküste Australiens, wo er von den dort lebenden Ansiedlern bereitwilligst unterstützt wurde. Die Gegenden, welche Warburton durchzog, gehören zu den traurigsten Australiens; sandige und wasserlose Sandsteinhügel wechselten ab mit weiten, offenen Wüsten, welche widerwärtiges Stachelgras dicht bedeckte. Warburton gebührt der Ruhm, zuerst aus dem Innern zur Westküste vorgedrungen zu sein, leider aber wurde durch die heldenmütigen Anstrengungen des kühnen, alten Mannes die Kolonisation in keiner Weise gefördert.

Immer noch blieb ein großer Raum im westlichen Teil des Kontinents unerforscht. Die Hoffnungen, welche man in Westaustralien, zu dem dieses Gebiet zum allergrößten Teil gehörte, etwa auf dasselbe setzen mochte, wurden gründlich zerstört durch die Reisen von John Forrest und Ernest Giles, welche auf verschiedenen Linien diese Striche durchzogen. Forrest war schon 1870 der Route Eyre's an der Großen Australischen Bucht, aber in umgekehrter Richtung von Westen nach Osten, gefolgt und hatte die Reise von Perth bis Adelaide ohne erhebliche Beschwerde zurückgelegt. Vier Jahre später zog er wiederum im Auftrage der westaustralischen Regierung vom Murchisonflusse ostwärts und durchwanderte ein spärlich bewässertes, teilweise mit großen Spinifexebenen und Salzsümpfen bedecktes Terrain bis zur Telegraphenlinie, welche er unter dem 27. Breitengrade erreichte. Giles vollendete die Reise weiter südlich und besser ausgerüstet. Während Forrest seinen Zug mit Pferden machte, war Giles durch den, wegen seiner Verdienste um Australiens Erforschung, in den englischen Ritterstand erhobenen Sir Thomas Elder mit Kamelen versehen worden und so in den Stand gesetzt, die Gefahren großer wasserloser Strecken glücklich zu überwinden. Das durch-

zogene Land bestand hier gleichfalls aus traurigen Wüsteneien: losen, mit Stachelgras bedeckten Sandhügeln, Malleyscrub, weiten, baumlosen Ebenen und wenig Land, das unter dem befruchtenden Einfluß der leider fehlenden Niederschläge zur Ansiedelung geeignet geschienen hätte. In Perth angelangt bereitete sich Giles sofort zur Rückreise vor, aber auf einem anderen, bisher noch unbetretenen Pfade. Anfang 1876 von dem 27. Breitengrade ausgehend zog er in nordöstlicher Richtung bis zur 23. Parallele, wobei er die merkwürdige magnetische Eisenmasse, den Mount Gould, auffand, richtete von da seinen Kurs südöstlich und erreichte durch sandige Stachelgrasebenen und anderes unfruchtbares Terrain hindurchdringend die Telegraphenlinie im August des Jahres, ohne, ebensowenig wie Forrest, eine Entdeckung gemacht zu haben, welche zur Erweiterung der Kolonisation führen konnte.

Glücklicher aber war die Expedition von Alexander Forrest, dem Bruder des vorgenannten Reisenden und dessen beständigem Begleiter, welcher im Februar 1879 vom de Grey-Fluß in Nordwestaustralien bis zur Telegraphenlinie und an ihr entlang nach Port Darwin reiste. Nicht nur entdeckte er in dem bisher nur in seiner Mündung bekannten Fitzroy einen schönen, für Dampfer 160 Kilometer aufwärts befahrbaren Strom, auch die von ihm durchzogene Gegend erschien teils für Weidezwecke, theils aber auch für den Anbau tropischer Produkte wie Zuckerrohr und Kaffee vorzüglich geeignet. Nur in dem östlichsten Teile dieses Gebietes verlor sich dieser günstige Charakter. Dieser jetzt Kimberleydistrikt benannte Teil Westaustraliens wurde in der Folge schnell von Ansiedlern besetzt.

Auch die 1880 unter dem Kapitän Pennefather in dem Schuner „Pearl" gemachten Entdeckungen an der Ostküste des Carpentariagolfs haben ein schönes, fruchtbares Terrain mit großen schiffbaren Flüssen, wie der Archer und Batavia, erschlossen, welches zu den vielversprechendsten Gebieten des, wie es scheint, am glücklichsten bedachten Queensland gehört. Eine Expedition, welche um dieselbe Zeit das Land von den Palmergoldfeldern

bis zum Kap York, hauptsächlich auf seinen goldführenden Charakter untersuchte, fand indes keine Spuren des Metalls, die Wahrscheinlichkeit seines Vorkommens auch nur auf einen schmalen Ostrand beschränkt und hatte mancherlei Beschwerden in dem regenreichen und von feindlichen Eingebornen bewohnten Terrain zu überwinden, ehe dieselbe die Ansiedelung am Kap York erreichte.

Areal und Grenzen.

Der australische Kontinent ist, der Größe nach gemessen, der letzte unter den großen Erdmassen, in welche man die Oberfläche unsers Weltteils zu zerlegen pflegt. Vergleichen wir ihn mit Europa, so erscheint er um ein Fünftel kleiner als dieses, vergleichen wir ihn mit seinem Mutterlande, dem großbritannischen Königreiche, so sehen wir, daß diese südliche Besitzung mehr als sechsundzwanzigmal größer ist als die beiden kleinen europäischen Inseln, deren Oberherrlichkeit sie anerkennt.

Nach den zuverlässigsten Berechnungen von Behm und Wagner umfaßt das Areal des australischen Kontinents 7 627 832 Quadratkilometer oder 138 529 Quadratmeilen. Es ist eine wenig gegliederte, unbeholfene Masse, so ungeschlacht und unzugänglich fast wie das auch sonst ihm mehrfach verwandte Afrika. Nur selten tritt das Land in plumpen, massigen Vorsprüngen in das Meer hinaus, ebenso selten schneidet das Meer in die gleichmäßig verlaufenden Küsten. Die zahlreichen, die Ufer besäumenden Landfragmente tragen im Süden und Westen sehr häufig den Charakter felsiger Rauheit und trostloser Unfruchtbarkeit, bessern sich aber zusehends dem Nordrande zu, wo nicht wenige der größeren Inseln zu den schönsten Hoffnungen vollauf berechtigen.

Daß Australien ehemals weit umfangreicher war, dürfen wir mit Sicherheit vermuten. Das Große Barrierriff bezeichnet

mit ſeiner jäh zu großer Tiefe abſtürzenden Oſtſeite die wahrſcheinliche Grenze des ehemaligen Kontinents nach dieſer Richtung. Auch im Weſten, im Norden und im Süden gewahren wir Anzeichen, daß Auſtralien früher ausgedehnter und höher war. Neuguinea und Tasmanien hingen jedenfalls mit ihm zuſammen. Die Periode der Senkung ſcheint indes vorüber zu ſein; im Weſten und Süden ſoll ſich die Küſte ſogar ſtetig heben. Daß eine ſolche Hebung in Südauſtralien öſtlich vom Murray in noch nicht gar ferner Zeit ſtattgefunden hat, lehren uns die Muſcheln, welche dort achtzig Kilometer vom Meere landeinwärts und ſelbſt hundert Meter über demſelben gefunden wurden. Als dieſer Teil noch unter dem Meeresſpiegel verſenkt war, bildete der öſtliche Rand bis nach Tasmanien hinüber und mit Einſchluß desſelben eine langgeſtreckte Inſel, welche ein breiter Meeresarm von einer großen und kompakten Inſel trennte. Kleinere Bruchſtücke waren vermutlich zwiſchen beiden Hälften verſtreut, die, endlich durch eine allgemeine Hebung des Bodens vereinigt, jetzt aus der Oberfläche als mehr oder minder hohe Gebirgszüge emporragen.

Politiſch gehört Auſtralien ſchon längſt in ſeiner ganzen Ausdehnung zu Großbritannien, das ſeit der Anlage der erſten Strafkolonie im Oſten jede fremde Okkupation ſorgfältig zu verhüten gewußt hat. Allmählich iſt der Kontinent an fünf verſchiedene Kolonialregierungen übertragen worden, welche bei ſelbſtändiger Verwaltung unter dem Schutz des Mutterlandes ſtehen. Räumlich könnte man Auſtralien in drei Teile zerlegen: einen öſtlichen, einen centralen und einen weſtlichen. Der erſte begreift die drei Kolonien Queensland, Neuſüdwales und Victoria, der centrale das eigentliche Südauſtralien mit dem ihm zugehörigen Nordterritorium und der weſtliche die Kolonie Weſtauſtralien. Teilte man den Kontinent in hundert gleiche Teile, ſo entfielen davon auf Victoria drei, auf Neuſüdwales zehn, auf Queensland 23, auf Südauſtralien 30 und 34 auf Weſtauſtralien.

Bodenbildung.

Die plaſtiſche Geſtaltung des Erdteils iſt nahezu ebenſo einfach wie ſeine Umriſſe. Im allgemeinen mag man ſagen, daß ſich das Land von Weſten nach Oſten und von Süden nach Norden zu hebt. Der Gedanke eines großen Inlandſees, wie man ihn noch zu Leichhardts Zeit hatte, in deſſen großem Becken ſich von aufſteigenden Rändern des Kontinentes die abſtrömenden Gewäſſer ſammelten, iſt längſt als irrig befunden worden. Heut exiſtieren ſolche Randwulſte nur an der Oſt- und an der Weſtküſte. An der Oſtküſte zieht ſich eine hohe Waſſerſcheide von dem ſüdlichſten Punkte des Auſtralkontinentes in geringer Entfernung vom Meere bis in die Gegend des öſtlichſten Vorſprunges, um dann in nordweſtlicher Richtung weiter vom Küſtenrande zurückzuweichen, dem ſie ſich aber in ſtarker Biegung nach geraumem Verlauf wieder zuwendet, um, an die Ufer der großen Halbinſel York dicht herantretend, in der nördlichſten Spitze des Kontinentes zu enden. Dort geben zahlreiche, aus der mäßigen Tiefe der Torresſtraße als Inſeln emporragende Kuppen noch jetzt Zeugniß von dem weiteren Verlauf dieſes Zuges hinüber nach Neuguinea, gerade wie die Inſeln und Felſen der Baßſtraße uns den Zuſammenhang zwiſchen Auſtralien und Tasmanien nachweiſen. Von dieſer großen Waſſerſcheide ſinkt das Land in ungeheurer Ausdehnung in ſüdweſtlicher Richtung bis zum Südlichen Ozean, doch iſt auch dieſes Gebiet keine ununterbrochene Ebene, vielmehr ragen hier und dort, in keinem Zuſammenhang mit einander ſtehend, einzelne Gebirgsketten oder Berge wie Inſeln in einem großen Meere aus derſelben zu mäßiger Höhe auf. Das weſtauſtra liſche Hochland iſt bei weitem nicht ſo hoch emporgehoben wie das öſtliche, doch teilt es mit jenem die Eigentümlichkeit, daß die bedeutendſten Erhebungen der auf den breiten Rand aufgeſetzten Bergketten ſich gerade an der Kante

befinden. Der Charakter iſt jedoch inſofern ein völlig verſchiedener, als die öſtlichen Gebirge allmählich in große Tiefebenen abfallen, die weſtlichen aber ſich als endloſe Hochebene fortſetzen, welche weit ins Land hinein mit Reihen langgezogener Salzſümpfe bedeckt ſind. Viele dieſer Becken bilden zuſammenhängende Flußſyſteme, freilich von höchſt mangelhaftem Charakter, wie das des oberen Schwanenfluſſes und des Blackwood. Das übrige Auſtralien weiſt eine Menge iſolierter Gebirgsſyſteme auf, ſodaß nach einem oft citierten Ausſpruche Meinickes ein Steigen des Meeresſpiegels um wenige hundert Fuß genügen würde, um jenes Feſtland in Gruppen zahlreicher Inſeln aufzulöſen. So zieht ein iſoliertes Bergland parallel mit den Golfen von St. Vincent und Spencer, dann mit des letzteren, jetzt freilich unterbrochener Verlängerung, dem Torrensſee, parallel bis zu den Niederungen des großen Cooperdelta, ſo erhebt ſich im Centrum des Kontinents eine ausgedehnte Hochebene, aus welcher die ſchroffen Rücken der Macdonnell-, Musgrave- und Petermann-Kette ſcharf emporſteigen. Hoch im Norden endlich füllt die Arnhemhalbinſel ein ausgedehntes Tafelland, welches ſeine höchſte Höhe da zu erreichen ſcheint, wo der Alligatorfluß zwiſchen ſteilen Wänden von 300 Meter Höhe zum Indiſchen Ozean abfließt.

Während unternehmende Reiſende thätig waren, uns Kunde von der Oberfläche des Kontinents zu verſchaffen, ſind die Geologen nicht müßig geweſen und manche alte Vorſtellung iſt als irrthümlich beiſeite geſchoben worden. Freilich iſt die Kolonie Victoria die einzige, über welche nach ausgeführten Arbeiten: zahlreichen Karten und Berichten, ein allgemeines, geologiſches Bild gegeben werden kann. Auch in Neuſüdwales und Queensland hat man ſeit einigen Jahren geologiſche Anſtalten errichtet, die übrigen Kolonien ſind aber nach dieſer Richtung hin leider noch ſehr wenig thätig. Lange Zeit meinte man, daß ſekundäre Formationen in Auſtralien nicht vorkämen, daß der ganze Erdteil aus ſehr alten und aus ſehr neuen Lagern beſtände, daß derſelbe alſo während der ganzen meſozoiſchen Periode

ſich über dem Meere befunden habe. Man weiß jetzt, daß dieſe Anſicht eine irrige iſt, obſchon ſekundäre Formationen an der Oberfläche zu den Seltenheiten gehören. Zu den paläozoiſchen Formationen haben wir die hauptſächlichſten Bergketten Auſtraliens zu rechnen. Die Blauen Berge, die Auſtraliſchen Alpen, das Große Scheidegebirge von Victoria nebſt den Grampians und Pyrenäen, weſtlich von dem letzteren, beſtehen zumeiſt aus ſiluriſchen Lagern von zwei Perioden. Durch ſie hindurchgebrochen ſind Granit, Syenit und Porphyr, oft in großen Maſſen und häufig auf den höchſten Gipfeln zu finden. In Südauſtralien bilden jene Geſteine das gebirgige Rückgrat des Landes und in Queensland iſt die Scheidekette wie im Nordterritorium das Hochplateau, ſo zuſammengeſetzt. Im Weſten treten paläozoiſche Formationen aber weit ſeltener auf; wir finden ſie vereinzelt in der Darlingkette und bei der Championbai; die älteren Felſen ſind hier von neueren Schichten überdeckt. Im Inneren treffen wir Granit über eine weite Fläche hin, meiſt in iſolierten Hügeln und Spitzen in wüſter Gegend. Die Kohlenformation iſt namentlich in Queensland ſtark vertreten, ſie erſtreckt ſich zwiſchen den 29. und 15. Breitegrad 320 Kilometer von der Küſte landeinwärts, zuweilen in Lagern von mehreren tauſend Fuß Mächtigkeit. Hier findet ſich Kohle auch in der meſozoiſchen Formation. Sand- und Kalkſtein aus der permiſchen Epoche kommen im ſüdöſtlichen Victoria vor. Alle älteren Anſiedelungen von Neuſüdwales ſtehen auf jenem großen Sandſteinlager, welches das Kohlenfeld des Hunter einſchließt. Man rechnet auch dies zur paläozoiſchen Periode. In Süd- und Weſtauſtralien hat man von Kohlenformationen nichts bemerken können. In Queensland wird die Kohlenformation von Granit durchbrochen, in dem man Zinn findet; dieſer Granit iſt wahrſcheinlich jüngeren Datums.

Meſozoiſche Geſteinslager hat man am häufigſten in Queensland, ſeltener in Neuſüdwales und Victoria gefunden, und zwar ſind dieſelben nach Foſſilien, welche ſolchen in andern Teilen der Erde entſprechen, feſtgeſtellt worden. In Queensland ſcheint

ein ſehr großer Teil des Inneren, im Weſten der Scheidekette nördlich bis zum Golf von Carpentaria, ſüdlich bis zum Darling, der ſekundären Periode und zwar der oolithiſchen Formation anzugehören. In Neuſüdwales rechnet man die ausgedehnten Sandſteinlager öſtlich von den Blauen Bergen bisweilen als meſozoiſch. Trias findet ſich am Clarenceſluß, und bei Parramatta hat man ein Kohlenlager aus der meſozoiſchen Zeit. Die beiden ſüdlichen Halbinſeln Victorias beſtehen meiſt aus Kalk und kohlenführenden meſozoiſchen Lagern; Kohle iſt bisher allerdings nur in geringer Menge gefunden worden. Das Wannonthal iſt ein zweites ſolches Gebiet.

Tertiäre Lager ungewiſſen Alters, meiſt für pliocen gehalten, bedecken ungeheure Strecken in allen Teilen Auſtraliens. Solche ſind der Wüſtenſandſtein, der Korallenkalk, und viel von dem Kies, Konglomerat und Lehm der Goldgruben. Der Wüſtenſandſtein, welcher wahrſcheinlich ein volles Drittel des Kontinents bedeckt, von den weſtlichen Ebenen von Queensland und Neuſüdwales quer durch den Kontinent über den größten Teil von Weſtauſtralien, iſt bisher ein ungelöſtes geologiſches Rätſel geblieben. Außer einigen Süßwaſſermuſcheln und unvollkommenen Pflanzenreſten fehlen ihm alle organiſchen Reſte, wir können ſein Alter daher gar nicht feſtſtellen, wiſſen auch nicht, ob alle ſeine Teile gleichalterig ſind. Dieſer Sandſtein erſcheint in ausgedehnten Ebenen, Plateaus und niedrigen Hügeln, die letzteren wahrſcheinlich das Niveau angebend, welches der Sandſtein ehemals überall behauptete. Dies Niveau zeigen auch die merkwürdigen Felſenpfeiler an, welche ſich, wie der 50 Meter meſſende Chambers Pillar mitten im Herzen des Kontinents, oft zu bedeutenden Höhen erheben und nicht ſelten in Gruppen wie die Säulen eines des Daches beraubten, zerfallenen Tempels erſcheinen. Grey ſah auf ſeiner Reiſe im nordweſtlichen Auſtralien eine ausgedehnte Gegend mit ſolchen Pfeilern beſetzt, deren groteske Formen der Landſchaft ein eigenartiges Ausſehen gaben. Dort fand er auch den Schlüſſel zu der merkwürdigen Er-

ſcheinung. Eine unterirdiſche Höhle zeigte ein getreues Bild der zu Tage liegenden Landſchaft, noch ruhte eine ſtarke Geſteinsdecke auf den rötlichen Pfeilern, allein die Zeit war abzuſehen, wo durch die wiederkehrenden Anſchwellungen des die Höhle jetzt ſanft durchrieſelnden Baches dieſe Kruſte endlich weichen und das jetzt unterirdiſche Gebilde an das Licht der Sonne tretend wie ſeine Vorgänger ſein nacktes Geſtein mit dem Schmuck der Schlingpflanzen umkleiden würde. Auch in Südauſtralien und Victoria finden wir ausgedehnte Höhlen dieſer Art mit prächtiger Stalaktitenbildung im tertiären Kalkſtein, alle durch die Aktion des Waſſers gebildet. Auch der Wind mag in ähnlicher Weiſe ſeine Thätigkeit bezeigen; wir wiſſen ja, welche Zerſtörungen die Friktion des ſcharf dahingetriebenen Sandes an den Oberflächen entgegenſtehender Körper anzurichten vermag. Woher kamen nun dieſe Maſſen von Sandſtein, welche jetzt einen ſo großen Teil Auſtraliens bedecken? Die Annahme, daß die Bildung desſelben unter dem Meeresſpiegel vorgegangen ſei nach Analogie andrer Striche desſelben Geſteins, können wir nicht gelten laſſen, da wir hier keine marinen Überbleibſel irgendwelcher Art entdecken. Vielmehr ſind wir zu dem Schluſſe berechtigt, daß der Wüſtenſandſtein jetzt das Becken eines ehemaligen Binnenſees ausfüllt, in welchen die von der damals viel höheren Kante herabſtrömenden Gewäſſer im Laufe von Jahrtauſenden die Abwaſchungen der Berge trugen, bis ſich das Becken füllte, die Waſſer nach außen hin durchbrachen und ihren Abfluß zum Meere nahmen. Die Berge waren im Laufe der Zeit erniedrigt, die ehemaligen Tiefen erhöht, ein allgemeines Sinken des Kontinents folgte und ungeheure Strecken ſandiger Seenbecken wurden nun bloßgelegt. Verringerter Regenfall war die Folge und das Innere nahm damit ſeinen traurigen Charakter an. Die letzten Überbleibſel des großen Binnenwaſſers erkennen wir in den zahlreichen Sümpfen und periodiſch gefüllten Lagunen, welchen wir im Süden, im Centrum und im Weſten Auſtraliens begegnen.

Marine tertiäre Ablagerungen kommen in Queensland und

Neusüdwales gar nicht vor, während solche im Süden und Westen häufig sind und in Victoria 200 Meter über dem Meere angetroffen werden. Die fossilen Früchte, welche man in den tiefsten goldführenden Lagern fand, gehören alle heut nicht mehr vorkommenden Arten an, sind aber subtropischen, australischen Pflanzen verwandt. Selbst in einer Höhe von 1300 Meter fand man in den Australischen Alpen in schwarzem Thon die fossilen Überreste von Blättern. Die größten Lager von Fossilien finden wir indessen in den Schichten der postpliocenen Periode. Solcher Art sind die oft erwähnten Höhlenfunde bei Wellington am oberen Macquarie und am oberen Murrumbidgee. Von dort sowie aus den Thonlagern der Liverpool- und der Darling-Ebenen haben wir genug erhalten, um einen Einblick in die frühere australische Tierwelt zu gewinnen. Die ausgestorbenen Species sind alle den jetzigen verwandt, übertreffen diese aber an Größe bedeutend. Wir sehen Känguruh um ein Drittel größer als der jetzige Macropus, das dem Känguruh verwandte Diptrodon kam dem Elephanten nahezu gleich. Ein Wombat, Phascolomys, erreichte die Höhe eines Tapir und das zwischen Känguruh und Wombat in der Mitte stehende Nototherium hatte den Umfang eines Rhinoceros. Känguruhformen, welche an die auf Bäumen lebenden Dendrolagi Neuguineas erinnern, waren vorhanden, und ein Phalangista, so groß wie ein Löwe, beherrschte wie jener das ihn umgebende Tierreich. Geschöpfe, welche wir heut nur noch in Tasmanien finden, bewohnten damals das Festland. Unter den Vögeln übertraf der dem jetzt lebenden Emu verwandte Dromornis den Strauß an Größe wie an Stärke.

Vulkane waren ehedem in mehreren Gegenden Australiens in Thätigkeit, die nicht verfehlt hat, denselben ihren Stempel aufzudrücken, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu bestimmen und dem Bergmann seine Linien vorzuzeichnen. Der bedeutendste vulkanische Herd befand sich im äußersten Südosten. In dem südaustralischen Distrikt von Mount Gambier an der Grenze von

Victoria haben mehrere Vulkane den horizontalen Korallenkalk durchbrochen, ohne indes bedeutende Lavaströme auszusenden. Sie sind vor sehr langer Zeit erloschen, den Krater eines derselben füllt jetzt ein reizender See. Zahlreicher sind die Vulkane des anstoßenden Victoria; in der Umgegend von Ballaarat mag man sie in Gruppen von Dutzenden sehen, die Krater teilweise noch deutlich erkennbar, teilweise auch mit Wasser gefüllt, dessen Tiefe Hunderte von Metern hinabreicht. Auch in Neusüdwales und im westlichen sowie im nördlichen Queensland treten vulkanische Kuppen vereinzelt auf und die Basaltströme, welche sich aus ihnen über das umgebende Land ergossen, lassen sich noch heut deutlich verfolgen.

Bewässerung.

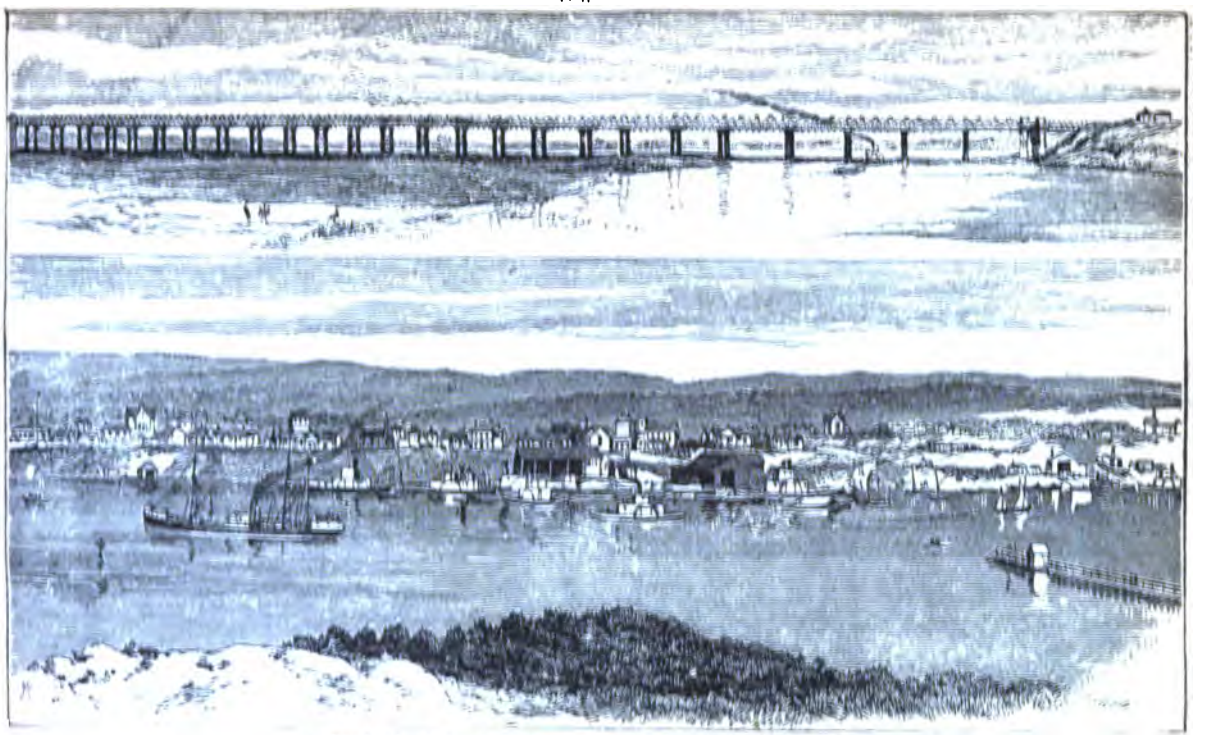
Durch die Konfiguration des Landes, die Erhebung seiner Gebirge und die daraus, wie wir später sehen werden, resultierende Dürftigkeit der Niederschläge ist die spärliche Versorgung des Landes mit Gewässern, mit stehenden sowohl als mit fließenden bedingt. Die höchsten australischen Berge reichen nicht über die Schneegrenze hinaus und in den heißen Ebenen des Inneren sind Niederschläge selten. Die großen Seen: Torrens, Eyre, Gairdner, Amadeus, Austin, Barlee ꝛc. sind salzig und selten etwas besseres als zähe Moräste. Sie hängen für ihren Wasserbedarf gänzlich von den in sie mündenden Flüssen ab, die zwar zahlreich und tief genug ausgehöhlt sind, um bedeutende Wassermassen zuzuleiten, aber nur periodisch fließen. In den Betten dieser Seen finden wir keine Quellen, welche sie speisen könnten, obschon der Eyresee an seinem Süd- und Westufer mit einem dichten Kranz von Quellen umgeben ist, welche dort inmitten einer wenig anmutenden Gegend eine erstaunliche Fülle teils sehr guten, teils salzigen, teils auch warmen Wassers

liefern. Quellen ſind es überhaupt nicht immer, welche die Flüſſe ſpeiſen. Sehr oft ſind es allein Regengüſſe, auf welche auf der Karte mächtig erſcheinende Ströme angewieſen ſind und auch wo die Gebirgsſchlucht Mutter des weit durch das Land hinziehenden Fluſſes iſt, da bedenkt ſie doch ihren Sprößling ſo kärglich, daß ſeine Exiſtenz ſchon nach kurzer Entfernung von der felſigen Geburtsſtätte wieder ein Ende nimmt. Die breiten Flußbetten erſcheinen daher nur allzu häufig als trockene, mit Gras, Buſchwerk und hohen Bäumen beſtandene Schmalthäler, welche ihre dunkelgrünen Linien bald durch eine ausgedörrte Steppe, bald durch ein wogendes Waſſermeer hinziehen.

Obenan unter allen Flüſſen Auſtraliens ſteht der Murray mit ſeinem großen Nebenfluſſe, dem Darling. Wirft man einen Blick auf die Karte und ſieht, wie dieſe beiden Ströme alle Gewäſſer Oſt- und Südauſtraliens zwiſchen dem 26. und 36. Breitengrade in ſich aufnehmen, ſo iſt man geneigt, hier einen Miſſiſſippi mit ſeinem Miſſouri zu vermuten. Nimmt man europäiſche Verhältniſſe zum Maßſtab, ſo läßt ſich das von dieſen Flüſſen gebildete Dreieck mit einem ſolchen vergleichen, deſſen Spitzen durch die Städte Turin, Königsberg und Belgrad markirt werden. Aber leider entſpricht die Wirklichkeit den Erwartungen nicht, welche man zu hegen berechtigt iſt. Die Waſſermenge, welche dieſe beiden Flüſſe führen, iſt zuweilen bedeutend genug und der Murray insbeſondere tritt oft Lagunen bildend weit über ſeine Ufer, allein dann kommen wiederum Zeiten, wo das Niveau des Waſſerſpiegels ſo tief hinabſinkt, daß die Schiffahrt Unterbrechungen erleidet. Bei dem Murray freilich kommt dergleichen kaum noch mehr vor, ſeitdem man Sorge getragen hat, die im Flußbette lagernden Baumſtämme zu entfernen und dadurch Anhäufungen heruntergeſchwemmten Sandes vorzubeugen. Aber der Darling iſt nur nach größeren Fluten ſchiffbar, dann aber kann man ihn bis Bourke, zuweilen ſogar bis Walgett am Zuſammenfluß des Namoi und Barwan befahren. Der Murray durchfließt von ſeiner Quellheimat in den Warragongs oder

Australischen Alpen zuerst ein romantisches Waldgelände, bis er, die Weinhügel Albury's hinter sich lassend, in die ungeheuren Ebenen tritt, welche seine zahlreichen Zuflüsse in allen Richtungen durchfurchen. Der Murray selber sendet von seinem rechten Ufer aus Arme, welche mit nahezu parallel laufenden Nebenflüssen eine Verbindung zwischen ihm und dem Murrumbidgee herstellen, sodaß seine überströmenden Gewässer sich fast in einer Kreisbahn bewegen. Ein Gewirr von Flüssen und Kanälen durchschneidet hier die ebene Fläche und es ist dieser Reichtum, welcher dem Distrikt den bezeichnenden Namen Riverina verschafft hat. Erst mit der Aufnahme des Murrumbidgee beschränkt sich der Murray auf das eigene Bett. Dieser erstere größere Nebenfluß verfolgt fast dieselbe Richtung wie der Hauptstrom, und ehe er sich mit diesem durch eine allzu schmale Mündung vereinigt, geht ihm von Nordosten her der lange, aber seichte Lachlan zu, der über seine niedrigen Ufer häufig gefahrbringend weit hinausgetreten ist, während er sich ebenso oft in eine Kette von Teichen verwandelt. Der Murrumbidgee ist kein bedeutender, aber immerhin ein nützlicher Wasserweg, der wenigstens mehrere Monate im Jahre Dampfern gestattet, bis Wagga Wagga und selbst bis Gundagai vorzudringen. Von der Vereinigung der beiden Flüsse an wird der Hauptstrom weiter und tiefer; hier und dort, bald am einen, bald am anderen Ufer breiten sich ebene Flächen mit mächtigen Gummibäumen aus und dichte Polygonumdickichte wuchern aus den Betten seichter Lagunen empor. Schmale und tiefe Kanäle, fast verdeckt von dem dichten Laubwerk überhangender Bäume, ziehen seitwärts, um große, flache Seen zu füllen, deren mit spärlichem Vegetationskranze umzogene Fläche Wolken von allerlei Geflügel beleben. Dann streben weiße Kalkfelsen steil aus der Flut auf, die in schäumenden Wirbeln vorüberrauscht, denn sie bricht sich an dem Geröll der herabgestürzten Wand, welche die ruhelose Thätigkeit des Wassers unterminierte. Weiter der Mündung zu senken sich die Ufer, bis sie sich zu dem flachen Strande neigen, welcher

Fig. 2.



a. Brücke über den unteren Murray. b. Goolwa an der Murraymündung.

die großen, aber ſeichten Seen Alexandrina und Albert einfaßt, in die der Fluß ſich ausbreitet, ehe er durch ſchmale Öffnung ſich in die Encounterbai ergießt. Hier begegnet der ſchwache Strom dem mächtigen Schwall des ſüdlichen Ozeans, der ungehindert ihm ſeine volle Kraft entgegenwirft, daher iſt die Einfahrt in den Strom, obſchon ſorgfältig durch Baken markiert, nicht ganz ohne Gefahr. Das Endziel der vom Oberlauf des Fluſſes zurückkehrenden Dampfer bleibt immer noch Goolwa, 10 Kilometer von der Mündung, bis wohin die Flut bemerkbar iſt, welche, unterſtützt durch ein dort einmündendes brackiges Binnengewäſſer, dem Stromarm einen ſtarken Salzgehalt giebt. Die Gegenden, welche der Murray durchfließt, verlieren an Reiz und auch an Nutzbarkeit, je mehr ſich der Fluß ſeiner Mündung nähert. Auf die für auſtraliſche Verhältniſſe immerhin friſchen und anziehenden Berglandſchaften folgen weite wellige Prärien, dann dichteres Gebüſch und endlich unleidlicher Mallee- und Spinifexſcrub, nur ſelten unterbrochen von weniger unfreundlichen Buſchgegenden oder offenen Ebenen. Das Land iſt meiſt ſandig und wenig fruchtbar. Unterhalb Echuca hört aller Ackerbau an den Ufern des Fluſſes auf und die kleinen Ortſchaften nähren ſich von den umliegenden Schafſtationen, indem ſie als Entrepots für deren Produkte und Bedürfniſſe dienen. Erſt an den Mündungsſeen beginnt wieder einige Kultur, doch iſt dieſelbe wenig leiſtungsfähig. Als Verkehrsader iſt der Murray mit ſeinen beiden Nebenflüſſen Darling und Murrumbidgee trotz der Mängel, welche jenen, in ſeltenen Fällen auch ihm, anhaften, von hoher Wichtigkeit. Die Wolle der weitausgedehnten Weidediſtrikte ſeines Flußgebiets nimmt ihren Weg zum großen Teil entweder den Murray hinunter zu den Häfen Südauſtraliens, oder ſie wird nach Echuca, dem Hauptflußhafen Victorias, verfrachtet, um von dort per Bahn nach Melbourne übergeführt zu werden. Den Verkehr auf den Fluſſe an ſich zu ziehen, macht Victoria die größten Anſtrengungen, hinter denen Südauſtralien, das erſt vor einigen Jahren durch eine Bahn nach der großen Biegung

des Fluſſes ſeine Hauptſtadt dieſem näher brachte, zurückzuſtehen keineswegs gewillt iſt. Die Murrayhäfen Victorias ſind in der Folge von Oſten nach Weſten: Wahgunyah, Echuca, Swan Hill und Cowana, die von Neuſüdwales: Albury, Corowa, Euſton, Wentworth, in Südauſtralien: Morgan, Mannum, Milang und Goolwa. Am Darling ſind recht anſehnliche Plätze: Bourke, Wilcania, Menindie und das ſchon genannte, an der Vereinigung mit dem Murray liegende Wentworth. Am Murrumbidgee wären außer Gundagai und Wagga Wagga die weit kleineren Narrandera, Hay und Balranald zu erwähnen. Sorgfältig achten Schiffer und Kaufleute auf jedes Steigen der Flüſſe, das ihnen durch den Telegraphendraht, welcher ſich überall längs ihrer Ufer hinzieht, ſofort mitgeteilt wird, um die, vielleicht ſo bald nicht wiederkehrende Gelegenheit ſchleunigſt zu benutzen. Und der herabeilenden Flut entgegen dampfen dann die flachen Fahrzeuge, hinter ſich, einem Eiſenbahnzuge gleich, drei auch vier ſchwerbeladene Barken. Schon jetzt iſt der Verkehr ein ſehr bedeutender und jedenfalls muß er an Ausdehnung noch viel mehr gewinnen, namentlich wenn es gelingen ſollte, die Mündung ſo zu vertiefen, daß größere Seeſchiffe in dieſelbe gelangen können. Bis jetzt vermitteln noch kleine Küſtendampfer den Verkehr wiſchen Goolwa und der Hauptſtadt Südauſtraliens. Allein immer werden die beiden anſcheinend ſo großen Flüſſe wegen ihrer Waſſerarmut nur beſchränkte Träger des Verkehrs Inneraustraliens werden können, und eine Nebeneinanderſtellung der beiden auſtraliſchen und der beiden amerikaniſchen Ströme hieße den Zwerg mit dem Rieſen vergleichen.

So geringfügig aber die Leiſtungen des großen auſtraliſchen Fluſſes dem höhere Anſprüche an ſeine Waſſerwege ſtellenden Europäer oder Amerikaner erſcheinen mögen, ſo ſtehen ſie doch in Auſtralien bisher unerreicht da. Die Südküſte Auſtraliens beſitzt weiter öſtlich einige kleine Flüſſe, welche der Schiffahrt dienen können und wie der Yarra Yarra bei Melbourne derſelben auch faktiſch ſchon dienen, und die Oſtküſte hat eine ganze Anzahl

von kürzeren waſſerreichen Strömen, welche kurze Entfernungen hinauf auch größere Fahrzeuge tragen: eigentlich bedeutend ſind hier aber nur der Fitzroy und Burdekin, welche ein ausgedehntes Gebiet entwäſſern. Auf der Weſtſeite der York Halbinſel ſind erſt 1880 zwei anſehnliche Flüſſe: Archer und Batavia, deren Mündungen man ſchon kannte, weit hinauf befahren und als ſehr vielverſprechend ſowohl hinſichtlich ihrer Schiffbarkeit als der Fruchtbarkeit ihrer Ufer erkannt worden. Sehr wichtige Verkehrsadern verſprechen aber dermaleinſt die waſſerreichen Flüſſe des Nordterritoriums zu werden, namentlich ſind der Roper, der Daly und der Victoria ſelbſt für größere Fahrzeuge bedeutende Strecken aufwärts ſchiffbar. Auch der von Alexander Forreſt weit hinauf verfolgte Fitzroy ſcheint ein waſſerreicher Fluß zu ſein. Dagegen ſind die an der Weſtküſte mündenden, ſich auf der Karte ſo anſehnlich präſentierenden Flüſſe meiſt trockene Rinnſale oder Reihen von Waſſerbecken und die Südküſte iſt bis zur Murraymündung ohne irgendwelchen, auch nur einigermaßen beachtenswerten Waſſerlauf. Die Flüſſe des Inneren aber haben ſämtlich den Charakter der Periodizität, ſie ſind entweder den größten Teil des Jahres völlig trocken oder ſie bilden eine Kette loſe oder noch öfter gar nicht zuſammenhängender breiter Becken, welche in der Regel durch eine ſchmale Bank von einander getrennt ſind. Indem man dieſe Scheidewände erhöhte und befeſtigte, hat man an vielen Stellen kleine künſtliche Seen und Teiche geſchaffen, welche die Viehzucht außerordentlich erleichtern. An andern Orten hat man dergleichen Bauten ausgeführt, um nahegelegenen Städten ihren Waſſerbedarf zu ſichern oder auch, wie in Adelaide, der ſportliebenden Bevölkerung die Möglichkeit von Wettruder kämpfen zu verſchaffen.

Außerordentliche Summen ſind ferner für Brunnen verausgabt worden und zwar mit recht glücklichem Erfolge, ſodaß auf dieſe Weiſe ſehr ausgedehnte Striche von Südauſtralien und Neuſüdwales für die Anſiedelung nutzbar gemacht worden ſind. Noch größere Hoffnungen erwecken die Erbohrungen arte

ſiſcher Brunnen, welche die überraſchendſten Reſultate zur Folge gehabt haben. Danach ſcheint es doch möglich zu ſein, die Feuchtigkeit, welche die Oberfläche nicht gewährt, unter derſelben aufzuſuchen und zu Tage zu fördern, und wenn auch die Beſchaffenheit des Waſſers und die Koſtſpieligkeit der Arbeit eine Bewäſſerung zur Verfolgung landwirthſchaftlicher Zwecke nicht möglich machen ſollte, die Unternehmungen der Viehzüchter müſſen dadurch unbedingt gefördert werden.

Klima.

Der Kontinent von Auſtralien zieht ſich durch nahezu dreißig Breitengrade; er hat alſo eine Ausdehnung von Norden nach Süden, welche der Europas gar nicht ſehr bedeutend nachſteht; die großen klimatiſchen Unterſchiede, durch die der Norden unſeres Erdteils von den ſüdlichen Landſchaften getrennt wird, finden wir hier indes keineswegs. Allerdings zeigt das Thermometer im Norden weit höhere Grade als im Süden, auch fällt der Regen in den tropiſchen Teilen Auſtraliens zum größten Teil in den Sommermonaten, d. h. von November bis April, während er ſich in dem ſubtropiſchen Gebiet auf die Wintermonate beſchränkt, wenigſtens ſoweit regelmäßige Niederſchläge in Betracht kommen, aber im großen und ganzen muß man das Klima dieſes Kontinents als ein überall trockenes und demzufolge auch als ein ſehr geſundes bezeichnen.

Auf die räumliche Verteilung der Niederſchläge übt die beſondere Konfiguration Auſtraliens einen entſcheidenden Einfluß. Die Niederſchläge ſind aber von den herrſchenden Windrichtungen abhängig. Wäre Auſtraliens größerer Teil unter den Meeresſpiegel verſenkt, ſo würde der Paſſatwind von Südoſten her über die nördlichen Theile hinwehen und eine Rückſtrömung müßte in den oberen Schichten in umgekehrter Richtung ſtattfinden, während

in der südlichen Hälfte des Erdteils starke westliche und südliche Winde die Herrschaft behaupteten. Dieses Verhältnis wird aber einerseits durch die Existenz großer Ebenen im Inneren, anderseits durch die am Ostrande entlang laufende, hohe Bergkette gestört. Die ersteren, nahezu wasser- und baumlos, werden im Sommer zu Gluten erhitzt, welche selbst über tropische Verhältnisse hinausgehen, dadurch entsteht ein Aufsteigen der niederen erwärmten Luftschichten und demzufolge ein Zuströmen kälterer von allen Seiten, genügend, um den Nordostpassat über den Äquator zu ziehen und ihn in einen Nordwestmonsun zu verwandeln, sodaß die Wirkungen des hierher strebenden Südostpasses vollständig paralysiert werden. Die im Inneren sich in großer Höhe bewegenden nordwestlichen Luftströmungen sinken aber in weiterem Fortschreiten südwärts aus nicht vollkommen klaren Gründen mehr und mehr, bis sie an der Ostküste bei Sydney, häufiger an der Südküste in Melbourne und Adelaide als die gefürchteten heißen Winde erscheinen, denen die zarteren Pflanzen, nicht selten auch kleinere Tiere, wie Vögel zum Opfer fallen. Dieser erhitzte Nordwestmonsun ist in Tasmanien in einer Höhe von 1600 Meter gefühlt worden und als ein Beweis für das abermalige Steigen der heißen Luftschicht nur dort, aber nicht in tieferen Regionen. Sogar in Neuseeland soll man die Wirkungen dieses Windes verspürt haben. Diese heißen Winde beginnen am Morgen und dauern meistens wenige Stunden, zuweilen auch den ganzen Tag. Das Thermometer steigt dann bis zu 46 Grad Celsius und öfters noch weiter, wenn ausgedehnte Waldbrände die Temperatur erhöhen. In dem wüsten Inneren sind diese heißen Winde aber noch weit belästigender, wie denn Sturt's Thermometer im Schatten eines Baumes 53 Grad Celsius zeigte und dann sprang; dort fand derselbe Reisende auch für drei Monate eine Durchschnittstemperatur von 38 Grad Celsius. In Westaustralien kennt man die heißen Winde nicht. In Perth steigt das Thermometer zu 44,4 Grad Celsius und sinkt zu Zeiten bis —0,4. Melbourne ist weit kühler: die höchste beobachtete

Temperatur war dort 43,7, die niedrigſte — 2,8 Grad, Adelaide iſt ſchon wärmer, dort iſt das Maximum 45, das Minimum 1,2 Grad, während das nördlichere Sydney dennoch bei weitem nicht ſo heiße Sommer hat, als dieſe viel ſüdlicheren Städte, denn ſeine Maximalwärme beträgt 40,2, das Minimum 2 Grad, und Brisbanes Klima ſchwankt zwiſchen 56,2 und 3 Grad. Nach dem Inneren zu wird ſowohl die Hitze als auch die Kälte größer, es herrſcht dort ein kontinentales Klima und auf ſolche Sommerhitze, wie ſie Sturt erlebte, folgen dann zahlreiche Winternächte, in welchen ſtehende Waſſerlachen ſich regelmäßig mit einer ziemlich ſtarken Eisſchicht bedecken, die allerdings vor der aufgegangenen Sonne in wenig Stunden verſchwindet.

Der Regenfall iſt im Norden weit bedeutender als im Süden, in Somerset an der Spitze der York Halbinſel 2205 Millimeter, in Brisbane 1330, in Sydney 1202 und in Melbourne 697 Millimeter. Der Unterſchied zwiſchen Port Darwin im Nordterritorium und Adelaide in Südauſtralien iſt enorm, dort 1389, hier 536 Millimeter. Außerordentlich ſchwach iſt aber der Regenfall im Inneren; Charlotte Waters, eine Telegraphenſtation an der Nordgrenze des eigentlichen Südauſtralien, hat nur 114 Millimeter, eine Regenarmut, welche an Innerperſien und die Uferlegenden des Kaſpiſchen Meeres erinnert. Perth iſt einigermaßen beſſer geſtellt als die öſtlicher gelegenen Adelaide und Melbourne. Im ganzen aber vermindert ſich der Regenfall von Oſten nach Weſten, bis man ganz in die Nähe der weſtlichen Küſtenregion gelangt. Ebenſo nimmt die Regenfülle ſowohl von Norden als von Süden aus nach dem Inneren zu ab.

Dieſes waldloſe und darum leichter erhitzte Innere ſtrahlt ſeine Wärme in die Luft aus, der Reſt der ihm zugetragenen Paſſatdünſte kann daher nicht zur Verdichtung gelangen. So ſieht der Reiſende ebenſo wie der um ſeinen Viehſtand beſorgte Squatter zuweilen monatelang, wie der Himmel ſich langſam bewölkt und die Hoffnung auf erquickenden Regen erweckt und

dennoch immer wieder diese Hoffnung täuscht, denn die schon sichtbar gewordenen Wasserdämpfe verdichten sich nicht, durch die gesteigerte Luftwärme aufs neue zur Gasform aufgelockert ziehen sie vorüber, ohne ihren Segen zu spenden. Darum denkt man sich in Australien unter schlechtem Wetter etwas ganz anderes als in unserem feuchten Europa. Nichts kann die Lebensgeister aller Stände so auffrischen als sättigende Regengüsse, deren Erscheinen stets mit der lebhaftesten Freude begrüßt wird. Ein schlechtes Wetter kann in Australien nur ein trockenes sein.

Charakteristisch für Australien sind auch die gewaltsamen Ergüsse, welche das Regenquantum eines einzigen Tages oft höher erscheinen lassen als den Fall des ganzen übrigen Jahres. In Sydney fielen einmal innerhalb 2½ Stunden nicht weniger als 269 Millimeter. Das Innere von Australien erhält seinen Bedarf an Feuchtigkeit gänzlich vom Nordwestmonsun, daher haben die Stationen am Überlandtelegraphen vornehmlich Sommerregen, während in Victoria und Südaustralien der meiste Regen im Winter fällt. In Neusüdwales sind an der Küste Herbst und Sommer, im Gebirge Frühjahr und Winter, im Inneren Winter und Frühjahr am regenreichsten. In Neusüdwales sowie im anstoßenden Victoria fällt auf den höheren Berglandschaften regelmäßig in jedem Winter Schnee, oft drei Fuß an einem Tage. Ja so stark ist der Schneefall dort zuweilen gewesen, daß Rinder herdenweise darin begraben wurden. In der Gegend von Kiandra, nördlich von Mount Kosziusko, fällt Schnee beständig von Mai bis November. Mount Kosziusko wie alle höheren Kuppen im südlichen Theile sind den ganzen Winter hindurch mit Schnee bedeckt und in geschützten Schluchten bleibt der Schnee auch wohl das ganze Jahr hindurch liegen, obschon keiner der australischen Berge die Schneegrenze erreicht. Dennoch ist der Schneefall keineswegs genügend, um während des Sommers die Flüsse speisen zu können. Es ist immer der Regenfall, welcher ihnen ihren Vorrat giebt und da derselbe zuweilen so plötzlich und heftig erscheint, so sind große und zerstörende Fluten

die Folge, welche zuweilen ungeheure Zerstörungen anrichten, wie namentlich an den Ufern des Hunter, des Hawkesbury, des Clarence. Solche Überschwemmungen sind nicht minder häufig im Innern. Und abwechselnd mit solchen Fluten treten dann wieder verderbliche Dürren auf, in denen monatelang kein Tropfen Regen fällt, wie denn zu Wentworth am Darling achtzehn Monate lang kein nennenswerter Niederschlag stattfand. Eine natürliche Konsequenz ist die dann erfolgende kolossale Sterblichkeit der Thiere, welche in einem Jahre mehrere Millionen von Schafen und Rindern dahinrafft und auch die einheimischen Geschöpfe nicht verschont.

Trotz dieser großen Nachteile ist das Klima Australiens außerordentlich gesund. Epidemische Krankheiten sind fast gänzlich unbekannt. Das in dem nördlichsten Gebiete auftretende Fieber ist zwar nicht ganz ungefährlich, Todesfälle in Folge von solchen Anfällen gehören aber zu den Seltenheiten. In den südlichen Kolonien haben allerdings Scharlachfieber, Diphtheritis und Masern, namentlich unter der jungen Generation, in gewissen Jahren eine nicht unerhebliche Anzahl von Opfern gefordert. Die Sterblichkeit, mit 17 pro Tausend am höchsten in Queensland, mit 15 pro Tausend am niedrigsten in Südaustralien, ist weit geringer als in irgend einem Lande Europas. In dem Mutterlande England betrug die Mortalität im Durchschnitt einer Reihe von Jahren 21,8 und im deutschen Reiche seit 1872 sogar 27,1 pro Tausend. Man hat Australien daher als Kurort für englische Militärpersonen, welche längere Zeit in Indien gedient haben, warm empfohlen. Und abgesehen von den Sommermonaten verdient der ganze Süden eine solche Empfehlung wohl. Die Australier des Festlandes fangen an, Tasmanien als Luftkurort zu betrachten, die Anzahl der Bewohner von Südaustralien und Victoria, welche Hobart während der Sommermonate aufsuchen, ist jährlich wachsend, denn dort finden sie einen willkommenen Zufluchtsort vor der lästigen Hitze ihrer Heimat.

An der Verrichtung seiner Arbeiten wird der europäische

Einwanderer durch Hitze nur im hohen Norden gehindert, wenigstens iſt es ihm dort während der regneriſchen, heißen Sommermonate nur möglich, eine beſchränkte Anzahl von Stunden zu arbeiten. Im trockenen Süden ruht ſelbſt am heißeſten Tage niemand, denn gerade in die Zeit der größten Hitze fällt die Ernte und ein Tag Verzug möchte dem Landmanne ſchwere Verluſte bereiten. Auch fühlt bei der Trockenheit der Atmoſphäre niemand große Beſchwerden, geringere jedenfalls als ihm die heißen Tage nordiſcher Striche bei dem größeren Waſſergehalt der Luft bereiten.

Pflanzen.

Die auſtraliſche Vegetation iſt eine außerordentlich reiche. Wir kennen bis jetzt etwa 8000 verſchiedene Arten, eine Zahl, die ſich durch fernere Entdeckungen vielleicht auf 10 000 erhöhen dürfte. Auſtralien iſt demnach trotz ſeines geringeren Umfangs und ſeiner weit größeren Uniformität von Klima und Boden durch eine weit größere Mannigfaltigkeit pflanzlichen Reichtums ausgezeichnet als das umfangreichere und vielſeitigere Europa. Dieſer Formenreichtum erfüllte ſchon die erſten Entdecker mit Erſtaunen, wie denn die Bai, unter deren Namen der Kontinent lange Zeit vornehmlich bekannt war, ihrer botaniſchen Schätze wegen die Taufe erhielt.

Eigentümlicherweiſe und aller Erwartung zuwider, finden wir die größte Artenzahl nicht in dem tropiſchen Teile des Kontinents, vielmehr in den Strichen der gemäßigten Zone, welche nach Hookers maßgebenden Unterſuchungen 5880 Arten umfaßt, während die Zahl der in den Tropen vorhandenen ſich nur auf 2200 Arten bezifferte, und durch die neueſten Erforſchungen ſcheint eher die erſtere als die letztere einen Zuwachs erlangen zu ſollen. Auch iſt die tropiſche Flora Auſtraliens eine

weit weniger eigenartig australische, da sie sich aus einer Mischung von Formen des gemäßigten Australiens mit einigen indischen, malayischen und polynesischen Gruppen zusammensetzt. Was wir von dem gesamten Bestande der Pflanzenwelt als echt australisch reklamieren, finden wir auf den außertropischen Teil des Kontinents und da wieder auf den schmalen Rand beschränkt, welcher das arme Innere im Osten, Süden und Westen umschließt. Hier und zwar hier allein haben wir zwei Fünftel aller Gattungen und nicht weniger als sieben Achtel aller Arten, dennoch sind mindestens 200 sämtlicher Gattungen ebenfalls auch Europa gemeinsam.

Was uns ferner mit Überraschung erfüllen muß, ist die Verteilung der Arten über die drei Gebiete: das tropische, südliche und östliche. Die Südwestecke des Kontinents, ein verhältnismäßig kleiner Teil, ist bei weitem am reichsten ausgestattet, denn dieser Südwesten hat dem Gesamtkatalog der australischen Flora 3600 Arten geliefert, der Südosten dagegen 3000 und von dieser Zahl sind nur 300 beiden Gebieten gemeinsam. Das südöstliche Gebiet ist aber zwanzigfach so groß wie das südwestliche und das tropische mit Einschluß der wasserarmen Teile des Kontinents nahezu sechsmal so groß wie der Südosten. Nach der Ergiebigkeit ihrer Vegetation würden sich die drei Gebiete wie 18 zu 15 zu 11, nach ihrer Größe wie 1 zu 20 zu 119 verhalten. Bemerkenswert ist ferner die strenge, inselartige Sonderung verschiedener Gruppen. So findet sich in West- und Ostaustralien von den Akazien, Melaleuken und Eukalypten, welche zusammen 450 Arten umfassen, nicht eine einzige Art in beiden Gebieten zugleich, obschon diese drei Pflanzenfamilien doch die Hauptmasse der Vegetation ausmachen. Ziehen wir statt der Arten die Gattungen in Betracht, so ist der Unterschied nicht weniger auffallend. Im Westen giebt es etwa 180 Gattungen, welche sämtlich im Osten fehlen oder doch nur durch einige wenige Arten vertreten sind und doch schließen diese 180 Gattungen nicht weniger als 1100 Arten ein. Für den großen Arten-

Fig. 2.

Eukalyptenwald mit Kasuarinen und Farnen.

reichtum der westaustralischen Flora spricht die Thatsache, daß dieselbe 17 Gattungen einschließt, von welchen jede aus mindestens 30 Arten besteht, die ostaustralische dagegen nur 11 solcher Gattungen aufweist. In Verhältniszahlen ausgedrückt stellen sich die Arten zu den Gattungen im Südwesten wie 6 zu 1, im Südosten wie vier zu eins. Die endemischen Gattungen enthalten hier den sechsten Teil der Gesamtflora.

Eine weitere, noch merkwürdigere Isolierung sehen wir in dem beschränkten südwestlichen Gebiet, indem dort die Bezirke des Schwanenflusses und des King George's Sund, die doch durch keinerlei hemmende Barren von einander getrennt sind, eine weit größere Verschiedenheit in ihrer Flora zeigen als selbst die durch einen breiten Meeresarm geschiedenen Tasmanien und Victoria. Das ganze südwestliche Gebiet ist aber deshalb von hohem Interesse, weil wir hier allein eine von fremden Bestandteilen völlig freie australische Flora vorfinden, während im Osten und Norden sich allerlei Fremdes eingebürgert hat. Und dies Zusammendrängen so spezifisch australischer Formen auf einen kleinen Raum hat zu mancherlei Hypothesen in Bezug auf die Vergangenheit des Kontinents, namentlich auf seine räumliche Ausdehnung, Veranlassung gegeben, von welchen wir die von Hooker, dem kompetentesten Kenner, erwähnen, wonach die Vorläufer der jetzigen australischen Vegetation ein großes Areal, westlich von dem jetzigen Kontinent, bewohnt haben müßten und die merkwürdigen Analogien, welche jene mit der Flora Südafrikas zeigt, in Zusammenhang mit den ehemaligen Raumverhältnissen zu bringen sind.

Die Flora des nördlichen Australien, wo die Centren auf einer unermeßlichen Fläche zerstreut liegen, hat eine weit größere Anzahl von Gattungen als der Südwesten, im ganzen nämlich gegen 700, das Verhältnis der Arten zu jenen ist aber ein weit geringeres, indem es hier auf 3,1 zu 1 herabsinkt. Für den ersten Augenblick dürfte der auch hier überwiegende Endemismus befremden, da die Torresstraße mit ihren zahlreichen Inseln einem

Austauſch doch geringe Hinderniſſe entgegenzuſetzen ſcheint, allein, dieſe beiden einander ſo nahen Gebiete zeigen darum ſo ſtarke Verſchiedenheiten, weil das feuchte Klima der niedrigen Küſte Neuguineas in zu großem Gegenſatze gegen den trockneren Norden Auſtraliens ſteht, als daß, abgeſehen vom Mangrovewald, an beiden Ufern der Meerenge gleiche Pflanzen gedeihen könnten.

Wenn wir aber die auſtraliſche Flora als höchſt eigentümlich bezeichneten, ſo darf darunter nicht eine Eigentümlichkeit verſtanden werden, die aus einem beſonderen Urſprung zu erklären iſt, die vielmehr als das Reſultat einer dauernden Iſolierung betrachtet werden muß. Allerdings enthält der Kontinent eine größere Anzahl von Gattungen und Arten, welche ihm eigen ſind, und weniger Pflanzen, die andern Teilen der Welt angehören, als irgend eine Fläche von gleicher Ausdehnung. Die Eukalypten, die Proteaceen, die Kaſuarinen, Xanthorrhöen und Bankſien verleihen nebſt manchen andern ſeltſamen Pflanzengebilden der auſtraliſchen Landſchaft einen eigentümlichen Charakter. Die Nepentheen, bei denen die Blätter ſich zu großen, mit einem Deckel verſchließbaren Waſſerſchläuchen umbilden, ſehen wir wiederholt im Cephalotus. Die Proteaceenform geht durch Verſchmälerung des Blatts zur Erikenform über, oder die Blattgeſtalt wird durch zylindriſche Zweige erſetzt. Die Rinde der Eukalypten fällt ab und die Blätter, durch eine dichte, ſtarre Epidermis gegen eine allzu ſchnelle Verdunſtung des Saftes geſchützt, ſind nirgends einer periodiſchen Zerſtörung und Erneuerung unterworfen. Trotz dieſer und mancher andrer Beſonderheiten iſt, mit nur zwei Ausnahmen, eine jede der in Auſtralien vorkommenden Ordnungen auch in andern Teilen der Welt zu finden, wie auch keine der ſonſt weit verbreiteten Ordnungen in Auſtralien fehlt und ſelbſt die für den Erdteil am meiſten charakteriſtiſch erſcheinenden Typen anderen, über die ganze Welt zu findenden Gruppen ganz nahe verwandt ſind.

Den größten Teil der Oberfläche des Kontinents bedecken die beiden Formen der Eukalypten und Proteaceen. Die erſten

ragen durch ihre mächtigen Proportionen wie durch ihre vielseitige Nutzbarkeit hervor, die letzteren sind typisch für die mannigfaltigen Bildungen der Gesträuchsdickichte, des australischen Scrub.

Unter den Eukalypten stehen die sogenannten Gummibäume (gumtrees) obenan. Wir finden sie vornehmlich an den Ufern der Flüsse oder, wo diese periodisch sind, in den Betten selber, sie gedeihen vortrefflich in den feuchten Thalgründen, aber auch an den Abhängen und auf den Kuppen der Berge, welchen es an Niederschlägen nicht gebricht. Sie sind indes nicht auf eine Beständigkeit oder Regelmäßigkeit dieser Niederschläge angewiesen, ihre starke, holzartige Rinde, die dicke Oberhaut ihrer schmalen Blätter beschränkt die Verdunstung auf das geringste Maß und die innerhalb ihrer massigen Stämme zur rechten Zeit aufgespeicherten Vorräte erlauben ihnen, anhaltende Dürren ohne Nachteil zu überwinden. Zu diesen Eukalypten gehören die Riesen der australischen Vegetation, die Häuptlinge der gesamten Pflanzenwelt der Erde überhaupt, welche selbst die nordamerikanischen Sequoias, diese lange für die höchsten der Erde gehaltenen Baumriesen, sowohl an Höhenwuchs als an Massengehalt übertreffen. Einen solchen Koloß von der Spezies **Eucalyptus amygdalina** maß zuerst der berühmte Botaniker Ferdinand von Müller in Melbourne. „Nehmen wir an," sagt er, „daß nur die Hälfte des Holzes, welches ein solcher Baum liefert, zu Planken von zwölf englischen Zoll Breite und ein Zoll Dicke geschnitten würde, so ergäbe dies 426 720 laufende Fuß, genug, um 9¹/₄ englische Acker (ca. 4 Hektar) damit zu bedecken. Würde dieselbe Quantität Holz zu Eisenbahnschwellen verwendet, eine jede sechs Fuß lang, sechs Zoll breit und acht Zoll hoch, so würde das Resultat 17 780 Schwellen sein. Es bedürfte eines Schiffes von 6000 Tonnen Gehalt, das Holz des Stammes, der Äste und Zweige des halben Baumes fortzuschaffen, oder 666 Wagenladungen, je zu 1¹/₂ Tonnen gleich 30 Zentnern. Die zu gewinnenden Öle aus den Blättern des ganzen Baumes

würde man auf 31 Pfund berechnen können, die Holzkohle auf 17 950 Buſhel (6462 Hektoliter), den Roheſſig auf 227 269 Gallonen (11 227 Hektoliter), den Holzteer auf 31 150 Gallonen (1402 Hektoliter),. die Pottaſche auf 51 Zentner.“ Wie manches Jahrhundert mag vorübergegangen ſein, ehe die ungeſtörte Natur in ihrem langſamen Wege des Wachstums ein ſo mächtiges und wunderbares Gebilde erzeugen konnte!

Eine wirkliche Meſſung von Eucalyptus amygdalina ergab, wenn das engliſche Fußmaß in das pariſer verwandelt wird, nach Ferdinand von Müller 394 Fuß. George Robinſon giebt aber an, daß er bei einem ſolchen Baum in der Nähe der Quellen des Yarra- und Latrobefluſſes in Victoria einen Umfang von 81 Fuß und eine Höhe von 500 Fuß engliſch, alſo von mehr als 150 Meter beobachtete, während die höchſte bis jetzt bekannte Sequoia ſich nicht über 450 Fuß erhebt. Danach würde das Straßburger Münſter, ſelbſt die Pyramide des Cheops, ſtänden ſie neben jenen Rieſenbäumen, noch von denſelben überſchattet werden und auch der Kölner Dom nur mit ſeiner höchſten Spitze über ihre Laubkrone emporragen.

Der größte Baum in Weſtauſtralien iſt der Kaori (Eucalyptus colossea), von dem ein Individuum im reizenden Warrenthal nach Wallcott's Meſſung 375 Fuß hoch war; der Stamm begann ſich erſt in einer Höhe von 300 Fuß zu veräſteln, in ſeine Höhlung konnten drei Reiter mit zugehörigem Packpferd hineinreiten und, ohne abzuſteigen, darin umkehren. In Südauſtralien erreichen die Eukalyptenſtämme nicht ſolche erſtaunlichen Dimenſionen; doch gehören Stämme von 120 Fuß Höhe und 3 bis 4 Fuß Durchmeſſer nicht zu den großen Seltenheiten.

„Das Auge ſchweift,“ ſagt Ferdinand von Müller, „an den geraden glatten Stämmen hinauf, oft zu einer Höhe von 200 Fuß und mehr, ehe es den erſten ſich abzweigenden Aſt zu erſpähen vermag. Unter ſolchen Rieſen erfaßt uns ein Schwindel, indem wir die ſchwankenden Kronen ſuchen, Kronen, welche die höchſten Bauwe[illegible]e überſchatten könnten. In einer

Tiefe von hundert Fuß lassen sich im Gestein der Goldfelder noch die zarten Saugwurzeln entdecken, die zwischen Schiefer, Quarz und Eisenstein sich durch die weichen, feuchten, thonhaltigen Stellen

Fig. 4.

Der Riesenbaum Victoria's. (Eucalyptus amygdalina.)

schlängeln, um die Nahrung aufwärts zu führen und die immergrüne Krone da oben in brennender Sonnenglut frisch zu erhalten."

Solche Baumriesen finden sich freilich nur an äußerst bevorzugten Orten. Und merkwürdiger Weise sind gerade die den

Tropen nahe und innerhalb derſelben gelegenen Teile nicht reich daran, obſchon dort eine gewiſſe Höhe von einer viel größeren Zahl von Baumarten erreicht wird als weiter ſüdlich, wo durchſchnittlich weit weniger hohe Bäume zu finden ſind. Nach Ferdinand von Müller gab es von Bäumen, welche 30 engliſche Fuß und darüber hoch waren, in ganz Auſtralien 950 Arten. Davon entfielen auf Queensland 526, auf Neuſüdwales 385, auf Victoria 146, auf Südauſtralien (ſubtropiſcher Teil) 63, auf Weſtauſtralien 88, auf Zentralauſtralien 29 und auf Nordauſtralien 212 Arten. Die meiſten dieſer hochſtrebenden Bäume gehören zu den Eukalypten, die allerdings auch eine nicht geringe Anzahl von zwerg- und ſtrauchartigen Gewächſen einſchließen, wie jene, welche die Malley- und Mulgaſcrubs bilden; in zahlreichen Exemplaren liefern ſie ein ſehr brauchbares, hartes Nutzholz. Die Koloniſten haben den vornehmſten Sorten die nicht immer ganz paſſenden Namen: weißer, roter oder blauer Gummibaum, Eiſenrinden-, Faſerrinden-, Pfeffermünzbaum u. a. gegeben, unter welchen der in Weſtauſtralien und zwar im ſüdweſtlichen Teile ganze Wälder bildende Jarrah Jarrah oder weſtauſtraliſche Mahagonibaum, Eucalyptus marginata, als das gegen die Termiten allein widerſtandsfähige Holz einen bedeutenden Handelswert hat.

Eine andre merkwürdige Charakterform unter den auſtraliſchen Holzgewächſen iſt die der Kaſuarinen, welche aber auch das indiſche Meer und zwar weithin überſchreiten. Dieſe Bäume ſind merkwürdig dadurch, daß ſie ſtatt der Blätter zart geſtreifte Schachtelhalme tragen; ſie bilden wie andre, deren Blattform ebenfalls nicht ausgebildet, aber in verſchiedener Weiſe angedeutet iſt, den einfachſten Ausdruck für ein Klima, welches eine langſame Entwickelung des Pflanzenlebens fordert und dieſe unterbricht, ohne weſentliche Organe zu zerſtören. Dieſe Kaſuarinen, von den Koloniſten Shea-oak (Casuarina stricta und torulosa) und Beefwood (Casuarina tuberosa) u. a. genannt, haben jene Namen von der Härte ihres Holzes und der Färbung desſelben,

die bei einer Art rohem Rindfleiſch ähnlich ſieht, empfangen und gehören zu den wertvollſten Holzarten der Koloniſten. Im Süden und Weſten am häufigſten, rücken ſie auf geeigneten Stellen weit ins Innere vor.

Eine noch auffallendere Erſcheinung in der auſtraliſchen Landſchaft ſind aber die merkwürdigen Grasbäume (Xanthorrhoea oder Kingia), welche ſich auf den ſubtropiſchen Teil beſchränken, ſeltſame Gewächſe, deren knorriger, oft abſonderlich gewundener Stamm am Gipfel einen gewaltigen Büſchel von groben Grasblättern trägt, aus deſſen Mitte ein ſtarker, von einer, unſrer Rohrkolbe ganz ähnlichen Blüte gekrönter Stengel hoch emporſchießt. Um den grotesken Anblick noch zu erhöhen, gabelt ſich der Stamm öfters und trägt auf jeder der Abzweigungen dieſe Kolbe. Solche Grasbäume erheben ſich zuweilen kaum über den Boden, erreichen aber, wie in Weſtauſtralien die Kingien, eine Höhe von 23 bis 30 Fuß. In holzarmen Gegenden benutzt man die harzreichen Stämme wohl als Feuerung; der wenig angenehme Geruch und die ſtarken Ablagerungen von Ruß machen dieſe Verwendung aber wenig wünſchenswert.

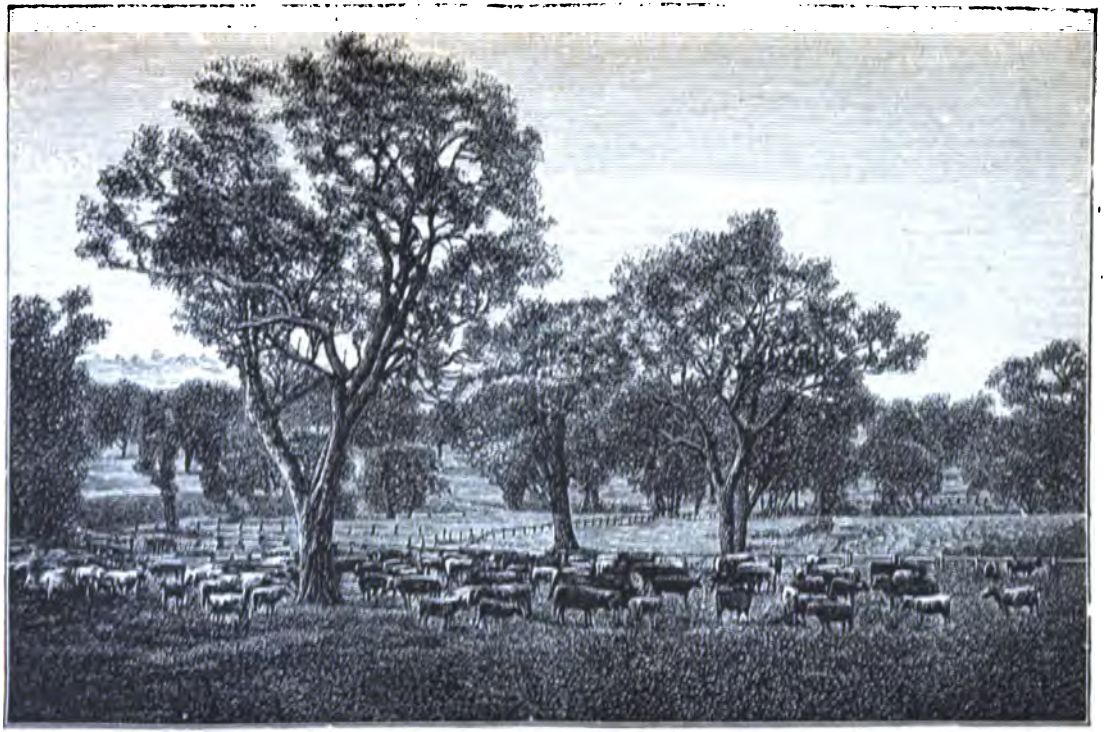
Als andere merkwürdige, oftgenannte Baumarten dürfen wir die wegen ihres fleiſchigen Fruchtſtiels oft erwähnte Santalacee: den auſtraliſchen Kirſchbaum (Exocarpus cupressiformis), den nur im hohen Norden anzutreffenden auſtraliſchen Affenbrotbaum (Adansonia Gregorii) und den eben dort zu findenden Flaſchenbaum (Delabechia rupestris), die prächtigen Araukarien, welche Queensland beſitzt, und den ſeltenen Piſang erwähnen. Farne erreichen in dem feuchten und fruchtbaren Illawarrathal, ſüdlich von Sydney, eine Höhe von dreißig Fuß. Hier in dieſem bevorzugten Winkel des ſonſt ſo dürren Kontinents, deſſen öde Sandſteinklippen ſteil in das üppig grünende Gelände abfallen, entfaltet ſich in Wäldern, deren ſchlanke, oft hundert Fuß hohe Palmen und ſeltſam geformte, indiſche Feigenbäume durch die Gewinde blühender Lianen zu undurchdringlichem Gewirr verſtrickt ſind, eine wahrhaft tropiſche Üppigkeit

und Fülle der Vegetation. Von knorrigen Zweigen herab schweben wunderbare Parasiten, hoch oben, nahe den Wipfeln der mächtigsten Bäume schlägt in den Zweigen derselben gigantisches Farnkraut seine Wurzeln, während die verwandten, schlanken Baumformen ihm von unten zustreben, und von den Höhen leuchtet mit seiner Last roter Blüten der zu den Sterkuliaceen zählende Feuerbaum weit in die blaue See hinaus.

Solche Vegetationsbilder sind erquickende, leider aber zu seltene Ausnahmen in der großen Allgemeinheit. Der australische Wald mit hohen Eukalypten bietet uns eine ganz andere, in ihrer Art aber gleichfalls anziehende Erscheinung. Wir glauben hier nicht in einen Wald, vielmehr in einen Park zu treten, denn die hohen Bäume stehen weit von einander entfernt, einzeln oder zu Gruppen vereint, sodaß man den Wald oft in beliebiger Richtung selbst zu Wagen durchreisen kann. Von oben herein scheint durch die dünnbelaubten Kronen das Licht auf den Grasboden, welchen außer mancherlei Kräutern zerstreut auch blütenreiche Stauden bedecken. Auf gutem Lande herrscht der mächtige Eukalyptus allein; wird aber die Erdkrume ärmer, so gesellen sich zu seinen nun minder kräftigen Formen düstre Kasuarinen und niedrige Akazien, unter deren zahlreichen Arten die Wattlebäume mit ihren gelben, duftenden Blüten zur Verschönerung der Landschaft nicht wenig beitragen. So lange der Grasteppich seine Frische bewahrt und Blüten Baum und Strauch schmücken, bietet das lichte australische Waldland trotz der Einförmigkeit seiner Bäume einen lieblichen Anblick, hat aber die heiße Sonne das Gras verdorrt, der Wind die zerfallenen Kräuter verweht und die letzten Blüten von Baum und Busch herabgeschüttelt, so verschwindet jeder Reiz, der die grauen Stämme mit ihren lichten Kronen, die harten Sträucher und den nun vielfach entblößten Boden vorher verschönten.

Einen schneidenden Gegensatz zu den parkähnlichen Flächen des Waldlandes bildet der australische „Scrub," ein Dickicht, dessen Charakter darauf beruht, daß der Boden unter Ausschluß

Fig. 5.



Offener Eukalyptenwald.

von Kräutern und Gräsern dicht mit den verschlungenen Sträuchern der Proteaceen- und Erikenform bedeckt ist. Diese Scrubs tragen ein recht eigentlich australisches Gepräge und sind charakteristisch wie nichts anderes für den Erdteil.

Aus einer großen Zahl von Arten von sehr verschiedener Mächtigkeit und Höhe bestehend, nähern sich diese Dickichte bald dem Charakter niedriger Wälder, bald bestehen sie aus dicht aneinander gedrängtem Buschwerk, das Mannshöhe nicht einmal erreicht. Hauptsächlich sind es drei Namen, welche in den Berichten der Reisenden immer und immer wiederkehren: Die Malley-, die Mulga- und die Brigalowscrubs. Ihr Erscheinen auf dem Pfade des Erforschers war oft für sein Unternehmen verhängnisvoll, denn solche Dickichte, deren Gewächse mit spitzigen und dornigen Zweigen höchstens dem Fußgänger einen nicht mühelosen Durchgang gestatteten, erwiesen sich für einen Reitertrupp mit schwerbeladenen Packpferden völlig unpassierbar. Als Leichhardt seinen kühnen Zug von der Ostküste zur Nordküste machte, wurde er oft Wochen und Monate von solchen undurchdringlichen Scrubdickichten aufgehalten und gezwungen, die Flußlinien aufzusuchen, welche ihn sehr häufig von der beabsichtigten Richtung weit ablenkten. Stuart mußte auf seiner Durchquerung des australischen Kontinents mehr als einmal vor solchen weit sich hinziehenden Scrubdickichten zurückweichen, wenn er, das Gros seiner Expedition am Rastort zurücklassend, Vorstöße nach Nordwest oder Nordost zu machen versuchte.

Der Malleyscrub ist von den dreien bei weitem am wenigsten unleidlich. Malley ist eine Art Eukalyptus, gewöhnlich als **Eucalyptus dumosa** bezeichnet, eine Pflanze, die aber nur eine Varietät von **Eucalyptus incrassata** ist, wie uns der beste Kenner und eifrigste Erforscher der australischen Flora, Ferdinand von Müller, kürzlich gezeigt hat. Die Malley wächst stets in Büschen, zuweilen niedrig und Mannshöhe kaum erreichend, oft aber von zehn bis zwölf schlanken Stämmen, die, mit glatter, roter Rinde bekleidet, zweiglos bis zu fünf Meter hoch in die Höhe

ſchießen, ehe ſich die Krone mit ihren ſchmalen, glänzenden Blättern zu verhältnismäßiger Dichtigkeit ausbreitet. Ein durch ſolchen Malleyſcrub gehauener Pfad erinnert an tiefe, durch ſteile Wände eingefaßte Gräben. Südauſtralien hat viele ſolcher Scrubgegenden, namentlich an den Murrayufern gegen die öſtliche Grenze, wo es mit Viktoria zuſammenſtößt, und ausgedehnte Strecken, weit in die öſtlichere Kolonie hineinreichend, ſind dort mit dieſem dichten Buſchwerk bedeckt. Es iſt ein außerordentlich trauriger Anblick, der ſich dem Auge des Beobachters von irgend einem höher ragenden Punkt in ſolcher Landſchaft darbietet. Soweit der Blick reicht, breitet ſich unter ihm, einem düſtern, wogenden Meere vergleichbar, eine monotone Laubmaſſe, deren Farben ſelbſt das wechſelnde Sonnenlicht kaum höheren Reiz zu verleihen vermag. Selten unterbricht ein emporragender Stamm, das Herausſcheinen des roten Sandbodens die wechſelarme Fläche und die Stille des Todes lagert über ſolchen Strichen, in welche ſich höchſtens eine genügſame Echſe, ſelten ein zwerghafter Bewohner der Vogelwelt verirrt. Doch ſind dieſe Malleyſcrubs, wo ſie ſich an Flüſſe und andre Gewäſſer anſchließen, der beliebte Aufenthalt der Wallniſter, welche hier ihre mächtigen Neſter bauen; das Wallaby und die Känguruhratte verbirgt ſich hier und der Dingo verſchläft unter den Wurzeln kräftiger Stämme den heißen Tag, bis ihn der heranbrechende Abend zu erneuter Thätigkeit weckt. Dieſe größeren Stämme ſind auch die merkwürdigen Reſervoirs, in welche die Natur in dieſer dürren Einöde Waſſervorräte legte, welche der kundige Eingeborne mit geſchickter Hand in reicher Fülle ſeinen Wurzeln zu entlocken vermag.

Schon der Malleyſcrub iſt dem auſtraliſchen Forſcher beſchwerlich und hinderlich genug geweſen, wiewohl ſeine glatten, elaſtiſchen Stämme ſich dem Drucke bereitwillig fügen, wahre, mit Recht gefürchtete Schrecken ſind aber die mit dichten Mulgabäumen und Büſchen bedeckten Gegenden. Dieſe Pflanze, **Acacia aneura** genannt, treffen wir ebenfalls nur auf ſandigem Terrain, doch unterſcheiden ſich ihre harten, rauhen Stämme mit der un-

regelmäßig verästelten Krone, ihre schmalen, nadelartigen Blätter und die mit giftigen Dornen bewehrten Zweige sehr wesentlich und sehr unvorteilhaft von der Mallee. Allerdings sind dem Schafzüchter die Mulgascrubs willkommener. Der Boden ist hier in der Regel, wenn auch spärlich, mit Gras und Kräutern bedeckt und das Laub der Bäume und Sträucher wird von Schafen und Rindern nicht verschmäht. Solche Mulgascrubs finden wir weit seltener: wir treffen sie nirgends am Meeresrande, vielmehr tief im Innern, auch sind sie bei weitem nicht so widerstandsfähig wie die unvertilgbare Mallee, der weder Regenmangel noch Feuer etwas anhaben zu können scheint. Auf einer meiner Reisen zwischen Torrens- und Eyresee durchzog ich große Striche, auf denen die durchgängig abgestorbenen Mulgastämme von der Intensität der Dürre zeugten, welche hier geherrscht hatte, während an den nicht minder hart betroffenen Malleescrubs diese Prüfungen wirkungslos vorübergezogen waren.

Der in Queensland, im Norden an den Quellen des Burdekin beginnende und südwestlich sich bis in die Gegend des Cooper Creek und bis zur zentralen Wüste ausdehnende Brigalowscrub, von dem uns die Berichte dortiger Reisenden so oft melden, zählt unter seinen vielfachen Arten kleiner Bäume und Sträucher zahlreiche indische Gattungen. Zu dieser Formation gehören auch jene sonderbaren, flaschenförmig angeschwollenen Bombaceen, die, wo sie auftreten, dem Scrub den Namen Bottletree Scrub verschafft haben.

Doch auch in den Malleescrub, noch weit mehr aber in den Mulgascrub mischen sich oft Gattungen, die hier an Arten unerschöpflich zu sein scheinen. Schwinden aber die einförmigen Malleebüsche ganz aus diesem Gewirr von meist nur mannshohen Sträuchern, so bietet sich uns eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Gewächsen: Eukalypten, Grevilleen, Hakeen, Pimeleen, Akazien, Melaleuken u. a. drängen sich hier in fast unerschöpflicher Fülle durcheinander und dennoch hat die Gleichmäßigkeit in den Formen der kleinen, fast eirunden Blätter und das

Vorherrſchen bläulicher Töne in der Färbung derſelben etwas Ermüdendes, wenn auch der Botaniker hier die reichſte und intereſſanteſte Ausbeute zu finden vermag. Kommt aber die Blütezeit, ſo erſcheint ein ſolcher Scrub in der üppigſten Farbenpracht, deren Schönheit oftmals wunderbar erhöht wird durch die Maſſen von Schlingpflanzen, welche, ſich um Buſch und Baum rankend, den Gegenſtand ihrer Umarmung unter der reichen Decke faſt gänzlich verhüllen.

Weiter haben wir in Auſtralien große, in ungeheure Fernen ſich dehnende Flächen, auf welchen der Baumwuchs gänzlich mangelt, oder doch nur in höchſt geringem Maße vereinzelt auftritt. Kleine Gruppen von Santalaceen unterbrechen hier und dort wie Inſeln im Ozean die Monotonie der ſanft ſchwellenden, welligen Ebenen, welche die gewundenen, grünen Baumeinfaſſungen der hindurchziehenden Creeks in große, geſonderte Felder zerteilen. Seltener bedeckt nur Graswuchs, inſelartig und auch dann wieder in getrennten Büſcheln den roten Boden, deſſen oft kahle, tennenharte Fläche den Gedanken an künſtliche Herſtellung erweckt, häufiger ernährt der meiſt ſalzhaltige Lehm und Sand niedrige Büſche mit bläulichem Grün, unter welchen der Salzbuſch der Koloniſten, Atriplex nummularia, als vorzügliches Viehfutter vielſeitig bekannt und geſchätzt iſt. Nach Richard Schomburgk, dem verdienten Direktor des Botaniſchen Gartens zu Adelaide, zeigen dieſe ebenen Ländereien Auſtraliens große Ähnlichkeit mit den Savannen Guianas, welche er mit ſeinem Bruder, Sir Robert, bereiſte. Auch die ſüdamerikaniſchen Landſchaften haben den welligen Grund, die zerſtreuten, verzweigten Bäume, die Flüſſe mit grüner Einfaſſung; auch bei ihnen nehmen Gräſer und Kräuter, in der trockenen Jahreszeit, denſelben gelben, ſonnverbrannten Charakter an und auch dort vollzieht ſich mit Eintritt der Regenzeit dieſelbe magiſche Wandelung. Denn kaum haben die erſten Regengüſſe des Frühlings den durſtigen Boden getränkt, ſo ſpringen Kraut und Gras zum herrlichen Teppich auf, in deſſen friſches Grün die gelben Blumen von Ranunculus,

Oxalis und Hypoxis, die weißen von Drosera und die blauen von Wahlenbergia, Anguillaria und Stackhousia ihren Duft und ihre Farben mischen. In langen Gewinden kriecht über die rote Erde Kennedya prostrata mit ihrem prachtvollen Scharlachschmuck, an Grashalmen empor klimmt mit zarten Blüten Thysanotus Patersoni und in veilchenfarbenem Gewande präsentieren sich die verschiedenen Swainsonen. Dann bietet sich uns allerdings in den Prärien Australiens ein wunderlieblicher Anblick, denn zugleich legen auch die größeren Bäume ihren Schmuck an: in langen, im Winde wehenden Gehängen strahlt in scharlachener Pracht von düstren Kasuarinen und lichten Eukalypten der parasitische Loranthus und über das Gelände zerstreut, soweit das Auge reicht, brechen die springenden Knospen von Grevilleen, Kompositen, Burseren und andren Strauchgebilden in weiße und rote Farben von mannigfachster Schattierung.

Aber auch auf den unfruchtbaren Tafelländern des Ostens begegnen wir mitten unter den verkrüppelten Formen graufarbiger Büsche wunderbar prächtigen Pflanzengebilden. Aus sandigem Boden zwischen Felsenspalten schießt bis zu einer Höhe von 12 Fuß die nationale Blume von Neusüdwales, die Waratah empor, welche auf hohem, starkem Stengel einen Strauß blutroter Blumen von der Größe eines Mannskopfes entfaltet. Steigen wir aber zu den höheren Gipfeln empor, so empfängt uns dort eine alpine Vegetation, in welcher sich die Flora beider Hemisphären seltsam vereinigt findet. Hier sehen wir Arten von Ranunculus, Geum, Gentiana, Gaultheria, Myosotis, Senecio und manche anderen, den alpinen Pflanzen Europas nahe verwandte Erscheinungen, vermischt mit Zwergformen rein australischen Charakters, solchen wie Oxylobium, Brachycome, Acacia, Hovea und Bossiaea. Wie uns Hooker gezeigt hat, erscheinen auf den hohen Berglandschaften Australiens nicht weniger als 38 Pflanzenarten, die sonst fast gänzlich auf die kälteren Teile der nördlichen Hemisphäre beschränkt sind.

Wenden wir uns von der äußeren Erscheinung der austra-

liſchen Flora zu ihrem inneren Werte, ſo gewahren wir zunächſt eine auffallende Armut an wichtigeren Nahrungspflanzen. Was die auſtraliſche Vegetation dem leichtbefriedigten Eingebornen zu gewähren vermochte, haben wir an andrer Stelle gezeigt, dem eingewanderten Europäer hat keines der pflanzlichen Erzeugniſſe des Kontinents als Erſatz oder Ergänzung für ſeine gewohnten Anſprüche zu dienen vermocht. Als Handelsobjekt iſt aber gar manches Produkt ſchon jetzt von Bedeutung und verſpricht, es in der Zukunft noch mehr zu werden, auch dürften die vielfachen, kommerziell höchſt wichtigen Eigenſchaften, welche in zahlreichen Bäumen und Sträuchern ſchon längſt entdeckt ſind, mehr und mehr verdiente Beachtung finden. Am meiſten bekannt iſt bei uns ſchon längſt der blaue Gummibaum, **Eucalyptus globulus**, deſſen Holz an Dauerhaftigkeit dem der Eiche gleicht, der aber eine Höhe erreicht, welche den deutſchen Baum weit hinter ſich läßt. Schon iſt dieſer nützliche Baum über Nordamerika, wie über die Ufer des Mittelmeeres verbreitet und verwandelt das Delta Ägyptens und die unfruchtbarſten Striche Algeriens wie die ungeſunden Sumpfgegenden Italiens in bewohnbare Stätten. Die kahlen Ebenen Kaſtiliens bedecken ſich mit ſeinen Stämmen. Der rieſige Wohlthäter, der vielgerühmte Fieberbaum, hat an den Ufern der Rhone wie der Garonne und Loire ein Heim gefunden und bewährt auch dort ſeine vortrefflichen Eigenſchaften. Vorzügliches Bauholz von beſonderer Härte liefern die Wälder der Oſtküſte wie der Südweſtecke. Herrliche Möbelhölzer finden ſich zerſtreut überall, vornehmlich aber in Neuſüdwales und Queensland, der Heimat von **Cedrela australis**, die man hier Mahagonibaum genannt hat. In den Rinden ſehr zahlreicher Bäume entdecken wir treffliche Gerbſtoffe und nirgends ſind die Hölzer und Blumen der einheimiſchen Vegetation für die Produktion von Eſſenzen beſſer geeignet.

Die Zeit iſt kurz, ſeitdem man die erſten Kolonien an dem ſüdlichen Rande pflanzte und dennoch haben maßloſe Verſchwendung und gewaltige Brände den Waldbeſtand in vielen Gegenden

Victorias und Südauſtraliens ſo bedenklich gelichtet, daß man noch in der elften Stunde an die Konſervierung einiger der ſchönſten Parzellen dachte und zugleich auf entblößten Stellen die Anforſtung mit einheimiſchen, aber auch mit europäiſchen und amerikaniſchen Bäumen in Angriff nahm. Und dieſe Maßregel, welche in Südauſtralien in erſter Linie dem deutſchen Parlamentsmitgliede Krichauff zu verdanken iſt, hat ſich in überraſchender Weiſe bewährt, indem nur die mit zu zartem Blattſchmuck verſehenen Formen: die Buchen, die Linden u. a. dem trockenen und heißen Klima die genügende Widerſtandsfähigkeit nicht entgegenzuſetzen vermochten. Vor jenen Waldbäumen hielten aber längſt die Früchte tragenden mit den erſten Koloniſten ihren Einzug.

Wir finden jetzt in Auſtralien überall die Orangen Italiens eingebürgert und wir ſehen ſie zu einer Vollkommenheit gelangen, die mit den herrlichſten Erzeugniſſen der apenniniſchen Halbinſel und Siziliens rivaliſiert. Wir pflücken in Queensland und Neuſüdwales Bananen und Guaven und ſchütteln Apfel und Birnen von den ſchwerbeladenen Bäumen Tasmaniens, Victorias und Südauſtraliens. Feigen und Mandeln, Pfirſiche und Aprikoſen wachſen in einer Fülle, welche kaum ihre Aufzucht lohnt. Und der Weinſtock gedeiht in allen Kolonien in einem ſolchen Maße, daß ſein Produkt in ſpäterer Zeit einmal eine hohe Stelle unter den Gütern einnehmen muß, mit denen der Weltteil das alte Europa verſorgen wird.

Körnerfrüchte, Zuckerrohr und Baumwolle ſind an die Stelle der Wälder getreten, welche ehemals das Land bedeckten, europäiſche und amerikaniſche Gräſer hat man an die Stelle der weniger nahrhaften einheimiſchen geſetzt. Auch die fremden Unkräuter machen ſich breit und erſticken die abgelebten, ſchwächeren Pflanzenformen. Die alte Vegetation verſchwindet, durch eine neue erſetzt. Langſam freilich vollzieht ſich der Vorgang, auch wird er wohl niemals vollſtändig ſein, und ſo dürfte die auſtraliſche Landſchaft wohl nirgends ganz die eigentümlichen auſtraliſchen

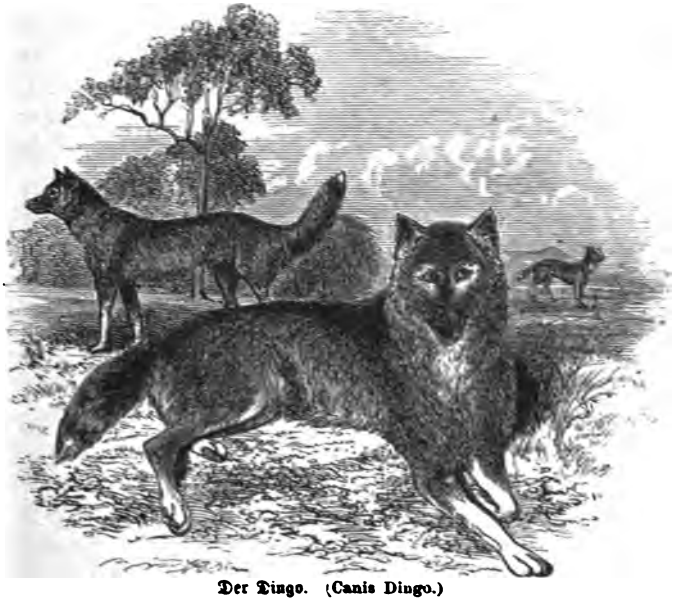
Züge verlieren, immer mehr aber wird, wo der Ackersmann seine Furchen zieht, das Einheimische zurückgedrängt von den fremden Eindringlingen, bis es selber im eigenen Lande als Fremdling zu erscheinen beginnt.

Tiere.

Die Tierwelt Australiens ist außerordentlich charakteristisch für den Erdteil, sie liefert uns besser als irgend ein andrer Umstand den deutlichen Beweis, daß kein Teil des Kontinents seit der mesozoischen Periode mit Asien im Zusammenhang gestanden hat. Es fehlen alle der nördlichen Halbkugel eigentümlichen Tiergestalten. Wir finden hier keine Affen oder Halbaffen, keine Einhufer oder Wiederkäuer, keine Vielhufer, keine Katzen, Wölfe oder Bären, keine Hasen oder Eichhörnchen. Als Verwandte dieser oder ähnlicher Gattungen haben wir hier nur einige besondre Arten von Ratten und Mäusen und den Dingo, den australischen Hund. Daß der Dingo erst mit dem Menschen oder doch wenigstens zur selben Zeit wie jener nach Australien gekommen ist, dürfen wir mit Sicherheit vermuten, denn wir finden seine Knochen in halbfossilem Zustande, in verschiedenen Höhlen. Er ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach von den Menschen selber herüber gebracht worden, sonst bliebe die Frage ungelöst, warum nicht auch andre Tiere auf demselben Wege wie er das Land betreten haben sollten. Der Dingo unterscheidet sich übrigens wenig von den wilden oder halbwilden Hunden Indiens. Er ist in allen Teilen des Kontinents vorzufinden und erscheint auch überall teils in wilder Freiheit, teils in Gesellschaft der Urbewohner. Den Ansiedlern war er früher ein gefährlicher Feind, da er unter den Schafherden enorme Verheerungen anrichtete. Sein beliebtester Aufenthalt ist buschiges Terrain, in welchem man ihm schwer beizukommen vermag, da

er eine fuchsähnliche Liſt zeigt. Indes hat man ihn in den angeſiedelten Strichen mit Hilfe von Strychnin faſt gänzlich ausgerottet und auch auf den großen Weidegründen wird er immer mehr zu einer Seltenheit. Die Mäuſe, von denen es nicht weniger als 31 Arten giebt, ſind zum Teil von echt auſtraliſchem Typus, zum Teil ſind ſie den unſrigen ganz nahe verwandt. Und dieſe letzteren ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach ebenſowenig

Fig. 6.



Der Dingo. (Canis Dingo.)

einheimiſch wie der Dingo. Wir müſſen uns ihr Herüberkommen aus der nördlichen Hemiſphäre aber in andrer Weiſe erklären, als bei jenem. Wenn die Fluten mächtige Bäume von den Ufern tropiſcher Landſtriche losriſſen und ins Meer hinausſpülten, ſo vermochten kleine Tiere ſehr wohl, ſich in ihren Aſtlöchern und Spalten zu bergen, bis die Strömung den Stamm an

irgendeinen Strand ablagerte. Auf dieſe Weiſe mögen dieſe Mäuſe mit nichtauſtraliſchem Typus hierher gekommen ſein und im Verlauf einer langen Reihe von Jahren können veränderte Umgebung und Lebensweiſe einen ſolchen Einfluß ausgeübt haben, um dem urſprünglichen Charakter andre Züge beizumiſchen.

Die Zahl der in Auſtralien einheimiſchen Säugetiere, 160 Arten, iſt weit geringer als die derjenigen, welche Europa oder Nordamerika bewohnen. Dennoch iſt in Anbetracht des mäßigeren Umfangs und der weit größeren Gleichmäßigkeit des Klimas wie der Oberfläche des Landes die Mannigfaltigkeit eine ſehr bedeutende. Die vornehmſten unter den Säugetieren ſind die Beuteltiere, für welche Auſtralien jetzt das eigentliche Vaterland iſt. Wir finden einige Arten ſonſt nur noch in Amerika, Neu-Guinea und den benachbarten Inſeln. Aus unſerm Europa, in welchem ſie beſonders Frankreich und England bewohnten, iſt jede Spur ſchon in der Diluvialzeit verſchwunden. In Auſtralien beſteht bei weitem der größte Teil aller Säugetiere aus Beutlern. Dieſe Ordnung zeigt aber in ihren zahlreichen Gliedern außerordentliche Verſchiedenheiten. Wir finden echte Raubtiere und echte Grasfreſſer, wir haben Familien, welche ſogar an die Wiederkäuer erinnern. Daher iſt auch der äußere Gliederbau außerordentlich mannigfaltig. Allen gemeinſam iſt aber die vorn am Bauche befindliche, durch den ſogenannten Beutelknochen unterſtützte Taſche, in welcher ſich die Milchzitzen befinden. In dieſen Beutel werden die Jungen gleich nach ihrer Geburt in höchſt unentwickeltem Zuſtande geſetzt, dort ſaugen ſie ſich feſt und gelangen ſo allmählich zur Reife. Dieſe Beuteltaſche, welche ſich mit der Entwickelung der Jungen erweitert, ſuchen dieſelben, auch wenn ſie längſt an Grasnahrung gewöhnt ſind, noch lange Zeit auf, namentlich als Zufluchtsort vor vermeintlicher Gefahr.

Die größten und merkwürdigſten Beuteltiere ſind die Springbeuteltiere (**Halmaturi**), von welchen neun große und mehr als vierzig kleinere Arten Auſtralien bewohnen. Das große rote Känguruh (**Macropus major**) erreicht zuweilen Mannshöhe und

mißt mit dem $2^3/_4$ Fuß langen Schwanz gegen 8 Fuß. Ein Gewicht von 200 Pfund und darüber ist keine Seltenheit. Man trifft diese roten Känguruh im Osten wie in Westen an, je armseliger das Land wird, desto seltener werden sie und hören endlich ganz auf, sodaß sie in einem großem Teil Australiens gar nicht anzutreffen sind. In einigen Gegenden findet man sie aber in großen Scharen, eine wahre Plage für die Ansiedler, die sich ihrer gelegentlich durch große Hetzjagden, bei welchen Hunderte erlegt werden, zu erwehren suchen. Man errichtet auch starke, hohe und dichte Verzäunungen, in welche man die Tiere treibt, und erschlägt sie dann, um sich höchstens ihrer zur Lederbereitung wertvollen Felle zu bemächtigen. Das Fleisch ist wenig schmackhaft und findet bei den Ansiedlern gar keine Verwendung, obschon Kangarootailsoup in England mit Oxtail und Mockturtle als Delikatesse konkurriert. Das Männchen setzt sich übrigens gegen die Hunde und vorkommenden Falls auch gegen den Jäger in der Bedrängnis energisch zur Wehre, wobei die scharfe mittlere Kralle der gut bewehrten Hinterfüße, auch die langen Zähne gefährliche Waffen sind, während die Vorderfüße den Angreifer wie mit ein paar Armen packen. Zur Fortbewegung, welche in einem beständigen Springen besteht, braucht das Känguruh nur die langen Hinterfüße sowie den dicken muskulösen Schwanz. Dies gilt auch von den vielen kleineren Arten, die auch wie jenes durchaus von Pflanzennahrung: Gras, Blättern und dergleichen leben.

Von dem Känguruh in vieler Beziehung verschieden ist das Bandikut (Perameles), auch Beuteldachs genannt. Dies Tier bewegt sich auf allen Vieren, es lebt von Wurzeln und Knollen, der Beutel öffnet sich bei ihm nicht nach oben, sondern nach unten und eine Art, der Chöropus, besitzt keinen Schwanz.

Das australische Opossum trägt seinen Namen sehr mit Unrecht, denn es ist von dem eigentlichen, dem amerikanischen Opossum durchaus verschieden. Richtig bezeichnet man das Tier als Phalangisten, ein Wort, das so viel wie geschlossene Zehe bedeutet und

die einzige wiſſenſchaftliche Benennung iſt, die wir für dasſelbe beſitzen. Die Phalangiſten erſcheinen als Mittelglieder zwiſchen Raubtieren und Nagern; die einen ähneln den Mardern, die andern den Füchſen und doch auch wieder den Eichhörnchen. Sie leben alle in hohlen Bäumen, nähren ſich von Blättern, und kommen nur zur Nachtzeit, namentlich an mondhellen Nächten hervor. Ihr Fleiſch hat keinen angenehmen Geſchmack, die weichen grauen Felle bilden indes, zu Decken zuſammengenäht, einen ſehr gangbaren Handelsartikel. Verwandt mit dieſen iſt das Zuckereichhorn (Belideus sciureus), auch fliegendes Eichhorn genannt, das nicht in der Farbe, wohl aber in der Geſtalt und Größe unſerm Eichkätzchen ähnelt. Es klettert auch mit großer Gewandtheit wie dieſes, aber ſtets von unten nach oben, denn bei der Bewegung von oben nach unten nimmt es eine an den Beinen und zwiſchen denſelben befindliche Flatterhaut zu Hilfe, welche es wie einen Fallſchirm ausbreitet. Kann es von einer Höhe von 30 Fuß abſpringen, ſo iſt es im ſtande, einen achtzig bis neunzig Fuß entfernten Baum zu erreichen. Von dieſer Klaſſe giebt es ſehr kleine Arten, eine ſo winzig, daß eine Pillenſchachtel zum Aufenthalt genügen würde. Mit den Phalangiſten verwandt, aber von ihnen in Geſtalt und Gewohnheiten abweichend iſt der in Neuſüdwales heimiſche Koala oder auſtraliſche Bär (Phascolaretus cinereus) und der Tarſipes von Weſtauſtralien. Letzterer, nicht größer als eine Maus, iſt ein großer Honigfreund, der erſtere, träge und langſam, lebt auf Bäumen und die Langſamſeit ſeiner Bewegungen hat ihm den Namen auſtraliſches Faultier eingetragen.

Ein ebenſo langſames und ſtumpfſinniges Tier iſt das Wombat (Phascolomys), auch auſtraliſcher Dachs genannt, ein Geſchöpf, das mindeſtens die Höhe dieſes letzteren erreicht, dabei aber viel ſchwerer wird, denn es wiegt zuweilen 60 Pfund. Es iſt ſomit das größte auſtraliſche Tier nach dem Känguruh. Es lebt gern in buſchigen Gegenden, wo es ſich Höhlen mit zahlreichen Gängen gräbt, in denen es den Tag zubringt. Nachts

kommt es hervor, um ſich von Gras und Blättern zu nähren. Sein Fleiſch hat annähernd den Geſchmack von Schweinefleiſch. Von den übrigen Beuteltieren unterſcheidet es ſich ſehr beſtimmt dadurch, daß es zwei Paar Rippen mehr als jene beſitzt.

Alle dieſe Tiere ſind Pflanzenfreſſer, die Zahl der fleiſchfreſſenden Raubbeuteltiere oder Beutelmarder (Dasyuri) iſt dagegen nur klein. Früher wurde der Auſtralkontinent auch von dem Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus) und dem bärenartigen Raubbeutler (Diabolus ursinus) bewohnt, wie uns foſſile Knochen in den Höhlen von Neuſüdwales beweiſen, jetzt ſind dieſe beiden Tiere auf Tasmanien beſchränkt. Auf dem Kontinent finden wir nur noch einen Beutelmarder, ein paar Beutelbilche, die ſich von Kerbtieren nähren, und einen Ameiſenbeutler. Der Beutelmarder (Dasyurus Maugii) iſt ein ſehr hübſches Geſchöpf, von brauner oder dunkelbrauner Farbe mit weißen, über den ganzen Rücken verſtreuten Flecken, etwa 15 Zoll lang und ſechs Zoll hoch. Aber er iſt wild und unbändig. Daher hat man ihn auf alle mögliche Weiſe auszurotten geſucht, ſodaß er aus vielen Gegenden, wo er früher in großer Zahl auftrat, gänzlich verſchwunden iſt. In neueſter Zeit hat man ihn aber wieder da einzuführen geſucht, wo er ehemals heimiſch war, und zwar als ein Mittel gegen die überhandnehmenden Kaninchen, ohne daß man aber den gewünſchten Erfolg erzielt hätte. Die Koloniſten nennen das Tier einheimiſche Katze. Eines der ſchönſten und auffallendſten Beuteltiere iſt der nur in Weſtauſtralien heimiſche Ameiſen- oder Spitzbeutler (Myrmecobius fasciatus), welcher etwa ſo groß wie unſer Eichhörnchen iſt, dem er auch in ſeiner großen Beweglichkeit gleicht. Die Farbe iſt braun und über den Rücken laufen breite weiße Streifen. Das Tier hat 52 Zähne, alſo mehr als irgend ein bekannter Vierfüßler, es lebt vorzugsweiſe in Waldgegenden, wo Ameiſen reichlich ſind, denn von dieſen, welche es vermittelſt ſeiner langen Zunge aus den Ameiſenhaufen in Menge herausholt, nährt es ſich vornehmlich. Der Ameiſenbeutler iſt vermutlich der Repräſ-

ſentant einer der älteſten Säugetiertypen, da es mehr als irgend ein andres jetzt lebendes Geſchöpf den Beuteltieren der Sekundärzeit, namentlich dem Mikroleſtes aus der Trias von Württemberg ähnlich iſt.

Von den Beuteltieren verſchieden durch das Fehlen der Zähne, ſowie des Beutels ſind zwei zu den Kloaken- oder Gabeltieren gehörige Individuen, die aber dennoch jenen anzureihen ſind, da ihr Knochengerüſt ganz die für Beuteltiere charakteriſtiſchen Merkmale beſitzt und die Jungen auch bei ihnen in faſt ebenſo unreifem Zuſtande zur Welt kommen. Man wollte ſie früher nicht zu den Säugetieren, vielmehr unter die Vögel rechnen, weiß aber jetzt, daß die Ernährungsweiſe ihrer Jungen ſie unter die erſte Klaſſe, wenn auch auf die niedrigſte Stufe derſelben ſtellt. Der Ameiſenigel (**Echidna hystrix**) iſt durch ſeinen Namen charakteriſirt, er gleicht auch in ſeiner Größe unſerm Igel, iſt aber ausgezeichnet durch einen langen, walzenförmigen, am unteren Ende geſpaltenen Schnabel, aus welchem die lange, wurmartige Zunge, wie bei Ameiſenfreſſern, hervorgeſtoßen werden kann. Bei Tage ſchläft er, nachts kommt er hervor, um mit ſeinen Krallen ſeine Nahrung herauszugraben. Noch weit merkwürdiger iſt das ſonderbare Schnabeltier (**Ornithorynchus paradoxus**) oder Platypus mit dem Leibe eines Bibers, doch nur 18 bis 20 Zoll lang, wovon 5 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Füße ſind breit und die Vorderfüße mit Schwimmhäuten verſehen; der Schnabel, an deſſen oberem Teil ſich eine breite Hautfalte anſchließt, gleicht ganz dem der Ente. Der Platypus bewohnt die buſchigen Uferränder von Oſt- und Südauſtralien, ſowie von Tasmanien, wo er ſich oft vierzig Fuß lange Höhlen gräbt, an deren äußerſtem Ende er ſein Neſt bereitet.

Als Meerſäugetiere ſind einige Seehunde zu nennen, die namentlich auf den Inſeln an der Südküſte früher ſehr zahlreich waren. Dort traf man auch ehemals ſehr viele Wale, die man jetzt von dort ganz vertrieben hat, obſchon etwas Walfang namentlich an der Nordweſtküſte noch immer von Amerikanern

betrieben wird. Und an den wärmeren Küſten Queenlands ſtellt man dem Dugong (Halicore australis) nach, einem den indiſchen Sirenen verwandten Geſchöpf.

Wenden wir uns zu den gefiederten Bewohnern des Landes, ſo gewahren wir hier eine Mannigfaltigkeit der Formen und eine Schönheit der Farben, welche kein andrer, den gemäßigten Breitegraden angehöriger Strich der Welt entfernt erreicht. Dazu geſellen ſich einige, durch ihre Lebensweiſe und Gewohnheiten außerordentlich merkwürdige Arten. Aber die befremdliche Iſolierung, in welche Auſtralien hinſichtlich ſeiner Säugetiere gebannt iſt, bemerken wir hier nicht. Alle überhaupt auf der Erde anzutreffenden Hauptklaſſen ſind auch in Auſtralien zu finden. Indeſſen fehlen doch einige Familien, denen wir ſonſt faſt in allen Teilen der Welt begegnen, wie die Geier und Spechtmeiſen, ganz. Faſanen ſuchen wir ebenfalls vergeblich, auch die im tropiſchen Aſien ſo außerordentlich zahlreich vorkommenden, zu den Lärmdroſſeln gehörigen Bulbuls und die prächtigen Bartvögel giebt es hier nicht. Dafür beſitzt Auſtralien aber eine Anzahl von Gattungen, wie die Meliphagiden, Platycerciden, Trichoglosſiden, Megopodiiden, Menuriden und Atrichiden, welche es nur mit den nächſtliegenden Inſeln gemein hat. Die Anzahl aller auf dem Auſtralkontinent vertretenen Arten ſoll nach den Angaben der Zoologen 700 überſteigen.

Der Rieſe unter den auſtraliſchen Vögeln iſt der Emu (Dromaeus Novae-Hollandiae), früher und auch wohl noch jetzt zuweilen neuholländiſcher Kaſuar genannt. Hinſichtlich ſeiner Größe ſteht er zwiſchen dem afrikaniſchen Strauß und dem amerikaniſchen Nandu in der Mitte, von den eigentlichen Kaſuaren der oſtindiſchen Inſeln unterſcheidet er ſich ſehr weſentlich. Es giebt zwei Arten, von welchen die ſchlankere (Dromaeus irroratus) den Weſten allein zu bewohnen ſcheint. Die Vögel beſitzen verkümmerte Flügel, die ſo unbedeutend ſind, daß man ſie kaum bemerkt; zur Fortbewegung bedienen ſie ſich ausſchließlich ihrer ſtarken Füße. Sie ſind vollkommen harmlos, nähren ſich von

Samen u. dergl., werden aber ſoſehr verfolgt, daß ſich ihre Zahl außerordentlich vermindert hat. Nutzbar ſind ſie keineswegs, ihr grobes Fleiſch und das ölige Fett, früher von den Pharmazeuten viel begehrt, werden aber von den Eingebornen als beſondere Leckerbiſſen angeſehen.

Die Glorie Auſtraliens ſind aber ſeine Papageien, Loris, Kakadus und Sittiche. „Es iſt unmöglich," verſichert Gould, „das Zauberhafte des Anblicks zu beſchreiben, welchen gewiſſe Papageien, zumal die hochrot gefärbten Arten gewähren, wenn ſie ſich in Flügen in den ſilberblätterigen Akazien Auſtraliens umhertummeln." Keine einzige andre Vogelfamilie verleiht dem Erdteil ein ſo beſtimmtes Gepräge. Zwiſchen dem grünen Laubwerk der Gummibäume ſchimmern, wunderbaren Blüten vergleichbar, die blendenden Kakadus hervor, von den gelb blühenden Akazien hernieder leuchten die ſcharlachroten Roſenparakits und um die Blüten der Bäume tummeln ſich die honigſaugenden Pinſelzüngler in ewig beweglichen Gruppen, während die kleinen Graspapageien die oft troſtloſen Ebenen des Innern freudig beleben. So ſchildert Brehm nach den Berichten der hervorragendſten Reiſenden die Papageienwelt Auſtraliens. Kaum weniger anziehend ſind die Taubenarten, die uns durch die Schönheit ihres Gefieders und die Anmut ihres Weſens feſſeln; unter ihnen ſind die Schopftaube und die Bronzeflügeltaube die ſchönſten. Tiefer im Lande an waſſerreichen Stellen mag man ſie in Scharen von vielen Tauſenden antreffen. Nicht wegen ſeiner Schönheit, vielmehr ſeiner eigentümlichen Geſtalt und der ſonderbaren, lachenden Laute halber iſt der Jägerlieſt oder Rieſenfiſcher (Paralcyon gigas oder Dacelo gigantea) zu nennen, an welchen ſich ſein Verwandter, der prachtvoll blau und weiß gefärbte Blaulieſt (Cyanalcyon Macleayi) anſchließt.

Die Schwalme bilden eine zahlreiche Gruppe von Nachtvögeln, welche ebenſowohl den großen Rieſenſchwalm (Podargus humeralis) als den Zwergſchwalm (Aegotheles Novae Hollan-

diae) unter ſeine Zugehörigen zählt. Mit Hilfe ihrer langen, an der Spitze pinſelförmigen und deshalb hierzu wunderbar geeigneten Zunge berauben die zahlreichen Pinſelzüngler (Meliphagae) die an Honig reichen Blüten der Gummibäume ihres Inhalts; bei den Honigſaugern, hier vertreten durch den auſtraliſchen Blütenleſer (Cyrtostomus australis), iſt die lange, ausſtreckbare Zunge röhrenförmig und tief geſpalten. Von den zwiſchen beiden Arten ſtehenden Honigfreſſern (Myzomela) iſt der im nördlichen Auſtralien heimiſche ſcharlachrot gefärbte Blutvogel (Myzomela erythrocephala) einer der ſchönſten. Auf dem Auſtralkontinent lebt auch der größte aller Kukuke. Der Schnabel dieſes ſchöngefärbten Rieſenkukuks (Scythrops Novae Hollandiae) gleicht aber eher dem eines Tukans, daher man ihn auch unter die Fratzenvögel eingereiht hat.

Allein die merkwürdigſten aller Erſcheinungen der Vogelwelt ſind die Wallniſter und die Leierſchwänze, die erſteren nur noch durch zwei Glieder der Familie auf den Philippinen, Neuguinea und der nördlichen Halbinſel von Celebes vertreten, die letzteren ganz auf Auſtralien und zwar dort wieder auf den ſüdöſtlichen Teil beſchränkt. Die beiden Arten des Leierſchwanzes: Menura Victoriae und Menura Alberti ſind einander nahe verwandt, man bezeichnet beide auch als Menura superba. Dieſer prächtige Vogel hat viel Streit unter den Naturforſchern hervorgerufen, weil die einen ihn unter die Faſanen verweiſen wollten, die anderen ihn zu den Singvögeln rechneten, zu welchen er jetzt gezählt wird. Über die Wallniſter oder Großfußhühner (Megapodiidae) ſind ebenfalls wegen ihrer Stellung die verſchiedenſten Anſichten geltend gemacht worden. Man zählt ſie jetzt zu den Scharrvögeln. Die drei zugehörigen Arten: die Tallegalli, die Leipoa und die Megapodii, die letzten die eigentlichen Großfußhühner und auf den tropiſchen Teil Auſtraliens beſchränkt, haben alle die eine Gewohnheit gemeinſam, ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Erde und Blättern zuſammengeſcharrten Neſt unterzubringen, in welchem dieſelben durch die

aus der Gährung der Pflanzenstoffe erzeugte Hitze zur Entwickelung gelangen.

Kriechtiere hat Australien im Überfluß; man zählt nicht weniger als 140 verschiedene Arten von Eidechsen und zwischen 60 und 70 Schlangen. Von Panzerechsen ist das in ganz Nordaustralien, wo genügendes Wasser vorhanden, anzutreffende Krokodil das einzige Exemplar, aber Schuppenechsen giebt es in vielen Arten. Darunter ein bis sechs Fuß großer Leguan. Die meisten der Echsen gehören zu Familien, welche auch der alten Welt angehören, nur drei kleine Familien sind dem Erdteil eigentümlich. Der Westen ist weit reicher an besonderen Typen, als der Osten; so gehören zu Westaustralien und Südaustralien nicht weniger als zwölf nur dort anzutreffende Arten. Auch Schlangen sind sehr zahlreich, doch fehlen Vipern (Viperae) und Grubenottern (Botrophes) gänzlich. Am stärksten sind die Giftnattern, (Elapes) vertreten, zu welcher Familie voll zwei Drittel aller australischen Schlangen gehören, doch soll nur von fünf Arten der Biß dem Menschen tötlich sein. Die Zahl wächst, je weiter wir von Süden nach Norden vorgehen: in Tasmanien giebt es nur drei Arten, alle giftig, in Viktoria zwölf, in Süd- und Westaustralien je fünfzehn, in Neusüdwales 31 und im subtropischen Queensland 42 Arten. Die am häufigsten vorkommende Schlange und die gefährlichste ist die Todesotter (Acanthopis cerastinus), welche von fünf bis acht Fuß lang wird; größer noch, bis zwölf Fuß, wird die schöne Rautenschlange oder Argus (Morelia argus), welche ganz unschädlich ist und zur Familie der Riesenschlangen (Peropodes) gerechnet wird. An den warmen Küsten halten sich viele Arten kleiner Seeschlangen auf, die alle sehr giftig sind.

Süßwasserfische giebt es, zieht man die geringe Zahl größerer und dauernder Gewässer in Betracht, in ziemlicher Anzahl. Die Familien der Karpfen und Aale fehlen zwar gänzlich, doch besitzt Australien zehn Fischfamilien, welche auch andren warmen und gemäßigten Zonen angehören.

Insekten sind in großer Fülle da. Schmetterlinge giebt es im südlichen Australien weniger als selbst in Großbritannien, gegen Norden zu werden sie indes häufiger. Von Käfern giebt es dagegen eine sehr reiche Fülle und einige, wie die Prachtkäfer (**Buprestidae**), von außergewöhnlicher Schönheit. Fangschrecken wie die Gottesanbeterin (**Mantis religiosa**) und die Gespenstschrecken (**Phasmodea**) sind außerordentlich häufig und einige der letzteren bis einen Fuß lang. Ameisen giebt es in sehr vielen Arten. Am meisten und am unangenehmsten haben sich die Termiten durch ihre Angriffe auf Holzbauten gemacht, wie man denn auch eine große Strecke des Überlandtelegraphen von Port Augusta nach Port Darwin mit eisernen Pfosten herstellen mußte, weil diese besonders in Nordaustralien sehr zahlreichen Ameisen das härteste Holz sofort zerstörten.

Von Schnecken und Muscheln kennt man ungefähr 300 Arten als auf dem Lande vorkommend, von welchen nicht wenige von besonderer Schönheit sind.

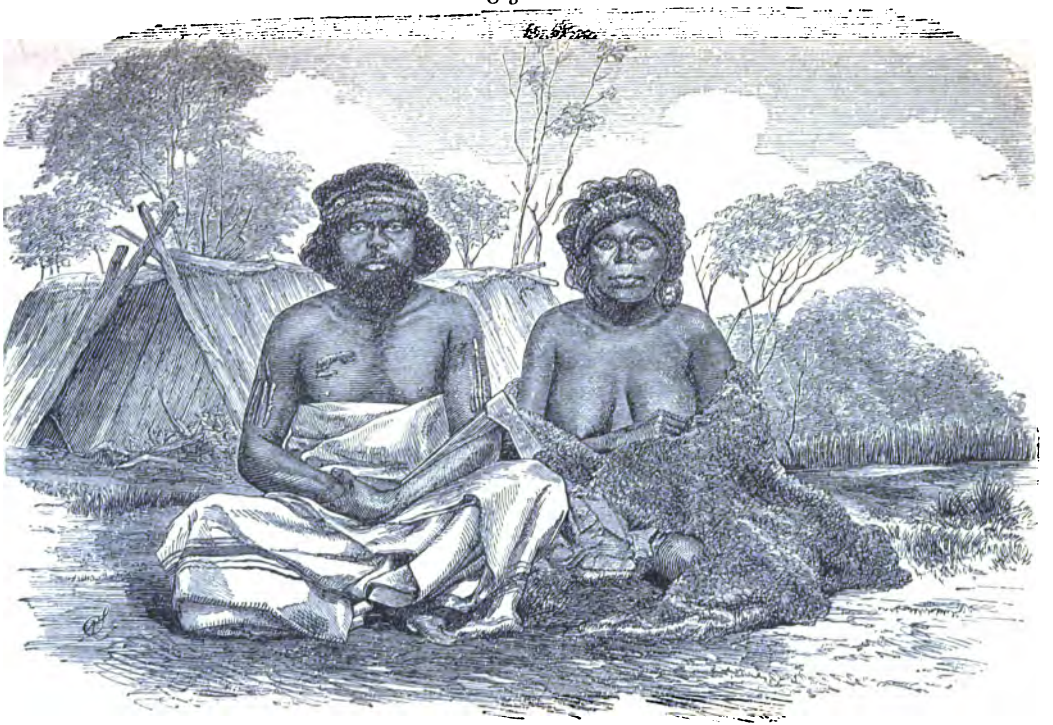
Seitdem der Europäer mitten in diese Tierwelt hineingetreten ist, haben sich sehr bedeutende Veränderungen vollzogen. Wo er Niederlassungen gründete, namentlich wo der Ackerbauer das Land bestellte und einfriedigte, ist die einheimische Tierwelt in dem Kampfe, welcher sofort gegen sie begann, fast völlig ausgerottet oder zurückgedrängt. Fallen, Pulver und Blei, Gift haben ihr Werk gethan. An die Stelle der alten, für ihn unnützen Bewohner hat der Kolonist seine Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen gesetzt. Er hat auch für die australischen Jagdtiere solche eingeführt, welche ihm den Sport der Heimat verschaffen konnten. In Victoria und auch in Neusüdwales sind Akklimatisationsgesellschaften sehr thätig gewesen. Hochwild ist aus Europa und Axis aus Indien eingeführt worden, beide gedeihen in den Berggegenden sehr gut. Von den letzteren wurden vor einigen Jahren 35 im Wimmeradistrikt ausgesetzt und jetzt kann man in den rauhen Grampians Herden von mehreren hundert Stück zählen. Angoraziegen hat man gezüchtet, dieselben aber

auch frei in die Berggegenden geſetzt, wo ſie ſich gut vermehren. Kamele wurden ſchon vor längerer Zeit nach Neuſüdwales, Victoria und Südauſtralien gebracht und ſie haben ſich nach wenigen Jahren vollſtändig akklimatiſiert, ſodaß ſie bei Erforſchungsexpeditionen ſehr weſentliche Dienſte leiſten konnten. Haſen und Kaninchen ſind ebenfalls vor Jahren eingeführt worden, die letzteren mit einem ſo überraſchenden Erfolg, daß den Koloniſten ernſtlich davor bange wird. Denn obſchon die Regierungen und Private jährlich Millionen für die Ausrottung dieſer jetzt zur drohenden Landplage gewordenen Tiere aufwenden, ſo ſcheint das Ende der Gefahr noch ebenſo fern wie ehedem. Eine zweite Plage haben ſich die Koloniſten mit Einführung der Sperlinge geſchaffen, gegen welche jetzt ebenfalls ein unerbittlicher Krieg geführt wird, wie es ſcheint, mit mehr Ausſicht auf Erfolg. Außerdem ſind Faſanen, Rebhühner, weiße Schwäne, Droſſeln, Lerchen und andere Singvögel in die auſtraliſchen Wälder geſetzt worden und gereichen den Koloniſten zu größerer Freude als jene verderblichen Tiere. Mit der Züchtung von Lachſen haben Südauſtralien ſowie Victoria den Anfang gemacht, indem ſie ſich Eier von Tasmanien holten, wo die gemachten Verſuche nach manchem Fehlſchlag vom beſten Erfolg gekrönt wurden. Unſerer kleinen, ihres emſigen Fleißes halber ſprichwörtlich gewordenen Hausbiene, nicht zu verwechſeln mit dem fliegenähnlichen auſtraliſchen Namensvetter, hat man aber nachgeſagt, daß die Verſetzung unter den auſtraliſchen Himmel ſie ihrer rühmenswerten Eigenſchaft beraube, da hier kein harter Winter zur Anſammlung von Vorräten nötigt.

Die Urbewohner.

Die Auſtralier gehören einem beſonderen, durch beſtimmte, leicht erkennbare körperliche Merkmale abgegrenzten Völkerſtamme an. Sie ſind weder Papua, noch ſind ſie Neger, dem Polyneſier ſtehen ſie noch weit ferner. Man nehme einen Bewohner

Fig. 7.



Bumbulwa mit seiner Frau Quartangruk, Eingeborne aus dem südöstlichen Victoria.

des Südens und führe ihn unter die nördlichsten Stämme, man stelle die Eingebornen des Ostens und Westens neben einander, in allen Fällen wird ein Vergleich die gemeinsamen Grundzüge zeigen, welche unter der Oberfläche anscheinend nicht unerheblicher Verschiedenheiten liegen. Freilich sind die Berührungen, welche der Nordrand seit geraumer Zeit mit andern Völkerstämmen hatte, nicht ohne Einfluß auf die dortigen Bewohner geblieben. Klippen und Korallenriffe bilden in den seichten Wassern der Torresstraße eine leicht überschreitbare Brücke, über welche die Bewohner des südlichen Neuguineas ihren Weg finden konnten; ihre großen seetüchtigen Boote vermitteln noch heute einen lebhaften Verkehr zwischen zahlreichen Inseln. Weiter westlich ist die Küste öfters von Chinesen besucht worden, um demselben Geschäft obzuliegen, das die Malayen an der Nordwestküste treiben, der Trepangfischerei, wenn die Jahreszeit für den Fang dieser als besondere Delikatesse hochgeschätzten Seegurke günstig ist. Dieser Verkehr hat seit vielen Menschenaltern bestanden, dennoch sind die Eindrücke, welche er auf die australische Bevölkerung jener Gegenden gemacht hat, auffallend unbedeutend. Außer dem Gebrauch von Bogen und Pfeil, welche wir, als den Papua entlehnt, an der Spitze der York-Halbinsel finden, und den kunstvolleren, mit Segeln versehenen Fahrzeugen von durchaus nicht australischem Charakter haben sich die Küstenbewohner kaum irgend etwas von ihren höher stehenden Gästen angeeignet. Formen, welche an die typischen Merkmale jener drei Völker erinnern, finden wir allerdings an der Ostküste ziemlich weit nach Süden, bis zur Wide Bai, aber sie sind doch sehr vereinzelt und daher nicht nachhaltig.

Mit diesen wenigen Ausnahmen sind die Australier ein einziger unvermischter Völkerstamm. Denn wenn in einem, dem unsern an Größe doch nahekommenden Weltteil die Unterschiede zwischen den Bewohnern einzelner Gegenden oft sehr erheblich sind, so werden wir uns über eine solche Erscheinung nicht wundern, um so weniger, da wir wissen, wie unüberschreitbare Grenzen

eine undurchdringliche Wald- und Wüstenmatur zwischen denselben oftmals aufgerichtet hat. Trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen erscheinen die Züge, welche wir vorfinden, im großen und ganzen als die einer einzigen Familie mit aller Gleichmäßigkeit und auch aller Mannigfaltigkeit einer solchen.

Auch die Bewohner Tasmaniens sind wir geneigt den Australiern zuzuzählen, wenngleich nicht unbedeutende Verschiedenheiten im Körperbau, in der Hautfarbe und im Haarwuchs bestanden haben mögen, wofür wir ihre seit langer Zeit bestandene Isolierung verantwortlich machen könnten. Etwaige Bedenken durch Nebeneinanderstellung beider Stämme zu heben oder auch zu begründen, ist heute leider nicht mehr möglich, da die letzten Tasmanier schon seit Jahren verschwunden sind.

Ein Bild, das für alle Urbewohner des Erdteils gelten dürfte, läßt sich wohl in einigen großen Zügen geben. Die Farbe der Haut ist schwarzbraun, zuweilen auch heller und ins rötliche spielend, das auch am Körper reichliche Haar tiefbraun und immer gelockt, der Bart voll und stark, wo er nicht auf künstlichem Wege entfernt wurde. Der Schädel mit dem starken Knochengerüst ist langgestreckt mit schmaler, aber hochansteigender und vortretender Stirn, tiefliegenden, schwarzen Augen, deren Sklerotika gelblich gefärbt erscheint, mit vorspringenden Backenknochen, oben eingedrückter, unten breiter Nase, großem Mund mit dicken Lippen, vorragenden Kiefern mit starken, guten Zähnen, aber zurückweichendem Kinn. Von hohem Wuchs sind die Eingebornen im allgemeinen nicht, obschon Männer von sechs Fuß und darüber bei manchen Stämmen keine Seltenheit sind, ebensowenig zeichnen sie sich durch starke, wohl aber durch äußerst geschmeidige und elastische Muskulatur aus, sodaß sie vermöge der Biegsamkeit ihrer Glieder Stellungen einnehmen können, welche Europäern unmöglich werden. Bei dem Ausbessern eines Speeres benutzen sie die Sohle ihres Fußes als Arbeitstisch und halten mit den Zehen einen zu bearbeitenden Holzstab ebenso sicher wie weniger geschmeidige Leute mit der Hand. Die Greif-

fähigkeit ihrer Fußzehen leiſtet ihnen auch gute Dienſte beim Erklettern hoher und ſtarker Bäume, in deren Rinde ſie mit ſpitzigem Stabe Vertiefungen ſchlagen, um an den glatten, ſäulenartigen Schäften wie auf einer Wendeltreppe zu ſchwindelnder Höhe emporzuſteigen. Collins ſah Bäume, an denen ſolche Einkerbungen bis zu achtzig Fuß und darüber hinausreichten. Bei Überfällen ſchleppen ſie ihre Speere, welche ſie zwiſchen den Zehen halten, im Graſe einher, ſehr gewandt ſtehlen ſie die kleinſten Dinge auf dieſe Weiſe und führen ihre Beute geſchickt zu der auf dem Rücken gehaltenen Hand. Sie ſetzen beim Reiten den Fuß nicht in den Bügel, ſondern faſſen ihn feſt zwiſchen die beiden größten Zehen, ebenſo bedienen ſich die Frauen beim Stricken von Netzen der Fußzehen in überraſchender Weiſe. Zu momentanen großen Kraftanſtrengungen ſind ſie wohl fähig, ſie erreichen im Sprung erſtaunliche Höhen. Sie ſind gute Fußgänger und ſchnelle Läufer, aber kommt es zu anhaltendem Aufwand von Kraft, ſo treten ſie weit hinter den Europäer zurück. Ihre kleinen, ungemein zierlichen Hände zeigen, wie wenig an Arbeit ſie gewöhnt ſind, wenige kräftige europäiſche Männer vermöchten die Hand um den engen Bügel zu zwängen, welcher ihren Schilden zur Handhabe dient. Wunderbar iſt die Schärfe ihrer Sinne, wenigſtens ihr Seh- und Hörvermögen, daher verfolgen ſie mit Leich-

Fig. 8.

Eingeborner von der Twofold Bai, einen Baum erkletternd.

tigkeit Spuren, nach welchen der europäiſche Koloniſt ſelbſt bei angeſpannteſter Aufmerkſamkeit vergeblich ſpäht, daher ſind ſie auch heute in den meiſten Kolonien unter die Polizeimannſchaften der dünn beſiedelten Weidediſtrikte eingereiht und bei Verfolgung der noch bis zur Stunde beſtehenden Räuberbanden erwieſen ſie ſich äußerſt nützlich, ja nahezu unentbehrlich. Daß ihre Ausdünſtung eine eigentümliche widerwärtige Schärfe beſitzt, iſt wohl ausgemacht; es iſt dieſelbe auch vollkommen unabhängig von dem größeren oder geringeren Mangel an Reinlichkeit, obſchon ſie natürlich weſentlich dadurch beeinflußt wird. Pferde, Rinder und Hunde, welche zuvor nie einen Schwarzen geſehen hatten, zeigten die größte Unruhe, wenn ſie die Nähe von Eingebornen witterten; meine eigenen Erfahrungen werden in dieſer Hinſicht von Leichhardt, Gregory und anderen beſtätigt. Dem Dr. Ludwig Becker ſchien es, als ob durch die Erzeugung von Schweiß ſich Phosphor entwickele. Die Auſtralier ſind in dieſer Beziehung den Negern ähnlich.

Zur Vervollſtändigung unſerer Schilderung von der äußeren Erſcheinung der Bewohner Auſtraliens haben wir noch der Narbenwulſte Erwähnung zu thun, welche auf Bruſt, Oberarm, auch auf dem Rücken in ſymmetriſchen Linien angebracht werden, ferner des Durchbohrens der Naſenſcheidewand, welche eine Federſpule oder ein geglätteter und zugeſpitzter Knochen ſchmückt. Einige Stämme entfernen das Barthaar teilweiſe, andere tragen den Bart voll, zuweilen auch durch eine Muſchel, einen Hundeſchwanz zugeſpitzt und verlängert, wo dieſer Männerſchmuck als hohe Zierde gilt. Durch das Ausſchlagen von einem, auch zwei Zähnen in der oberen Zahnreihe ſind andre Stämme gekennzeichnet. Wir werden ſehen, daß dieſe wie andre Gebräuche nicht ohne gewiſſe religiöſe oder ſoziale Bedeutung ſind. Zur Verſchönerung des Körpers dient ferner das Bemalen desſelben mit roter, gelber oder weißer Erde, auch wird der ganze Leib ſchwarz gefärbt, nachdem er eine gründliche Einreibung mit Fett empfangen hat. Das Haupthaar raſieren einige Stämme von der Stirn bis zur

Mitte des Schädels, die meiſten aber laſſen es wachſen, wie es ihm gefällt, ohne aber große Länge zu erlauben. Niemals fällt es auf die Schultern, auch bei den Weibern nicht, deren Haar überhaupt keineswegs länger erſcheint, als das der Männer. Dieſes Kurzhalten iſt, da die Auſtralier wenig Reinlichkeit beobachten, auch das Haar ſalben und mit roter Erde färben, in gewiſſer Hinſicht ſehr lobenswert. Der Haarwuchs bleibt in der Regel ſtark bis zum ſpäteſten Alter, wann die ſchwarze Farbe ſich in eine graue, viel ſeltener in eine weiße verwandelt hat, doch ſah ich, wie auch Howitt vor mir, am Cooper Creek Männer von anſcheinend ſehr hohem Alter, welche ihr Kopfhaar vollſtändig verloren hatten.

Der Körper des Auſtraliers erſcheint faſt immer in unverhüllter Natürlichkeit; einen dürftigen Schurz tragen nicht einmal immer die Frauen und Fellmäntel kennt man nur in ſüdlichen, kälteren Strichen und auch da nur als Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Weniger zur Bekleidung als zum Schmucke dienen die Gürtel aus Schnuren, die man in vielfachen Windungen um den Leib wickelt, ferner die aus gleichem Material beſtehenden Armbinden, die Federn, mit denen ſie ihr Haupt ſchmücken, das auch häufig durch Schnüre aus Opoſſum- oder den hochgeſchätzten Menſchenhaaren zuſammengehalten wird. Auch durch rote und weiße Streifen, Kreuze und Kreiſe ſuchen die Eingebornen einiger Gegenden das Ausſehen ihrer Perſon zu heben.

Das Bild, welches wir ſo empfangen, iſt gerade kein anziehendes. Gewiß iſt es kein ſchöner Menſchenſchlag, allein ſo abſtoßend, wie manche Reiſende die Auſtralier ſchildern, dürfen wir ſie uns doch nicht denken. Sind auch die Gliedmaßen oft dünn und ſchwach, ſo iſt die Bruſt doch immer breit und hochgewölbt, die Haltung des Körpers vorzüglich und auch das ſonſt wenig anſprechende Geſicht erhält bei freudiger Bewegung gewinnende Züge. Am wenigſten anmutend werden ſie durch ihren Mangel an Reinlichkeit, welche durch Einreibungen mit Fett und Kohle ſowie mit farbigen Erden keineswegs befördert wird. Dieſe

Einreibungen sollen sehr oft ein Schutz sein gegen die Kälte und Nässe, vor welcher sie die dürftige Bekleidung nicht sichern kann. Wenn aber neuere Reisende ihre Schilderungen dieses oft verkannten Menschenstammes nach den verkommenen Individuen entwarfen, welche ihnen in den Straßen längst gegründeter Ortschaften begegneten, so thaten sie dies mit nicht mehr Recht, als der Fremde beanspruchen könnte, dem als Prototyp unserer Nation ein physisch wie moralisch verkommener Bummler unserer Großstädte zum Porträt gesessen hätte. Will man den Australier richtig beurteilen, so muß man ihn dort aufsuchen, wo europäische Halbkultur ihn noch nicht degradiert hat. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen jenen von Schmutz starrenden, in Lumpen dürftig gehüllten, mit ekelhaften Krankheiten behafteten Menschen, welche ihre ärmlichen Lagerstätten in der Nähe der Ansiedelungen aufschlagen, um auf irgendeine Weise zu Nahrung, Tabak, womöglich zu Spirituosen zu kommen, und den in Gottes Naturgewand gekleideten Jägern, welche noch frei von importierten Lastern im Vollbesitz ihrer eigentümlichen Gaben über die weiten Striche des Inneren hin mit unfehlbarer Sicherheit die Spuren des flüchtigen Wildes verfolgen.

Fig. 9.

Halsband aus Känguruhfell mit angehefteten Schneidezähnen des großen Känguruh.

Mischlinge gab es erklärlicher Weise schon sehr früh. Allein abgesehen von den aus dauernden Verbindungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen hervorgegangenen Sprößlingen, solchen Verbindungen, wie sie entlaufene Sträflinge, schiffbrüchige Matrosen und Walfänger einzugehen pflegten, wurden in früherer

Zeit wenige ſolcher Miſchlinge aufgezogen. Die Eiferſucht der ſchwarzen Männer, der Glaube, daß dieſe Miſchlinge, erlaubte man ihnen das Mannesalter zu erreichen, ſich den Vollblutauſtraliern überlegen zeigen und die Herrſchaft an ſich reißen würden, waren ſtets triftige Gründe für eine ſchnelle Beſeitigung derſelben. Wo der Auſtralier ſich gegen europäiſche Civiliſation noch feindlich verhält, iſt eine ſolche Beſeitigung wohl noch heute die Regel. In Victoria zählt man jetzt aber bereits mehr halbblütige als vollblütige Kinder. Die Erſcheinung dieſer halfcastes iſt äußerſt intereſſant und zwar unterſcheiden ſich die Knaben in auffallender Weiſe von den Mädchen. Während die erſteren zuweilen den Kindern von Europäern völlig gleichen,

Fig. 10.

Halsſchmuck aus Rohrſtückchen.

immer eine hellere Hautfarbe und lebhaftes Wangenrot haben, iſt der Teint der letzteren in der Regel von hellem Braun, durch welches höchſt ſelten die rote Farbe ſchimmert. So fein die Geſichtszüge aber in früher Jugend ſein mögen, ſo grob, ja abſtoßend werden dieſelben nach eingetretener Reife, und mit zunehmendem Alter nähern ſie ſich mehr und mehr dem ausgeſprochenen auſtraliſchen Typus, wie dieſe Miſchlinge auch mit ſeltenen Ausnahmen die Lebensweiſe ihrer Mütter annehmen.

Heiraten zwiſchen weißen Männern und ſchwarzen Frauen ſind erklärlicherweiſe nicht häufig. In Victoria, wo durch Regierung und Miſſionäre viel für die Erziehung der Eingebornen gethan wird, ſind drei ſolcher Beiſpiele verzeichnet; aus Süd-

auſtralien, wo die Regierung eine ſolche ſchwarze Braut mit einem anſehnlichen Stück und zu ihrem Schutz unveräußerlichen Landes dotiert, iſt mir nur ein ſolcher Fall bekannt. Zahlreicher ſind die Ehen zwiſchen weißen Männern, meiſt entlaſſenen Sträflingen, und ſchwarzen Mädchen in Weſtauſtralien, wo das ausnehmend ſtarke Überwiegen des männlichen Geſchlechtes ſolche Verbindungen begünſtigt.

Noch weniger bekannt ſind Verbindungen zwiſchen weißen Frauen und ſchwarzen Männern. In Victoria faßte die Tochter eines Anſiedlers in den außenliegenden Diſtrikten eine ſo heftige Zuneigung zu einem jungen Schwarzen, daß ſie das Haus ihres Vaters verließ, um mit ihrem Erkorenen zu leben. Der Bund erhielt ſpäter geſetzliche Weihe. Sprößlinge aus ſolchen Vereinigungen giebt es auch in den Weidediſtrikten von Neuſüdwales und Queensland, wo die Töchter weißer Eltern, ohne Erziehung unter Eingebornen aufwachſend und nicht viel höher ſtehend als dieſe, die natürliche Abneigung gegen die dunkelfarbige Raſſe bald überwinden.

Die geiſtigen Anlagen der Auſtralier ſind durchaus nicht ſo geringe, als einige Schriftſteller uns glauben machen wollten, welche, wie Meinicke, dieſe am tiefſten ſtehenden Barbaren als dem Orangutang kaum gleichkommend charakteriſierten. Andre Beobachter, die, wie Mitchell, die Eingebornen verſchiedener Gegenden kennen lernten, ſtellen ſie dagegen ſogar höher als die ehemaligen engliſchen Bauern. Es giebt eben auch hier wie in Europa große Verſchiedenheiten und man darf nicht nach dem bloßen Schein urteilen. Die Berichte der Miſſionäre, der zum Schutz der Eingebornen eingeſetzten ſtaatlichen Behörden, ſowie von Privatperſonen, welche ſich um die Hebung dieſes Volksſtammes bemühten, geben uns vielfache Belege dafür, daß die Auſtralier geiſtig nicht unvorteilhaft beanlagt ſind. Die Kinder in den Miſſionsſchulen, das geht aus den offiziellen Prüfungsberichten der Schulinſpektoren hervor, kommen den Kindern weißer Eltern in ihren Leiſtungen nicht nur nahe, ſie übertreffen dieſelben in

einigen Fächern, wie Rechnen und Zeichnen, zuweilen um ein nicht geringes. Allein es fehlt, wie es scheint, später an der Stetigkeit, auch ist es unüberwindliche Abneigung gegen alle feste Ordnung, welche die Erwachsenen hindert, auf dem einmal glücklich betretenen Pfade fortzuschreiten. Wir haben Beispiele von jungen Männern, welche sich hinreichende Kenntnisse erworben hatten, um Zutritt zu den Regierungsämtern zu erlangen und dieselben eine Zeitlang zur Zufriedenheit ausfüllten, und dennoch wieder in ihre alten Gewohnheiten zurückfielen. Als Phillip, der erste Gouverneur von Neusüdwales, nach England zurückkehrte, nahm er zwei junge, viel versprechende Eingeborne mit sich. Phillip hatte von Anfang an ein großes Interesse für die Eingebornen bewiesen und sich ihrer in mehr als einer Hinsicht angenommen. Bennilong und Yemmerawannie, dies waren die Namen der Eingebornen, verkehrten in seinem Hause in Sydney und eigneten sich schnell die geltenden gesellschaftlichen Formen an. Beide wurden in England dem König Georg III. sowie den hervorragendsten Männern der damaligen Zeit vorgestellt und ihr angemessenes Benehmen, frei von aller Scheu, erwarb ihnen allgemeinen Beifall. Bennilong starb in England, Yemmerawannie aber kehrte in seine Heimat zurück, wo er sich sofort seiner Kleider entledigte und zu seinen alten Gefährten zurückkehrte, um abermals wie diese zu leben. Dies Beispiel könnte leicht vervielfältigt werden, denn ähnliches hat sich nur zu oft zugetragen. Allerdings sind dagegen auch Fälle aufzuführen von Eingebornen, die, wie zwei in Südaustralien, sich des Besitzes von Farmen und eines Bankkontos erfreuen. Auch auf einigen Missionsstationen zeigen die dort erzogenen Eingebornen Neigung zu dauernder Beschäftigung und zu seßhaftem Leben, sodaß eine dieser Stationen, Poonindie bei Port Lincoln, sich schon selbst zu erhalten vermag. Ob aber, wenn die leitende Hand der Missionäre abgezogen wäre, die Schwarzen nicht wieder in ihre alte Barbarei zurückverfallen würden, erscheint mehr als fraglich.

Auch der Vorwurf der gröbsten Immoralität, der schwär-

zesten Undankbarkeit, der Feigheit und Hinterlist ist ihnen gemacht worden. Man möchte versucht sein, zu entgegnen, daß in den meisten dieser Eigenschaften wie in manchen andren, keineswegs rühmenswerteren die Weißen die besten Lehrmeister waren. Aber es ist richtig, daß der Australier oft in rätselhafter Weise diametral gegenüberstehende Eigenschaften in sich vereinigt. Er ist nachsichtig und gütig gegen kleine Kinder, anhänglich und treu gegen einen erwählten Gefährten; er erweist bejahrten Personen die größte Ehrfurcht, auch ist er zuweilen ein liebevoller Gatte, er zeigt oft großen Mut, gastfrei ist er fast immer und unter höchst kritischen Verhältnissen hat er einen bewundernswürdigen Edelmut offenbart. Aber er ist auch grausam, verräterisch, gemein und feige. Einmal stellt ihn seine Handlungsweise über den durchschnittlichen weißen Mann, ein andres Mal dokumentiert er sich als echten Wilden und rivalisiert mit dem Fuchs in Verschlagenheit, in Grausamkeit mit dem Tiger. Einzelne Stämme scheinen aller besseren Eigenschaften zu entbehren, während andre zu jeder Zeit sich als wahr, mutig und edelsinnig erwiesen.

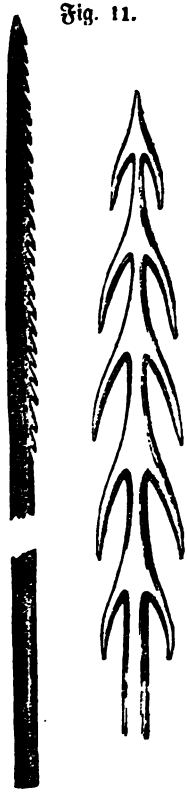
Belege für jede ihrer Charaktereigentümlichkeiten lassen sich in Menge erbringen. Wir ziehen es vor, uns auf solche zu beschränken, welche ein günstigeres Licht um sie verbreiten. Wir dürfen da nur an die außerordentlich liebevolle Aufnahme erinnern, welche dem schiffbrüchigen Matrosen Murrell während eines mehr als siebzehnjährigen Aufenthaltes unter den wilden Eingebornen von Queensland zu teil wurde, an die Pflege, welche die Stämme am Cooper Creek dem halbverhungerten King, dem überlebenden Begleiter von Burke und Wills, widmeten, an die aufopfernde Hingebung des Queenslanders Jackey Jackey, in dessen Armen Kennedy sein Leben aushauchte, an Wylie, Eyre's treuen Begleiter auf seiner gefahrvollen Reise die große australische Bucht entlang, an Warburton's Diener und könnten noch manchen andren Namen anreihen, welcher, obschon mit minder bedeutsamen Begebenheiten verknüpft, der Erwähnung gleich würdig wäre. Die schwarzen

Frauen haben ihren weißen Männern, trotzdem sie doch in der Regel ihrem Stamme geraubt waren, oftmals eine Ergebenheit gezeigt, welche unsere Bewunderung erregen muß. Als der entkommene Sträfling Clarke, welcher jahrelang unter den Schwarzen der Liverpoolebenen ein Schrecken der dortigen Herdenbesitzer lebte, endlich eingefangen wurde, folgten ihm seine vier schwarzen Weiber bis nach Sydney, Tag für Tag vor den Thoren seines Gefängnisses wartend, bis ihr betrauerter Gefährte erscheinen würde. Monatelang wurde ein andrer Sträfling in den Wäldern Tasmaniens von seiner schwarzen Frau verpflegt, als er verwundet darniederlag, und keine Versprechungen konnten sie bewegen, das Versteck zu verraten, in das er sich geflüchtet hatte. In welchem Lichte erscheint dagegen die Handlungsweise dieses Mannes, der endlich geheilt, das treue Weib rücksichtslos niederschoß, als sie unfähig war, ihm zu folgen und er sich in seiner Flucht durch sie gehindert glaubte!

Entführungen schwarzer Weiber durch weiße Männer waren keine Seltenheit. Die ersten Ansiedelungen auf der Känguruhinsel wie auf dem gegenüberliegenden Festlande, die Niederlassungen auf den zahlreichen Felseninseln der Baßstraße erzählen noch jetzt davon und ihre Bewohner sind heute oftmals sprechende Beweise solcher Verbindungen. Wer aber weiß, in wie hohem Maße das Heimatsgefühl in allen Naturvölkern entwickelt ist, wird ermessen können, welch schweres Leid den Entführten zugefügt wurde. Wie sie auch nicht vor dem gefährlichsten Wagniß zurückschrecken, um in die Heimat und zu ihren Angehörigen zurückzukehren, bewiesen zwei australische Frauen, welche durch weiße Walfänger vom Festland auf die Känguruhinsel geschleppt, muthig durch die starke Strömung der trennenden Meeresenge schwammen und glücklich das heimatliche Ufer erreichten, wenngleich freilich die eine derselben mit dem auf den Rücken gebundenen Säugling der übermäßigen Anstrengung erlag und, gerettet aus der tobenden Brandung, auf dem heimatlichen Klippenrande mit ihrem Kinde den Geist aushauchte.

Wenn die Schwarzen Repreſſalien übten, wer darf ſie tadeln? Die Verantwortlichkeit für das entſetzliche Schickſal, das die entführten Unglücklichen traf, fällt auf die weißen Männer zurück, welche den Wilden das verwerfliche Beiſpiel gaben. So wurde die Tochter eines begüterten Anſiedlers in Gippsland geraubt und blieb trotz aller angeſtrengten Verſuche der verzweifelnden Verwandten in dem Beſitz des dortigen Stammes, bis ſie, gewiß eine heißerſehnte Erlöſung, in einem Anfall von Eiferſucht von ihrem erſten Eigentümer, dem ſie ſein Häuptling genommen hatte, erſchlagen wurde. Solche Fälle ſtehen nicht vereinzelt da, und nur äußerſt ſelten war es möglich, die Geraubten zu befreien und zurückzuführen. Sahen ſich die Schwarzen hart bedrängt und in Gefahr, die Beute zu verlieren, ſo ließen ſie den Verfolgern ſicher nur den durchbohrten Leichnam. Wollen wir es aber verſtehen lernen, was für ein Los eine zarte Frau, die, von den Verfeinerungen europäiſcher Civiliſation umgeben, ſich nirgendswo ſonſt größerer Verehrung und weitergehender Vorrechte erfreut, in dem ſchmutzigen Lager der Wilden Auſtraliens erwartet, ſo müſſen wir uns etwas genauer mit der Lebensweiſe ihrer nunmehrigen abſoluten Herren beſchäftigen.

Fig. 11.



Speere aus hartem Holz.

Das Familienleben der Auſtralier war und iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als man dasſelbe bei Menſchen auf ſo niederer Kulturſtufe vermuten darf. Wie bei ſo vielen andren Naturvölkern iſt die Stellung der Frau eine wenig beneidenswerte. Ihr Schickſal liegt in der Hand ihrer nächſten Verwandten, welche

ſich bei ihren Dispoſitionen niemals von Sentimentalitäten leiten laſſen. Es iſt ein Handel, weiter nichts, vielleicht ein Tauſch für die Angehörigen eines andren Clans; denn innerhalb desſelben Stammes finden eheliche Verbindungen niemals ſtatt. Zuweilen auch fällt im Kampfe dem Sieger das Weib als Beute zu, vielleicht wird es durch heimlichen Raub erlangt, aber in welcher Weiſe es auch immer in den Beſitz eines Mannes gelangt, es hat ſelten Urſache, Freude über ſein Los zu empfinden. Vielleicht ſchon bei ſeiner Geburt einem mächtigen Krieger verſprochen, wird es demſelben zugeteilt, ſobald es die Altersreife erlangt hat. Mögen ſich auch die Gefühle des lebensfriſchen jungen Mädchens gegen eine Verbindung mit dem griesgrämigen welken Alten noch ſo ſehr ſträuben, es hat keine Wahl, jeder Widerſtand wird durch grauſame Schläge, Verwundungen oft der ſchwerſten Art niedergeſchlagen, ein Entlaufen aus dem gehaßten Joche wird mit Durchbohrung des Beines mit dem Holzſpeer beſtraft und eine Wiederholung verhindert. Gebrochenen Mutes fügt ſich das arme Weſen endlich in ſein hartes Loos, noch ſchwerer gemacht durch die üble Behandlung, welche die junge Frau als die nun bevorzugte von ihren Vorgängerinnen erdulden muß. Denn Polygamie iſt, nimmt der Mann eine hervorragende Stellung ein, weitaus die Regel. Man hat angeſehene alte Männer mit vier, ja fünf Weibern, oft noch jungen, der Kindheit kaum entwachſenen, getroffen. Da iſt die Gefahr der Untreue groß, darum werden die Frauen von den Alten oft argwöhniſch gehütet, ohne daß jedoch der gewöhnliche Lauf der Dinge ſich änderte. Es kommt zu einer Entführung. Das Paar trifft ſich im Dunkel der Nacht an verabredeter Stelle und ſucht ſich der Verfolgung an abgelegenen Orten zu entziehen. Aber den

Fig. 12.

Speer mit Baſalt bewehrt.

scharfen Spürnasen der Australier kann man nicht lange entgehen. Sie werden gefunden und ins Lager geschleppt und nun fallen alle Weiber, von denen vielleicht eine jede in ihrer Jugend sich desselben Vergehens schuldig gemacht hat, über die Sünderin her und richten das unglückliche Geschöpf mit ihren Knütteln erbärmlich zu. Der Verführer aber hat nur mit einem Schilde bewaffnet als Zielscheibe für die auf ihn geschleuderten Speere zu dienen. Zuweilen ist es der Beleidigte allein, welchen er zu fürchten hat, zuweilen sind aber mehrere die Angreifer, manchmal das gesamte Lager: Männer, Weiber und Kinder. Werden die Speere einer nach dem andern auf ihn geschleudert, so mag er sie parieren, wenn er Geschick genug besitzt; ist der Angriff aber ein gleichzeitiger und allseitiger, so hat er keine Hoffnung und sinkt bald schwer, vielleicht tödlich verwundet zur Erde. Auch regelrechte Zweikämpfe wie bei Gottesgerichten kommen vor, wo jeder Kämpfer mit gleichen Waffen auf dem Platze erscheint, und tödlicher Ausgang nur dann zu erwarten ist, wenn der kurze hölzerne Dolch an die Stelle des Speers oder der Keule tritt. Dem Sieger bleibt die Beute. Doch besteht man nicht überall auf dem strengen Gesetz. Die Schuld mag abgekauft werden, sei es durch Gaben an solchem Gut, wie es der Australier schätzt: Lebensmittel, Waffen, Felle, Geräte sei es, wenn ein andrer Stamm durch die Entführung einen Verlust erlitt, durch Abtretung einer weiblichen Person, die in seltenen Fällen, wenn der Schuldige keine solche zu eigener Disposition hat, von dem Stamme selber gestellt wird. Auch eine solche Sühne verlangen manche Stämme nicht, sie glauben ihren verletzten Gefühlen mit ein wenig Drohen und Bramarbasieren genug zu thun. Raub ist sogar in manchen Gegenden von Neusüdwales herkömmlicher Gebrauch, ohne den es nicht abgeht, selbst wenn der Verbindung nichts im Wege steht und alle Präliminarien geordnet sind. Die Braut fährt dabei sehr schlecht. Zwar giebt der Bräutigam nicht, wie man behauptet hat, durch einen betäubenden Keulenschlag auf den Kopf der schlafenden Geliebten seiner Zuneigung

Ausdruck, aber an Schlägen fehlt es dennoch nicht, wenn die der Braut Angehörigen den Bräutigam und seine Partei überfallen und die Entführung zu hindern suchen, mit der man übrigens völlig einverstanden ist. Es entspinnt sich dann oft ein hitziges Gefecht, aus dem mancher, die Braut nicht die wenigsten, schwere Verwundungen heimträgt. Das ist ihre Hochzeitsfeier, die niemand, nicht einmal die am meisten leidende Hauptperson, abgeschafft zu sehen wünscht. Der Bräutigam tritt jetzt, zuweilen auch schon vor Vollziehung der Ehe, in ein eigentümliches Verhältnis zu seiner Schwiegermutter. Er darf sie ebensowenig sehen wie sie ihn. Man sucht daher beständig, einander aus dem Wege zu gehen; naht der Schwiegersohn unvermutet, so verbirgt sich die Schwiegermutter hinter einem Busch, im Grase, er hält seinen Schild vors Gesicht und eilt vorüber. Selbst auf Missionsanstalten, wo die schwarzen Zöglinge eine Stufe erreicht haben, welche sie über die niedrigste Klasse der Weißen stellt, ist diese Sitte noch nicht völlig verschwunden.

Die junge Frau ist in das Lager ihres Herrn gezogen und sie hat die Pflichten zu erfüllen, welche einem australischen Weibe obliegen. Sie hat Laub- und Rindenhütten zu erbauen gelernt und sie hat dies Geschäft in der Regel künftig allein zu verrichten, wenn ihr nicht die Gefährtinnen hilfreiche Hand leisten. Sie schleppt das Holz zusammen, welches während der Nacht das Feuer vor der Hütte nähren soll, sie sucht nach allerlei kleinem Getier und Kraut, gräbt mit spitzigem Stabe Wurzeln aus, zerreibt zwischen flachen Steinen die gesammelten Samenkörner und röstet die daraus gemengten Kuchen in der heißen Asche. Der Mann betreibt indessen die hohe Jagd, deren Ertrag er aber meist für seinen eigenen Gebrauch reserviert. Begiebt man sich auf die Wanderschaft, so ergreift der Gatte den leichten Speer und packt alle übrigen Habseligkeiten auf die Schultern seines Weibes, zu denen, wenn sich ein Kindersegen einstellt, auch die Säuglinge kommen, deren Platz auf dem Nacken der Mutter ist, während die kleinen Hände fest in die verfilzten

Haare greifen. Die kleinen, fetten Schelme werden auch sehr unceremoniös am Beine in die Tasche geworfen, welche der Fellmantel auf dem Rücken der Alten bildet. Die australischen Mütter sind reich mit Nachkommen gesegnet, wir haben Beispiele, daß eine Mutter dreizehn gesunden Kindern das Leben gab. Allein selten spielen mehr als zwei Kinder um die „Wurley" eines Schwarzen und zwischen diesen beiden liegt der Unterschied mehrerer Jahre. Was wird aus den anderen? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu einer der düstersten Schattenseiten australischen Lebens.

Der Kindermord ist bei allen Australiern Sitte gewesen und ist es überall noch heute, wo dieselben nicht der Kontrolle von Weißen unterstellt sind, nur er ist es, welcher die australischen Stämme am stärkeren Wachstum verhindert. Zwillingsgeburten sind häufig, ja wir haben Nachrichten von Drillingen, aber nur einem der Kinder wurde das Leben geschenkt und auch diesem nur, wenn seine älteren Geschwister fähig waren, der Mutter auf ihren Zügen ohne Hilfe zu folgen. Die Frage über Leben und Tod entschied hier der Vater, dort die Mutter, die sich sehr häufig mit Nachbarinnen und Kindern aus den oft mit unnötiger Grausamkeit Gemordeten ein entsetzliches Mahl bereitete. Sicherlich spielte Aberglauben dabei eine bedeutsame Rolle. Die Schätzung der erfahrensten Reisenden, daß mindestens ein Dritteil der Neugeborenen umgebracht werde, erscheint daher keineswegs zu hoch. Daß halbblütige Kinder fast immer geopfert wurden, haben wir schon bemerkt. War aber dem neuen Erdenbürger einmal das Dasein bewilligt worden, so wetteiferten Eltern wie Geschwister, auch die übrigen Mitglieder des Stammes in Beweisen von Zärtlichkeit gegen ihn. In den ersten Jugendjahren war so ziemlich alles erlaubt. Aber schon früh, oft noch auf Händen und Füßen kriechend, wurden die Kleinen angeleitet, für sich selber zu sorgen. In Gesellschaft älterer Kinder lernten sie mit dem spitzigen Stabe, den ihnen die Mutter in die Hände gab, kleine Wurzeln auszugraben, Kerbtiere zu suchen ꝛc. Später kommen

sie in eine Art Schule. Ein alter Mann unterweist die Knaben im Klettern, in den Gewohnheiten der Tiere, im Speerwerfen und gewöhnt sie zu Ordnung und Selbstbeherrschung, eine alte Frau wird die Lehrerin der Mädchen im Hüttenbau, in Gewinnung der Fasern, in Bereitung von Garnen, im Stricken der Netze.

Die Kleinen vermögen sich kaum notdürftig auf festem Boden fortzubewegen, da mutet man ihnen schon zu, sich in dem nassen Element zurechzufinden und es gelingt ihnen nach kurzem, von der Mutter kaum unterstütztem Versuch, als wäre ihre Natur amphibisch. Die Eingeborenen schwimmen anders als Europäer, rückwärts und nahezu aufrecht, wie wir, wenn wir Wasser treten, und sie leisten oft Wunderbares. Neben jenen beiden Frauen, welche von der Känguruhinsel über die Backstairs Passage nach dem südaustralischen Festlande schwammen, ist die Leistung einer schwarzen Frau, der Genossin eines Walfischfängers auf einer der kleinen Inseln in der Coffins Bai an der Südküste Australiens, wohl die erstaunlichste. Mit ihrem Mann, und ihren beiden Kindern vom Sturm auf der See überrascht und aus dem umgestürzten Boote geworfen, war sie an einem langen Sommertage vom Morgen bis Einbruch der Dunkelheit in dem erregten Elemente, lange vergeblich nach ihren verlorenen Lieben spähend, und erreichte endlich glücklich trotz der sich an jener Küste furchtbar brechenden Brandung die unwirtliche Küste. Nur das von früh auf gepflegte Vertrautsein mit dem Wasser und seinen Gefahren macht dergleichen möglich.

Wie die Schwimmübungen niemals den Zweck körperlicher Reinigung haben, vielmehr besonders als Mittel zur Gewinnung der Nahrung gepflegt werden, so ist auch bei den verschiedenen Spielen, welche die Australier kennen, das praktische, im Krieg oder bei der Jagd verwertbare Resultat immer das Hauptziel. Unerläßliche Bedingung für alle Ballspiele, Ringkämpfe, fingierte Schlachten und dergleichen Erheiterungen war immer eine gefüllte Vorratskammer, denn falls dieser nervus rerum fehlte, so verstummten auch hier alle Geigen. Einen besondern Anlaß für

größere Festlichkeiten gaben regelmäßig die Operationen, welche man an den Jünglingen auf jeder Stufe, die zur Manneswürde führte, überall vollzog. Man wählte zur Feier solcher Feste stets die mondhellen Nächte, in denen das Gestirn dort mit einer Klarheit strahlt, daß die Nacht in Tag verwandelt erscheint. Mit weißen Streifen, sodaß sie wandelnden Gerippen glichen, traten die Hauptaktoren auf den Platz, wozu man eine möglichst ebene Stelle im Walde wählte, und hier wurde nun zu dem eintönigen Gesang der Weiber und der Musik taktmäßig aneinandergeschlagener Stäbe und mit Stöcken bearbeiteter Fellrollen jener Tanz aufgeführt, den man nach dem Dialekt von Neusüdwales in Australien allgemein unter dem Namen Corrobori kennt. Ein Tanz im eigentlichen Sinne war es gemeiniglich nicht, es war ein rhythmisches Bewegen des Oberkörpers, der Waffen, welche man in den Händen trug und von Zeit zu Zeit zusammenschlug, ein Auseinanderspreizen, Wiederzusammenziehen und Schütteln der mit Büscheln garnierten Beine, dann und wann ein kräftiger Aufschrei, aber dies alles mit so übereinstimmender und ineinander greifender Präcision auf das Kommando eines Choragen ausgeführt, daß dies eigentümliche Schauspiel niemals verfehlt hat, den europäischen Zuschauer zu fesseln. Diese mimischen Vorführungen waren keineswegs ohne Bedeutung. Meistens mystisch-religiösen Charakters, bestanden sie auch in Vorführungen von Vorkommnissen des täglichen Lebens. Wie man in früheren Zeiten Corroboris hatte, in welchen die Rolle eines Emus, eines Känguruhs, eines Dingos von den einen gespielt wurde, während andre die verfolgenden Jäger darstellten, wobei man auf jeder Seite alle Eigentümlichkeiten der Tiere wie der Jagd mit jedem ihrer Kunstgriffe entwickelte, so wußte man in späterer Zeit dem Ernst der Kämpfe mit den weißen Eindringlingen eine heitere Seite abzugewinnen. Es versteht sich, daß bei diesen Aufführungen der Fremde, lächerlich und unbeholfen, unwiderruflich den kürzeren zog. Ihre bewunderungswürdige Anlage zur Mimik kam den Eingeborenen bei diesen Spielen vortrefflich zu statten. Das

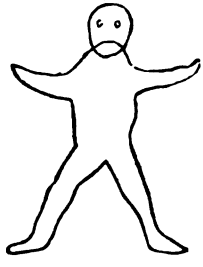
Charakteristische sofort herauszufinden, ist eine ihrer hervorstechendsten Gaben, sodaß, wenn der Ausdruck der Worte mangelt, eine abgelauschte Geste, die eigentümliche Bewegung oder Stellung eines Körperteiles, eine besondere Gewohnheit schnell zum Verständnis und zum Erkennen einer gesuchten Person führt.

Der Gesang der Australier bei solchen Corroboris ist wie auch bei anderen Gelegenheiten, stets von Worten begleitet. Es sind in der Regel wenige, höchstens zwei bis drei Zeilen, die immer und immer wieder zu einförmigen Melodien gesungen werden, die im hohen Ton beginnend tiefer und tiefer sinken. So sitzt eine Mutter traurig vor ihrer Meimei und wiederholt zu hundert Malen zum Klang ihrer zusammenschlagenden Stäbe die wenigen Worte: „Meinen Liebling werde ich nie wiedersehen," wenn ihr Knabe in die Ferne, vielleicht mit dem Squatter in das große Lager der Weißen zieht, wo die Menschen in steinernen Meimeis gleich Bergen wohnen. Oder ein andrer mit satyrischer Ader ruft dem Verspotteten höhnisch zu: „O was für eine Bein, o was für eine Bein, du känguruhhüftiger Kerl!" Viele ihrer Lieder stammen aus grauer Vorzeit, andre sind aus fernen Landesteilen gekommen, man singt sie, versteht sie aber nicht. Auf ihren Wanderungen von Stamm zu Stamm werden die Gesänge berühmter Dichter auch so verändert und umgeformt, daß sie der Verfasser selber nicht wiedererkennt. So wenige Zeilen sie aber enthalten, so lebhafte Empfindung und tiefe Gefühle sprechen sie oft aus. Diese Kraft des Ausdrucks offenbaren die Australier auch in den Heldensagen und Gespenstergeschichten, welche sie gern erzählen, wenn sie am Abend bei dem hellbrennenden Feuer sitzen. Solange sich dann noch die Zunge des gewandten Erzählers regt, fühlt kein Auge Ermüdung. Wer Jackey Jackeys, des Begleiters von Kennedy, Bericht über dessen Abenteuer und Tod liest, wird alle Achtung vor der Erzählungsgabe der Australier bekommen, denn dieser Bericht ist ebenso einfach als tief ergreifend.

Die Kunst des Schreibens und Lesens besitzen die

australischen Eingebornen in gewissem Grade vielleicht überall. Denn daß die Zeichen in einen Stab geschnitten sind und auf diese Weise die Botschaft übermittelt wird, ändert doch an ihrem Charakter nichts. Wir finden so kurze Stäbe mit einer großen Anzahl von verschiedenen Einkerbungen, gewundenen Linien und Längsschnitten versehen in Queensland und ziemlich lange, mit breiten, eingeritzten und schwarzgefärbten Bändern und Linien versehene Botenstäbe am Haiensund in Westaustralien. Davis erzählt uns, wie ein Ansiedler am Edward, einem Nebenfluß des Murray, mehrere junge Schwarze auf einer Reise nach einem ziemlich entfernten Punkte des Riverinadistrikts mit sich nahm und bei seiner Rückkehr von einem dieser Begleiter gebeten wurde, seinem Vater einen auf die oben angegebene Weise markierten Stab zu überbringen. Zu des Ansiedlers größtem Erstaunen las der alte Mann in Gegenwart seines Stammes ganz genau die verschiedenen Lagerplätze, ihre Entfernungen von einander sowie den Charakter der durchzogenen Gegend ab. Einem Eingebornen in Queensland, der wegen mehrfacher Vergehen in strenger Haft gehalten wurde, sandten seine Landsleute einen solchen Stab zu, worin der Tag und die Art seiner beabsichtigten Befreiung, sowie sein zu beobachtendes Verhalten angegeben war. Die Ausführung des Komplottes wurde indes durch einen Eingebornen verhindert, welcher im Dienste der Polizei stand und die Zeichen zu deuten wußte.

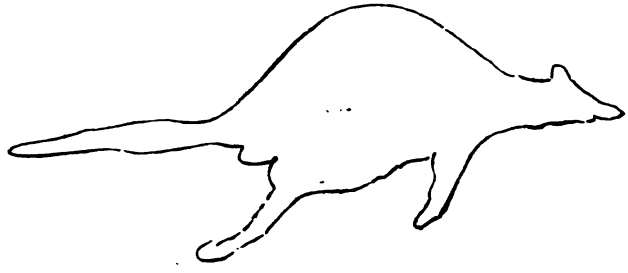
Fig. 14.



Die bildende Kunst steht auf der niedrigen Stufe bescheidenster Anfänge. Von plastischen Darstellungen haben wir nur ein einziges, von Grey im Nordwesten gefundenes, freilich wohl fremden Einflüssen zu dankendes Beispiel. Es war dies ein aus dem harten Sandsteinfelsen herausgehauenes Profil eines menschlichen Gesichts, etwa zwei Fuß lang und sechzehn Zoll breit, das neben der mühsamen Arbeit, welche die Eingebornen

bei Vollendung dieses Werkes mit ihren höchst unvollkommenen Steinwerkzeugen gehabt haben müssen, einen gewissen Grad künstlerischer Begabung verriet. Sonst beschränkten sich die Australier auf das Einritzen von Umrissen in Bäume und Felsen, die aber nicht neueren Datums, sondern, nach Angabe der Bewohner selber, „sehr, sehr alt“ waren. Solche finden wir an den Felswänden bei Port Jackson, früher in großer Zahl, jetzt nur noch an wenigen Stellen, da man bei der Anlage von Batterien und Sprengung der Felsen sehr wenig Rücksicht auf ihre Erhaltung nahm. Malereien in verschiedenen Farben sind aber überall gesehen worden. Auf der Depuchinsel, nordöstlich von Roeburne an der nordwestlichen Küste sah Stokes an einer Felswand

Fig. 15.



eine große Anzahl von menschlichen Figuren, Tieren, Waffen ꝛc. in schwarzen Umrissen dargestellt, die mit gelber Farbe ausgefüllt waren. Grey fand ebenfalls im Nordwesten in einer Höhle sehr zahlreiche Malereien, sämtlich Darstellungen gigantischer, menschlicher Gestalten in roten, gelben und weißen Farben, deren Bekleidung aber wieder auf malayische Besucher hinweist. In Centralaustralien fand Giles viele verlassene Lagerplätze der Eingebornen, bei denen Teile der Hütten, Bäume u. a. mit weißen Schlangen dekoriert waren. Dort fand er auch die gleichfalls in der Barrierkette nach dem Cooper Creek zu vielfach beobachteten Hände, welche man in zwiefacher Weise abbildete, einmal indem man eine mit Kohle geschwärzte Hand auf einem hellen, wohl auch gefärbten

Grunde abdrückte, dann aber durch Auflegen der ausgespreizten Hand auf die Fläche, welche man nun mit gelber oder roter Farbe, gewöhnlich aus dem Munde, überspritzte, sodaß die Hand in der Farbe des Steines erschien. Sicherlich hatten alle diese Malereien eine gewisse, den Schwarzen sehr wohl verständliche Bedeutung, die wir indes nicht kennen. So schmückten sie die Bäume an den Begräbnisstätten berühmter Krieger auf diese Weise, so auch die für die Ceremonien bei der Mannbarsprechung der Jünglinge bestimmten Plätze, wo Hodgkinson mächtige Bäume bis zu erstaunlicher Höhe mit den mühsamsten Zeichnungen bedeckt sah. In Gippsland liebte man es, dachförmig gebogene Rindenplatten auf der inneren Seite mit Malereien in Kohle und rotem Ocker auszuschmücken. Wenn sie sich später daran machten, ihre Beobachtungen weißer Männer und ihrer Sitten darzustellen, so offenbarte sich auch da ihr scharfer Blick und ihr ruhiger Humor. Wir wollen hierbei ferner ihr topographisches Geschick erwähnen, das manchem Reisenden außerordentlich zu statten kam, dem sie, um die einzuschlagende Route befragt, recht zuverlässige, die Entfernungen genau angebende Kartenskizzen ohne viel Besinnen in den Sand zeichneten. Man darf in der That behaupten, daß die Australier große Anlage zum Zeichnen verraten, es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie bei ihrer scharfen Beobachtungsgabe und Sicherheit der Hand sich in den Schulen der Missionäre als recht gelehrige Schüler erwiesen. Aber nehmen wir den fallengelassenen Faden wieder auf und begleiten wir unsern jungen Australier auf seinem ferneren Lebenspfade!

Sind die Kinderjahre kaum vorüber, so beginnt, für den künftigen Krieger insbesondere, eine Reihe schmerzlicher Prüfungen, welche darauf berechnet sind, ihn an Entbehrungen zu gewöhnen, seinen Mut zu stählen und seinen kriegerischen Sinn zu stärken. Diese sind je nach den verschiedenen Gegenden zahlreicher oder seltener, schwerer oder milderer Natur. Die Sitte des Ausschlagens von einem Vorderzahn, auch von zweien, ist weit

verbreitet; bei einzelnen Stämmen werden die Zähne nach der Entfernung durch einen spitzen Stab und schweren Stein sorgfältig allen Blicken entzogen und in der Gabel eines hohen Baumes verborgen. Der Baum, nur den Eingeweihten bekannt, bleibt tabu, geweiht, solange der ehemalige Besitzer jener Zähne lebt; stirbt dieser, so tötet man den Baum, indem man die Rinde herunterschält oder ein Feuer an seinen Wurzeln anzündet. Hautnarben, die durch tiefe Schnitte mit besonderen, heiligen Steinen hervorgebracht werden und hohe, parallel laufende Wulste auf Schultern, Brust oder Rücken bilden, sind bei fast allen Eingebornen beobachtet worden; ihre Form und Zahl ist für die einzelnen Stämme charakteristisch und sie stehen mit der Aufnahme in den Stand der Männer in Verbindung. Auch jener bekannte, den Israeliten gebotene Ritus findet sich hier, zwar nicht im Osten und Südwesten, aber sonst wohl überall neben einer seltneren Verstümmelung, für welche man die Armut des Landes verantwortlich gemacht hat. Während der Zeit des jedesmaligen Novitiats haben sich die Jünglinge einem strengen Fasten zu unterziehen, sie leben längere Zeit allein auf ihre eigene Gesellschaft angewiesen und müssen den Anblick von Frauen meiden. Nicht wenige empfangen durch die ihnen auferlegten, schweren Prüfungen den Keim zu Krankheiten, denen sie oft früh erliegen, auch die ihnen gleich nach ihrer Aufnahme unter die Männer eingeräumte, ungebundenste Freiheit trägt ihr Theil dazu bei, die angegriffene Gesundheit nachhaltig zu untergraben. Die jungen Mädchen erhalten zwar auch Narben auf Oberarm und Brust, doch nicht überall und, abgesehen von einer vermeintlichen Verschönerung, haben diese keine Bedeutung. In manchen Gegenden fehlt auch den Weibern ein Schneidezahn; den Mädchen nimmt man in Ostaustralien bald nach der Geburt ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand; das bringt Glück beim Fischfang.

Mit der Erteilung der neuen Würde ist in der Regel auch eine Namengebung verknüpft. Zwar erhalten die Kinder

wohl schon bei der Geburt einen Namen, in der Regel abgeleitet von irgendeinem zur Zeit eintretenden Ereignis. Eine Ratte, eine Eidechse huscht durch die niedrige Gunyah, deren Laubwände der junge Erdenbürger zum ersten Male beschreit, und sogleich benennt ihn die Mutter nach einem dieser Tiere. Vielleicht ist er aber jahrelang als der jüngste einfach das Kind, wie in englischen Familien baby diesen Namen führt, bis ein neues Geschwisterchen ihn beansprucht oder das Unpassende der Benennung zu deutlich hervortritt. Einige meinen, es bringe Unglück, dem Kinde einen Namen zu geben, ehe es gehen kann, man wartet daher gern bis zum dritten Jahre. Den bleibenden Namen erteilt man erst bei Eintritt der Mannbarkeit, doch auch dieser wird geändert, sollte einer vom Stamme sterben, der einen ähnlich lautenden führt. Auch ohne solchen Anlaß werden im Laufe der Zeit Veränderungen vorgenommen, ohne daß ein rechter Grund ersichtlich wäre. Ein eigentümliches Vorkommniß ist ferner, daß südaustralische Männer und Frauen sich nach ihren Kindern benennen: Koolmatinye arni ist Koolmatinye's Vater, Koolmatinye annike ist Koolmatinye's Mutter; für diese Bezeichnungen haben die Eltern ihre eigentlichen Namen aufgegeben.

Mit jenen Einweihungen, jenen glücklich überstandenen Prüfungen ist der Jüngling in den vollen Genuß aller Rechte getreten, welche ihm das Leben unter seinem Volke zu geben vermag. Für die Frau aber ist in der Regel nach dem Austritt aus den auch für sie fröhlichen Kinderjahren die einzige schöne Zeit ihres Lebens dahin. Dauernde Liebe zwischen den Gatten ist eine kaum gekannte Seltenheit, noch weniger wird man eine solche erwarten dürfen, welche bis zum Grabe oder gar darüber hinaus reicht. Und doch ist die schwarze Australierin einer warmen und beständigen Neigung fähig wie ein andres Weib. Trotz des so häufig verübten Kindermordes hängt die Mutter an dem aufgewachsenen Liebling mit einer Treue und Innigkeit, wie sie stärker nirgendwo gefunden wird. Erzählt uns doch

Angas von einer ſolchen, die ſich von dem geliebten Leichnam nicht zu trennen vermochte, obſchon der Körper ſich längſt aufzulöſen begonnen hatte. Sie trug ihn mit ſich von Lager zu Lager. Ein anderes Beiſpiel mütterlicher Zärtlichkeit iſt jene Queensländerin, welche einen traurigen Troſt darin fand, die Gebeine eines verlornen Kindes nächtlich an ihren Platz zu ordnen und ſich in dieſer ſchauerlichen Weiſe die Geſtalt des Toten ins Gedächtnis zu rufen. Wiederum ehrt eine Tochter das Andenken der Mutter, indem ſie ihren Schädel als Trinkgefäß mit ſich führt, wie uns derſelbe Angas von einem zehnjährigen ſüdauſtraliſchen Mädchen am unteren Murray berichtet. Auch bei herangewachſenen Söhnen habe ich Beweiſe rührender Zärtlichkeit gegen eine alte und ſchwache Mutter bemerkt. Aber im ganzen iſt das Los des Weibes ein beklagenswertes, wie man es bei einem ſo niedrig ſtehenden Menſchenſtamme erwarten darf, es verſchlimmert ſich deſto mehr, je vollſtändiger zunehmendes Alter den Körper des Reizes und der Arbeitskraft beraubt. Nur wenn ein altes Weib ſich den gefürchteten, aber auch geachteten Charakter einer Zauberin zu geben vermag, wird ſie eine angeſehene Stellung bis an ihr Ende bewahren. Es iſt daher ſicher, daß der Lebensfaden manches alten, ſchwachen und daher dem Stamme läſtigen Weibes gewaltſam zerriſſen wird, und wenig Achtung zollt man den ſterblichen Überreſten einer ſolchen. Ein hohler Baum, der Bau eines unter der Erde lebenden Tieres, vielleicht nur ein dichter Buſch genügt für dieſelben oder man läßt ſie den wilden Tieren des Waldes zur Beute. Die Weiſe, über dieſe wie über andre Tote zu disponieren, iſt in den einzelnen Diſtrikten äußerſt verſchieden. Hier gräbt man ein tiefes Grab, in welches der Leichnam in hockender Stellung, mit ſeiner Felldecke dicht umwickelt und umgeben von ſeinen Waffen wie allen anderen Habſeligkeiten geſetzt wird. Stangen und große Platten von Baumrinde bilden ſchnell eine Grabeskammer, über welche ein abgeplatteter Hügel gehäuft wird. Vielleicht umgiebt man das Ganze mit einem Zaun, legt auch ſchwere Holzſtücke auf das

Grab selber und gräbt auf einem starken Baume als eine Art Grabesinschrift gewisse Zeichen, eine Arbeit, welche geraume Zeit und viel Mühe erfordert. Ringsum wird der Platz sorgfältig gefegt und viele Nächte noch brennt zu Häupten des Toten wie zu seinen Füßen ein kleines Feuer, an dem die nächsten Anverwandten Wacht halten. Aufmerksam achtet man am nächsten Morgen darauf, ob sich um das Grab herum Fußspuren zeigen, denn diese bedeuten, daß der Tote dort keine Ruhe hat und sie am anderen Orte suchen will. Solcher Art ist die Bestattung bei einigen Stämmen, andere verbrennen die Leiche, noch andere legen sie auf ein mäßig hohes Gerüst und dörren sie durch den Rauch eines darunter angezündeten Feuers zur Mumie. Endlich auch wird der Tote ganz oder teilweise verzehrt und findet sein Grab in den Magen seiner nächsten Anverwandten. Wir werden von dieser Sitte noch weiter zu sprechen haben.

Nirgends in ganz Australien betrachtet man den Tod als eine natürliche Konsequenz menschlichen Daseins. Vielmehr wird er überall als die Wirkung der Zauberkräfte eines mächtigen Feindes angesehen. Kur-re-kur, Blut für Blut, ruft in Victoria der das Begräbnis leitende Schamane, wenn die ersten Schollen dumpf auf die Rindendecke der engen Grabkammer fallen. Rings um das Grab sitzen in gemessenen Zwischenräumen die trauernden Männer und graben mit ihren Stäben, jeder sein Teil, eine schmale, tiefe Rinne. Ein Wurm, ein Käfer giebt durch seinen Gang, eine Wurzel durch ihre Richtung die Gegend an, in welcher derjenige, welcher für den Tod des Gestorbenen verantwortlich ist, seinen Wohnsitz hat. Am unteren Murray legt man die Leiche auf eine Bahre und den Trägern wird von unsichtbarer Kraft der Weg gezeigt, welchen die Rächer zu nehmen haben. Oder der nächste Anverwandte legt sein Haupt auf den Toten, damit dieser ihm im Traum den Namen des Zauberers offenbare. Zuweilen erspart der Sterbende alle Mühe, indem er den Mann bezeichnet, welcher ihn bezaubert, ihm sein Nierenfett geraubt hat. Zwei Krieger machen sich auf und schleichen an das

Lager des Verfemten heran. Sie warten, bis die Schatten der Nacht hereinbrechen, dann kriechen sie schlangengleich zu dem Schlafenden, den ein Schlag mit der Keule schnell betäubt oder die Schlinge mit dem spitzigen Knochen auf immer zum Schweigen bringt. Und nun schleppen sie den leblosen Körper an einen sicheren Ort, wo sie durch einen Einschnitt in die Seite das ersehnte Nierenfett, vielleicht die Nieren selber entfernen und heim zu ihrem Stamme bringen. Nun ist der Tote durch den Mord gerächt, der das neue Glied einer endlosen Kette bildet.

Fig. 16.

Schlachtkeule aus dem schweren Holz von Eucalyptus rostrata.

Die Trauer um einen Verstorbenen ist laut genug, wenn auch nicht immer sehr tief. Als Ausdruck derselben verwunden sich die nächsten männlichen Anverwandten, zuweilen bis das Blut in Strömen fließt, die weiblichen, namentlich die Witwen, zerfleischen ihr Gesicht mit den Nägeln und bringen sich am ganzen Körper Brandwunden bei, vergessen dabei aber nicht, die übrigen fühlbaren Anteil an ihrem Schmerz nehmen zu lassen, indem sie wie rasend um sich schlagen. Tagelang sitzt ein Trupp von Klageweibern an dem Grabe oder bei dem Holzgerüste und läßt den monotonen Totengesang ertönen, fällt aber sehr häufig in ausgelassenes Scherzen zurück, wenn die Zeit für die Pausen zu Mahlzeiten kommt. Der Tote darf in der Regel nicht mehr genannt werden, höchstens spricht man von ihm flüsternd, und sollte im Stamme ein ähnlich lautender Name vorkommen, so verändert man, wie wir gesehen haben, auch diesen.

In einigen Teilen von Queensland wie auf der Frazerinsel treffen die Eingebornen aber andere Dispositionen. Alte Personen und junge magere Mädchen begräbt man in Decken

gehüllt in der Erde. Von anderen entfernt man die Haut, zerstückelt den Körper, indem man das Fleisch von den Knochen löst und die größeren der letzteren zerbricht. Dann werden die einzelnen Stücke unter die Verwandten verteilt, welche dieselben auf Speere stecken und trocknen und so auf ihren Fahrten mit sich führen als wirksame Mittel gegen Zauberkräfte. Die Eltern verzehren einzelne Teile ihrer verstorbenen Kinder und diese letzte Sitte finden wir noch auf einen weiteren Kreis ausgedehnt bei den meisten australischen Stämmen. Wenn Eltern ihre Kinder, Brüder ihre Geschwister auffressen, so liegt dieser schrecklichen Sitte der Aberglaube zu Grunde, daß die Körperkraft, ja auch die geistigen Fähigkeiten der Gestorbenen auf die Lebenden übergehen. Alles, was von den Toten kommt, hat geheimnisvolle Kraft. Wie jene Queensländer festen Glauben in den zerstückelten Körper setzen, bauen andere auf Asche und verbrannte Knochen, ihre steten Reisebegleiter, und die Narrinyeri des unteren Murray vertrauen auf die Wunderkraft der aus dem Haar der Verstorbenen gesponnenen Schnur, welche das Auge scharf und im Kampfe sicher macht. So ist die durch ganz Australien verbreitete Anthropophagie das Resultat abergläubischer Vorstellungen, wenn auch Fälle, wie uns Forrest einen mitteilt, in welchen Hunger zum Kannibalismus treibt, nicht zu den Seltenheiten gehören mögen. Eines weiteren Motivs, des unwiderstehlichen Fleischhungers nach längerer, ausschließlicher Pflanzenkost haben wir später zu erwähnen.

Daß Mangel an Nahrung den Australiern diesen entsetzlichen Gebrauch aufgezwungen habe, dürfen wir aber als allgemein gültigen Satz nicht gelten lassen. Allerdings erscheint der Kontinent dem Europäer an Nährstoffen arm genug, in der Tat ist er es aber für den Eingebornen in normalen Jahrgängen selbst in den ödesten Strichen keineswegs; Mangel braucht er daher kaum jemals zu leiden. Denn der Australier ist Omnivore in des Wortes verwegenster Bedeutung und den nötigen Bedarf findet er schnell. In seinem Bezirk ist er mit allen Lebensgewohnheiten

der ihn umgebenden Tiere vertraut, mit seltenem Scharfsinn folgt er ihnen in die verborgensten Schlupfwinkel und beraubt zu rechter Zeit die Nester der zahlreichen Vogelarten, er kennt aufs genaueste die Plätze, wo gewisse Pflanzen wachsen und versteht es, in dürrer Wüste aus Baumwurzeln reichliche Flüssigkeit zu gewinnen. Selten hat er es nötig, seinen Gurt fester zu ziehen, um grimmigen Hunger zu beschwichtigen oder seinen Leib mit Erde zu bedecken, damit er die Glut des peinigenden Durstes kühle.

Genießbare Erzeugnisse der Pflanzenwelt sind zahlreich genug; Früchte bietet namentlich der Norden in großer Menge. Wir nennen da die wildwachsenden Bananen des Carpentariagolfs, die im hohen Norden durch Ferdinand von Müller aufgefundene wilde Rebe, die hochgeschätzte Bunya-bunya in einigen Küstendistrikten von Neusüdwales und Queensland. In salzigem Boden und selbst in den ödesten Gegenden wuchert das am Boden kriechende Mesembryanthemum, die sogenannte Hottentottenfeige, das pigface der Kolonisten. Wilde Getreidearten treffen wir in allen Gegenden des Kontinents. Der schon genannte deutsche Botaniker entdeckte am Victoriafluß eine Art von wildem Reis, Sturt fand am Tomkinson Creek einen, allerdings dürftigen Verwandten unsers Weizens, wilde Gerste und wilder Hafer sind auf den roten Sandhügeln der Darlingufer häufig genug und auch im Nordwesten anzutreffen. Mit den ausgestreiften Samen dieser und anderer Grasarten füllen die eingebornen Frauen ohne viele Mühe ihre hölzernen Mulden in guten Jahreszeiten bis zum Rande, noch leichter wird es den Bewohnern des Cooper Creek, ihre Vorräte zu ergänzen, wenn die mit silbernem Flaum bedeckten, kleeartigen Blätter des Nardu abgestorben sind und die eirunden Körner in Massen den schwarzen Boden bedecken. Alle diese Samenarten zerreibt man zwischen flachen Steinen zu Mehl und bäckt kleine, schwärzliche Klöße in glühender Asche. Noch wäre allerlei Wurzelwerk zu erwähnen, im höchsten Norden auch Yams, dann kleine Beeren wie die australischen Kirschen und

Johannisbeeren, Feigen und andere, wie dieſe, höchſt dürftige Repräſentanten ihrer beſſer bekannten Namensvettern, ſüßes Harz von den Blättern der Gummibäume, auch mancherlei Grünzeug, das bald roh, bald auf Kohlen erhitzt und geröſtet, als Nahrungsmittel vielſeitige Verwendung findet.

Fig. 17.

Nardu (Marsilea hirsuta).
1. Blatt. 2. Samenhülſe. 3. Dieſelbe im Durchſchnitt. 4. Härchen der Samenhülſe.

Zuweilen gewährt die Natur einen Überfluß, den ſelbſt der hoch entwickelte Appetit der Schwarzen nicht zu bewältigen vermag. Dann iſt es den Nachbarſtämmen geſtattet, das zeitweilig neutrale Gebiet zu betreten und mitzugenießen. So verſammeln ſich in ſumpfigen Ebenen Weſtauſtraliens, zur Zeit wenn die dort wachſenden Akazien mit einem traganthähnlichen Harz bedeckt ſind, alle umliegenden Stämme. So ziehen von weither die Eingebornen des Oſtens, um an der Bunya-bunya-Ernte teil zu nehmen. Der Überfluß iſt ſo groß, daß dem individuellen Konſum keine Grenzen geſteckt ſind und die nahrhafte Frucht giebt den Schwarzen ſchnell ein behäbiges Ausſehen. Aber dieſe Leute ſind an Fleiſchnahrung und an ſolche faſt ausſchließlich gewöhnt und bald ſtellt ſich ein unwiderſtehliches Verlangen

danach ein, welches sie durch die Jagd nicht zu befriedigen vermögen, denn soweit erstrecken sich die Befugnisse der Fremden nicht. Das Jagdrecht gehört ausschließlich den Bewohnern dieser Gründe und eine Verletzung desselben käme einer tötlichen Beleidigung nahe. In dieser Verlegenheit zögerten sie nicht, einen aus ihrer Mitte zum Schlachtopfer auszuersehen und mit seinem Fleische ihre Begierde zu stillen.

Eine Kultur zur Gewinnung oder auch nur zur Vermehrung der Früchte ist nirgends in Australien gepflegt worden. Die auf den Prince of Wales Inseln bemerkten vereinzelten Spuren sind wie andere nichtaustralische Gebräuche des äußersten Nordens melanesischem Einfluß ohne Zweifel zuzuschreiben. Allein man brauchte doch gewisse Rücksichten und hütete sich vor Beschädigungen, um den Bedarf der Zukunft nicht zu schmälern. Man sammelte auch, wenn die Zeit kam, große Vorräte ein, allerdings ohne dem ungemessenen Appetit irgendwelche Schranken zu setzen. Von dem Vorwurf gedankenloser Verschwendung kann man sie, die darin Kindern gleichen, schwerlich freisprechen.

Flüsse und Seen, soweit sie diese Namen wirklich verdienen und nicht entweder trockene Rinnsale und Becken oder salzige und schlammige Moräste sind, liefern in zahlreichen und schönen Fischarten und Schaltieren einen großen Reichtum an Nahrung. Um den Fang von Seetieren konnte man sich aber weniger bekümmern, da die elenden Fahrzeuge kaum dem mäßigsten Wellenschlag widerstehen können, doch machen die an der nördlichen und nordöstlichen Küste hausenden Bewohner glückliche Angriffe auf den Dugong. Die überall an zusagenden Meeresufern wie in den vielverzweigten Wurzeln der Mangroven zu findenden Austern hat der Australier niemals begehrt, obschon er Süßwassermuscheln mit Vorliebe verzehrt. Wirft aber einmal der Sturm einen toten Walfisch an die Küste, so fallen die Eingebornen gierig über den hochgeschätzten Schmaus her, obschon sie sonst den größten Ekel vor jedem Fleisch zeigen, das nach unsern Vorstellungen doch nur den rechten Wildgeschmack erreicht hat.

Allein Fische sind nicht allen Australiern zugänglich und die Pflanzenkost ist selten kräftig, ja sie entbehrt zuweilen fast jedes Nährstoffes, wie beispielsweise das vielgenannte Nardu, bei welchem die Reisenden Burke und Wills am Cooper Creek langsam verhungerten. So liefert denn den Hauptbestandteil der Nahrung überall die Jagd, die hohe wie die niedere, ja die allerniedrigste, denn dem australischen Gaumen kommt alles gerecht. Der Australier verspeist die großen, mannshohen Känguruh ebensowohl wie die kleinen Kerbtiere und Maden, welche er unter der Rinde der Bäume hervorsucht, und wenn er bei einem geplagten Genossen als Kammerjäger fungiert, so findet das erjagte Wild unverzüglich den Tot zwischen seinen Zähnen. Selten aber verzehrt er die Beute roh. Freilich ist die Kochkunst eine höchst einfache. Man wirft das erlegte Tier mit Haut und Haar auf glühende Kohlen, bedeckt es auch mit feiner heißer Asche oder kocht es langsamer, aber gründlicher nach polynesischer Manier in Gruben auf erhitzten Steinen und unter einer Bedeckung von Blättern und Erde.

Aschenhaufen mit darin enthaltenen Knochenresten von sehr beträchtlicher Höhe und Ausdehnung finden wir in vielen Teilen von Victoria. Sie sind sehr alt und rühren nach den Aussagen der jetzt dort lebenden Eingebornen aus vordenklicher Zeit von einer jetzt verschwundenen Rasse her. Jedenfalls wurden diese Kjökenmöddinger, Mirnjong in der Sprache der Südaustralier, schon lange nicht mehr benutzt. Die größten dieser Hügel befinden sich an den Ufern des Sees Connewarren, wo einige derselben an hundert Fuß im Durchmesser und zehn Fuß Höhe haben. Die dort auch gefundenen menschlichen Gerippe stammen wohl aus späterer Zeit, als die Aschenhaufen nicht mehr ihrem ursprünglichen Zwecke dienten. Leider sind diese Mirnjongs niemals wissenschaftlich untersucht worden, es wäre nicht unwahrscheinlich, daß man wertvolle Reliquien fände, wie Gregory zahlreiche Steinwerkzeuge in den von ihm untersuchten Tumuli an der Nordwestküste entdeckte. Noch größere, oft bis sechzehn

Fuß hohe Haufen von Muschelschalen kann man an der Seeküste in der Nähe vom Kap Otway sehen. Schon sind viele der Mirnjongs von Farmern als Düngestoff verbraucht worden, ebenso wie man die Muschelhaufen zum Kalkbrennen verwandte.

Hilfsinstrumente beim Essen gebrauchte der australische Eingeborne niemals. Zum Zerlegen dienen allein das kräftige Gebiß und die Hände, wobei die Hauptthätigkeit den Männern zufällt, während Frauen und Kinder passiv, aber erwartungsvoll dem Mahle zusehen, von welchem ihnen dann und wann ein halbabgenagter Knochen zufällt, sofern denselben nicht die flinkeren und nicht minder aufmerksamen Hunde wegfangen. Erst wenn die Herren der Schöpfung beendet haben, ist es den geduldig Wartenden gestattet, die Überbleibsel zu vertilgen. Aber bei dem kolossalen Appetit, welchen die Jäger zu entwickeln vermögen, ist die Aussicht auf Abfälle nicht immer eine günstige. Glücklicherweise versteht es die weibliche Bevölkerung, bei den eigenen Fourageexpeditionen sich schon einigermaßen zu sichern.

Aber nicht alle Tiere, auch nicht alle pflanzlichen Erzeugnisse sind allen zur Speise gestattet. Da ist zunächst das Totem des Stammes, das dieser nicht verletzen darf; für junge Männer in den Stadien der Prüfungszeit wie für die Weiber besteht hier und dort ein Verbot gegen den Genuß einer ziemlich großen Anzahl von Speisen, Verbote, deren Begründung man einesteils in abergläubischen Vorstellungen zu suchen hat, welche aber andernteils zum Vorteil der alten Männer erdacht zu sein scheinen, denen ein schwer zu erjagendes Tier sonst entgehen würde. Der junge, gewandte Jäger wird das Wild aus Liebe zum Sport töten, aber muß verlangenden Blickes zusehen, wie es die Alten vor seinen Augen verschlingen. Daß die Jäger sich durch Hunger oder Lüsternheit nie dazu verleiten lassen, die ihnen gezogenen Schranken zu durchbrechen, spricht für den festen Glauben, den sie in die abschreckenden Strafen setzen, mit denen eine Übertretung der durch das Herkommen geheiligten Vorschriften bedroht wird.

Erregende Genußmittel finden wir bei den Australiern nur in äußerst vereinzelten Fällen. Doch haben die Eingebornen, wo immer sie in dauernden Kontakt mit Europäern gekommen sind, nach kurzem Widerstreben gegen das Feuerwasser schnell eine ausnehmende Neigung zu geistigen Getränken angenommen. Sie selber besaßen dergleichen nirgends. Verwandtes finden wir am Cooper Creek, wo die Eingebornen die Zweige eines Busches kauen, den sie Pitcherie nennen. Die Wirkung ist eine stimulierende, die Pupille erweitert sich und der Puls wird lebhafter. Auch in andern Teilen von Queensland kennen die Eingebornen die Eigenschaften dieser Pflanze und schätzen sie. Der europäische Branntwein hat auf die Australier dieselben Wirkungen gehabt, wie auf alle anderen Menschen. Der Schwarze zankt sich mit seinen Brüdern und prügelt seine Frau in trunkenem Zustande genau wie der weiße Ansiedler, nur daß bei ihm alle Ausschreitungen höher potenziert erscheinen. Daher haben sich die Kolonialregierungen bewogen gefühlt, die Verabfolgung von geistigen Getränken an Eingeborne, sei sie für Geld oder gratis, mit hohen Geldstrafen zu bedrohen. Ein anderes erregendes Genußmittel besaßen die Bewohner des Südwestens wie die des äußersten Nordostens in einem Kraut, das bei ihnen die Stelle des Tabaks vertrat. Auf der Halbinsel York stopfte man in eine Schale die Blätter einer Eugenia, zündete letztere an und füllte mit dem Rauch ein dickes Bambusrohr, das nun im Kreise herumging, damit jeder seinen Teil verschlucke. So betäubend ist zuweilen die Wirkung, daß Jardine einen Raucher schon nach einmaliger Dosis besinnungslos werden sah. Jetzt hat der Tabak dies Kraut ersetzt und nirgendwo sonst wird derselbe mit größerer Vorliebe genossen; die kurze Thonpfeife ist der ständige Begleiter des Mannes wie der Frau und wird auch von kaum der Mutterbrust entwachsenen Kindern selten verschmäht. Auch dem Schnupfen sollen die Bewohner des Südwestens ergeben gewesen sein, wie uns Salvado berichtet; da diese nicht sehr saubere Sitte aber in den Kolonien eben so perhorresciert wird

wie in England, haben die Auſtralier darin nichts lernen können.

Bei Überliſtung der Jagdtiere zeigen die Eingebornen nicht geringen Scharfſinn. Sie kennen ihre Gewohnheiten ſehr genau und richten ſich danach. Sie offenbaren aber nicht allein Scharfſinn, auch erſtaunliche Ausdauer. Ein Schwarzer macht ſich, bewaffnet mit Keule und leichtem Speer, auf die Känguruhjagd; er findet die Spur und verfolgt ſie, bis ihm das Tier zu Geſicht kommt; hüpft es von dannen, ſo geht er nach, und kommt die Nacht, ſo macht er ein Feuer und ſchläft bei der Spur, um am nächſten Morgen mit Tagesanbruch die Verfolgung wieder aufzunehmen. Am zweiten, ſpäteſtens am dritten Tage fällt das Känguruh dem ausdauernden Jäger zum Opfer, der für ſolche That großen Ruhm einerntet. Wenn aber das Tier, durch beſtändige Verfolgung ermüdet, ſich gegen den Jäger kehrt, ſo kann es ein gefährlicher Gegner werden. Ein „alter Mann Känguruh“, wie die Schwarzen und nach ihnen die engliſchen Anſiedler ein männliches Exemplar von Macropus major nennen, packt den, der ſich ihm unvorſichtig naht, unverzüglich mit den Vorderarmen und gebraucht die furchtbaren Klauen ſeiner Füße wie ſein gar nicht verächtliches Gebiß. So furchtſam die Tiere ſonſt ſind, ſo wütend können ſie ſich im Notfalle verteidigen und gehen von der Verteidigung auch wohl zum Angriff über, wenn ſich der Jäger zurückzieht. Das Känguruh ſucht, wenn es kann, ſchnell das Waſſer auf, ſchwimmt im Notfall über einen Fluß und wagt ſich ſogar in die See. Die Jagd iſt alſo keine leichte. Doch erlegt man das ſchnellfüßige Tier auch in weniger anſtrengender und gefährlicher Weiſe. Am Paru, einem Nebenfluß des Darling, fängt man es in tiefen Gruben, die man mit Reiſig bedeckt und bei denen lange und ſtarke Verhaue zuſammenlaufen. Man ſtrickt auch große und ſtarke Netze, ſpannt ſie an Orten auf, wo das Känguruh zu Waſſer geht und treibt das Tier hinein. Aus belaubten Zweigen wird eine Schirmwand geflochten, hinter welcher der Jäger bis auf Wurfweite behutſam heranſchleicht. Zwei Schwarze nähern ſich dem Tier von ent-

gegengesetzten Seiten, und während der eine durch langsames Zerbrechen trocknen Holzes seine Aufmerksamkeit fesselt, schleudert der andere den Speer. So ein großes, rotes Känguruh wiegt an 150 Pfund und ist keine verächtliche Beute nicht allein seines Fleisches wegen, das aber Europäern wenig zusagt, sondern auch der festen und langen Sehnen halber, die man in dem mächtigen Schwanze findet. Für die Eingebornen sind dieselben von hohem Wert.

Ein kleines Beuteltier, das Wallaby der Australier, den Halmaturus der Zoologen, erlegt man in höchst scharfsinniger Weise. Der Schwarze nimmt einen schlanken Stab wie eine Angelrute und befestigt an einem Ende den Balg eines Habichts, den er im Fluge erscheinen läßt. So geht er in den Wald und sieht er ein Wallaby, so stößt er den heiseren Schrei des Vogels aus, indem er zugleich der Rute die Bewegung des niederfahrenden Raubvogels giebt. Erschreckt flüchtet das furchtsame Wild in den nächsten dichten Busch und wird vom Jäger sofort aufgespießt.

Den Emu, wegen seiner Größe, seines Fleisches, namentlich aber seines Fettes halber ein sehr hoch geschätztes Jagdtier, erlegt man in derselben Weise wie das Känguruh, auch bau man, wie in Centralaustralien, große Verzäunungen, in welche ein Haufe von Schwarzen die von allen Seiten umringten Vögel ohne große Mühe treibt. Höchst eigentümlich ist die Art und Weise, wie man den australischen Truthahn, eine Trappenart, fängt. Mit langer und dünner Gerte bewaffnet, an deren oberem Ende ein kleiner Vogelbalg oder ein Schmetterling und eine Schlinge befestigt ist, und verborgen durch einen buschigen Zweig, schleicht der Jäger auf den Vogel zu, der nun, ohne sich von der Stelle zu entfernen, dumm die Bewegungen des Tierchens anstarrt, welche der Jäger geschickt nachahmt, bis dieser, nahe genug herangekommen, die Schlinge über den Kopf des einfältigen Geschöpfes streift und die Beute sichert.

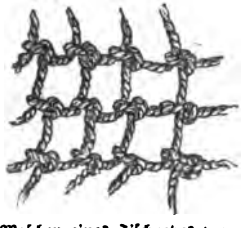
Wie beim Wallaby, so muß auch bei den Enten die Furcht

vor dem Habicht zum Fange verhelfen. Ein Netz wird zwischen zwei Bäumen quer über den Lauf eines Creeks gezogen, dahin scheuchen nun die Weiber eine Schar von Wasservögeln, welche, sobald sie in die Nähe des Netzes kommen, durch das Schwirren eines eigentümlich geschnittenen Rindenstückes an ihren Feind den Habicht, erinnert werden, während einer der dort lauernden Schwarzen das Geschrei des Raubvogels hören läßt. Die Vögel schießen blindlings nach unten und mit ihren Köpfen gerade in die Maschen des vorhängenden Netzes, aus welchem die Schwarzen sie schnell befreien. Auf Seen oder offenen Flüssen betreibt man den Fang in noch geschickterer Weise. Ein guter Schwimmer — und das sind die Australier mit wenigen Ausnahmen alle — bedeckt seinen Kopf mit Schilf oder Binsen und schwimmt vorsichtig unter eine Schar Enten, wo er eine nach der andern unter Wasser zieht, ihr den Hals umdreht und sie in seinem Gürtel befestigt. Oder er nähert sich der Flucht unter Wasser schwimmend, im Munde ein Rohr, durch welches er atmet, und verfährt auf dieselbe Art. Sieht er sie im Fluge, so schleudert er seinen Bumerang, dessen exzentrischen Bewegungen manche erliegt. Sind es Kakadus oder Papageien, die er jagt und fällt ihm ein leichtverwundeter in die Hände, so bindet er denselben an die Zweige eines Baumes, den er in der Nähe bewacht. Nun lockt der gefangene Vogel durch sein Gekreisch manchen seiner Gefährten heran, welcher gleichfalls die Beute des listigen Jägers wird. Im Malleyscrub nisten Scharen kleiner Vögel, hier lohnt sich nur ein Fang in Masse. Da gräbt sich der Vogelfänger ein Loch, tief und groß genug für seine Person und bedeckt es mit grünen Zweigen, wie mit einer Laube. Vor derselben steckt er eine Anzahl Stäbe kreuzweis in den Boden. Aus seinem Verstecke hält er eine dünne Schlinge an langer Rute heraus, beständig das Zwitschern der dortigen Vögel nachahmend. Endlich kommt einer in seine Nähe, er wird gefangen, aber nicht getötet, denn er soll dem Schwarzen die Mühe des Zwitscherns ersparen. Er wird angebunden, bald noch einer und ein anderer

und immer mehr Vögel kommen neugierig geflogen, ſodaß, wenn das Glück ihn begünſtigt, mehr als dreihundert dem geſchickten Jäger zufallen. Zu Collins Zeiten pflegten ſich die Eingebornen in der Umgegend von Sydney auf einen kahlen Felſen zu ſtrecken, in der Hand ein Stück Fiſch, als ob ſie ſchliefen. Stieß nun ein Habicht oder eine Krähe gierig auf die erſehnte Beute nieder, ſo packte ſie gewandt die Hand des ſcharf aufmerkenden Schwarzen und briet ſie ſogleich auf dem ſtets bereiten Feuer.

Schildkröten giebt es genug im Murray und andern Flüſſen, ſie ſind nicht groß und werden leicht mit der Hand gefangen; die Seeſchildkröten, welche man im Weſten ſüdlich bis zur Shark's Bai, im Oſten bis Sydney findet, laſſen ſich aber nicht ganz ſo leicht bewältigen. Doch werden die Schwarzen innerhalb der Korallenriffe ihrer ſehr bald Meiſter. Entweder ſchwimmt ein kräftiger Mann an das Tier heran, wirft es auf den Rücken, bricht ihm die Vorderfloſſen und befeſtigt dann mit der Hilfe eines Gefährten ein Seil, an welchem man die Beute ans Land ſchleppt, oder man gebraucht den Saugfiſch, Echineis remora, den man in ruhigen Becken der Korallenriffe antrifft und an deſſen Schwanz man eine ſtarke Angelſchnur befeſtigt. Sobald man eine Schildkröte gewahr wird, ſetzt man den Fiſch ins Waſſer, in wenigen Minuten hat er ſich an der Schale feſtgeſaugt und die Schildkröte wird langſam eingeholt.

Fig. 18.



Maſchen eines Fiſchnetzes vom Yarra Yarrafluß.

Der Fiſchfang iſt in vieler Beziehung unſerer Methode ähnlich; Netze und ſtellenweiſe auch Angelhaken aus ſpitzem Holz oder Vogelklauen gebraucht man ziemlich in derſelben Weiſe wie wir. Auch der Fiſchſpeer, zuweilen mit mehreren Zinken, ſpielt eine wichtige Rolle, bei Port Jackſon gingen zu Phillips Zeit die Schwarzen mit brennenden Rindenſtücken ins Waſſer und fingen die neugierig herbeieilenden Fiſche mühelos mit der Hand.

In Westaustralien baut man Fischreusen aus Zweigen; das Größte haben aber in dieser Hinsicht die Bewohner des oberen Darling geleistet. Es ist dies zweifellos überhaupt das bedeutendste Werk, welches die Australier fertiggestellt haben und beweist nicht nur, daß sie fähig waren, Arbeiten in großem Maßstabe auszuführen, daß sie auch gemeinsam für ein großes Objekt und ausdauernd arbeiten konnten. Etwa 100 Kilometer oberhalb von Bourke erstreckt sich auf felsiger Unterlage ein circa 90 Meter langes Wehr quer über den Strom. Von da etwa 100 Meter aufwärts ist im Strombett ein Labyrinth von Steinmauern erbaut, die kreisförmige Becken von zwei bis vier Fuß im Durchmesser bilden, einige durch stark gewundene Gänge mit einander verbunden, andere mit nur einem einzigen Zugang. So fest sind diese Mauern aus mächtigen Felsstücken gebaut, daß die gewaltigen Fluten, welche zu Zeiten in einer Höhe von zwanzig Fuß darüber hinwegrauschten, ihnen nichts anzuhaben vermochten und höchstens die obersten Lagen der Steine zu verschieben imstande waren. Sorgfältig bessern die Eingebornen jeden angerichteten Schaden aus. Steine in einiger Größe sind aber nur in bedeutender Entfernung von den Flußufern zu erlangen; die Erbauer müssen daher vor großen und gemeinsamen Kraftanstrengungen sich nicht gescheut haben. In diesem Steinlabyrinth zu Breewarner fangen die Schwarzen als Lohn für die aufgewandte Mühe enorme Quantitäten von Fischen, mögen dieselben den Fluß hinauf- oder hinunterziehen.

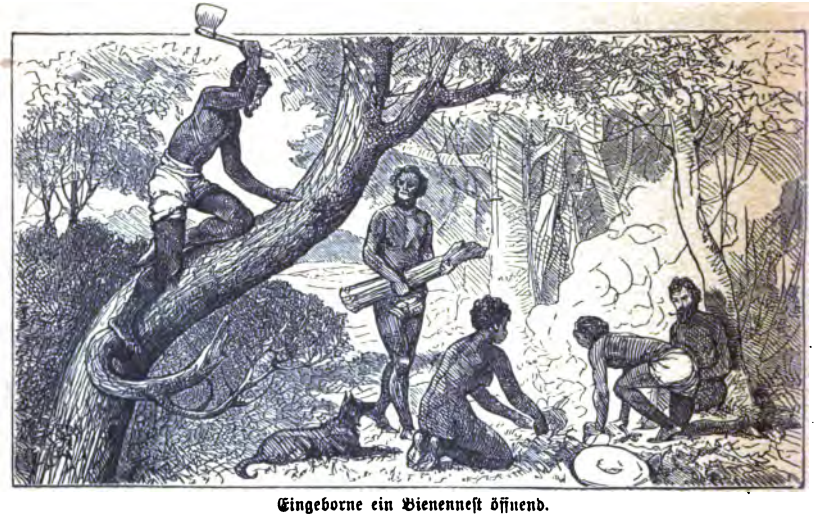
Fig. 19.

Angelhaken aus Knochen von Gippsland (Victoria).

Süßigkeiten, ganz allgemein und unterschiedslos Zuckersack genannt, gehören zu den besonders beliebten Speisen der Australier. Die australische Biene ist ihrer europäischen Schwester sehr unähnlich und gleicht auffallend unserer gewöhnlichen Stubenfliege. Ihren Honig legt sie in hohlen Bäumen nieder, aber ohne die

regelmäßigen Wachsscheiben ihrer Namensschwester. Dieser Honig ist wie der berühmte Narbonne Honig von besonderem Wohlgeschmack, da er wie jener aus den wilden Blumen des Waldes gesammelt wird. Sich seiner zu bemächtigen ist leicht genug, da die australische Biene keinen Stachel besitzt. Wollen die Schwarzen einen solchen „Zuckersack" auffinden, so suchen sie auf irgend einer Blume einer Biene habhaft zu werden. Mit ein wenig

Fig. 20.



Eingeborne ein Bienennest öffnend.

Wachs kleben sie nun eine weiße Daunenfeder auf ihre Flügel, und auf diese Weise leicht erkennbar, zeigt ihnen das kleine und langsam fliegende Insekt den Weg.

Wir dürfen dieses Thema nicht verlassen, ohne das Tier zu erwähnen, welches dem Australier als Gehilfe bei der Jagd auf kleines und großes Wild dient, schließlich aber dessen Los selber teilt und von seinem Herrn gebraten wird. Der Dingo, dessen schon an anderer Stelle Erwähnung gethan wurde, ist dem

Schwarzen ein treuer Diener, obschon er schlecht genug genährt wird. Es besteht ein großer Unterschied zwischen den wohlgenährten wilden Individuen und dem verhungerten Haufen, welcher sich um die Lager der Schwarzen herumtreibt. Dennoch sind die Eingebornen sehr gütig gegen ihre Hunde; den jungen Tieren ist die schwarze Frau sehr oft die Amme. Es werden Fälle berichtet, wo ein Vater sein neugebornes Kind erschlug und der Mutter ein paar junge Hunde gab, damit sie für deren verlorene Ernährerin eintrete. Man kann einen Schwarzen kaum schwerer beleidigen, als wenn man seinen Hund unfreundlich anläßt oder wohl gar schlägt. Dessenungeachtet wird nicht nur sein wilder Bruder, auch er selber gegessen. So pflegten die Eingebornen des Tatiaradistrikts an der Grenze von Victoria und Südaustralien fette Hunde als Proviant mit auf ihre Reisen zu nehmen. Heute sieht man in den Lagern der Eingebornen, wenigstens da, wo sie mit Europäern in Berührung kamen — und das thaten sie doch jetzt fast überall — den Dingo fast gar nicht mehr, wohl aber Scharen meist räudiger Kläffer, vornehmlich der Hirschhundart, welche die Squatter gern bei Känguruhjagden verwenden. Diese ausgearteten Tiere nehmen in der Zuneigung der Schwarzen jetzt dieselbe Stelle ein, wie ihre wilden Vorgänger.

Die Wohnungen der australischen Eingebornen sind sehr einfach, wenngleich nicht überall von so bescheidener Natur wie in Neusüdwales, von wo wir die ersten Berichte empfingen, welche man dann vielfach als auf alle Australier anwendbar betrachtete. Die allereinfachste Form ist die der aus Zweigen zusammengesetzten Windschirme, welche lebhaften Anklang bei den weißen Ansiedlern gefunden haben, sodaß der reisende Buschmann selten verfehlt, ein solches Lager herzurichten. Für die besser schützenden Hütten ist Grundform das gleichschenklige Dreieck mit langen Seiten und kurzer Basis, gebildet durch drei auf den Boden gestellte Gabeln, welche die ersten besten Holzstücke liefern müssen. Nicht ohne Geschick wird eine solche Hütte durch

angelegte Zweige, Buſchwerk, Gras, beſonders aber durch Rinde und Erde dicht geſchloſſen bis auf den niedrigen Eingang an der Baſis, den man nur kriechend paſſiren kann. Zuweilen, namentlich im Winter, höhlt man auch den Boden aus und baut die nun ſehr niedrigen Hütten darüber. Die faſt überall auftretende Bienenkorb- oder Kegelform wird bei Port Eſſington durch ſtarke und lange Gebäude aus Holzſtücken erſetzt und auf der York-Halbinſel, die, wie wir geſehen haben, papuaniſchen Einflüſſen beſonders zugänglich war, treffen wir ſogar große, zweiſtöckige Häuſer. Dagegen begnügt ſich der Eingeborne des Nordweſtens bei heftigem Regen mit einem Scheiterhaufen, der ihn zwar nicht nach oben, wohl aber gegen die Unannehmlichkeiten des durchnäßten Bodens ſchützt; die ſehr tiefſtehenden Bewohner von Neuſüdwales ſuchen Felshöhlen und hohle Bäume mit Vorliebe auf. Bei der Wahl der Bauplätze richtet man ſich genau nach den örtlichen Verhältniſſen; in der Regel zieht man die Lage in der Nähe des Waſſers vor; trifft man die Hütten aber in größerer Entfernung davon, ſo mag man ſicher ſein, daß der dazwiſchen liegende Boden Überſchwemmungen ausgeſetzt iſt. Auch giebt die Anlage genau die zur Zeit herrſchenden Windrichtungen an; dieſe zu kennen iſt für den Auſtralier höchſt weſentlich, da er vor dem Eingang ſeiner niedrigen und leicht entzündlichen Hütten ſtets ein kleines Feuer unterhält. In dieſer Beziehung iſt der Schwarze häufig der Lehrmeiſter des Weißen geweſen, dem es ſehr wichtig iſt zu wiſſen, welcher Teil der Himmelsgegenden frei von heftigen Stürmen bleibt, da ſeine luftigen Elasthüren ſich in der Regel unvermittelt auf die offene Veranda öffnen. Auch ſind die auſtraliſchen Hütten keineswegs ohne beſtimmten Plan neben einander gebaut. Ereignet es ſich, daß mehrere Stämme an einem beſtimmten Platz zuſammenkommen, ſo wird das Lager regelrecht ausgelegt und man ſorgt dann noch viel ſtrenger als ſonſt auf die Reinhaltung dieſer Lagerplätze, wie denn nach dieſer Seite überhaupt die auſtraliſchen Wohnungen ſich vorteilhaft von ſchon höherſtehenden Völkern,

Fig. 21.

Lager australischer Eingebornen.

wie z. B. den Papuanen Neuguineas unterſcheiden. Gewöhnlich birgt jede Hütte eine Familie, doch giebt es ſolche, welche aneinanderſtoßend ein zuſammenhängendes Ganzes bilden oder als ein einziges großes Gebäude unter einem Dach eine größere Anzahl von Familien beherbergen. Immer aber ſucht man die jungen Männer, welche in beſonderem Lager ſchlafen, von den jungen Mädchen zu trennen und die letzteren unter die Obhut der Familien zu nehmen.

Die Rindenplatten der Eukalypten, welche wir beim Hüttenbau eine ſo wichtige Rolle ſpielen ſahen, ſind auch faſt ausſchließlich das Material für die ſehr rohen Kähne. Und da der Auſtralier der Arbeit nicht überhold iſt und ſich dieſelbe, muß ſie einmal gethan werden, ſo leicht wie möglich zu machen ſucht, ſo wählt er ſolche Stämme aus, welche durch ihre Form ihm die Mühe der beſonderen Geſtaltung erſparen. Iſt die Rinde abgenommen, wobei der Auſtralier eine Geſchicklichkeit zeigt, die ihm vielfache Aufträge weißer Anſiedler verſchafft, denen die großen Tafeln als kühle und ſichere Dachbedeckung wertvoll ſind, ſo ſucht er dieſelbe zuvörderſt durch ſchnelles Reiſigfeuer geſchmeidig zu machen und der Natur in der Formgebung ſeines Fahrzeuges nachzuhelfen, und ſchnürt dann die Enden mit ſtarken Bändern zuſammen. Vielleicht erſcheint ihm auch die letztere Prozedur nicht nötig und eine Anfüllung beider Enden, die ſich übrigens in nichts von einander unterſcheiden, mit Lehm ſorgt für die Fernhaltung des Waſſers. Lehm oder Thon muß auch ſo manchen Riß und manche Aſtöffnung verſchließen und dient ferner dazu, in der Mitte des Kahns einen Herd zu bauen, auf welchem ein paar Holzſcheite brennen, eine bequeme Zugabe beim Fiſchfang, da ſich ſo der ſtets rege Appetit ſchneller befriedigen läßt. Es ſind ſolche Fahrzeuge nicht gerade ſehr ſicher und auch in der Regel nicht groß, wiewohl ſie zuweilen an fünf Perſonen zu halten imſtande ſind, aber obſchon ihre Ränder wenig über das Waſſer ragen und die größte Vorſicht zu beobachten iſt, um ein Umſchlagen zu verhüten, wagen ſich die in ihrer Handhabung

wunderbar geschickten Eingebornen in den gebrechlichen Nußschalen selbst auf das Meer. Die Eingebornen der Kap-York-Halbinsel haben in ihrem weichen, schwammigen Baumwollbaum, Cochlospermum, ein vorzügliches Material zum Kahnbau; Kähne, aus solchen ausgehöhlten Bäumen angefertigt, sind oft geräumig genug, um 15—20 Personen aufzunehmen. Die Ausleger, die Segel, die Ruder erinnern alle an die Nachbarschaft

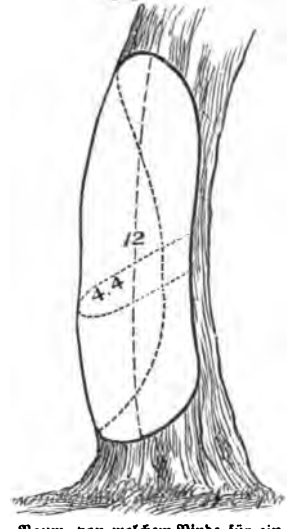
Fig. 22.

Australier in ihren Rindenkanoes beim Fischfang.

Neuguineas; diese Dinge kennt man aber sonst in Australien nicht, wo überall der Speer das einzige bewegende Instrument ist. Am einfachsten behelfen sich die Nordwestaustralier, welche ein paar Mangrovenstämme an beiden Enden zuspitzen, dann durch Keile verbinden, auf diesen einfachen Flößen aber selbst die benachbarten Inseln besuchen, was den Kähne bauenden Australiern nicht gelungen ist, sodaß die Känguruhinsel und die Inseln an

der Südküste Victorias unbewohnt bleiben mußten. Im Südwesten waren aber Fahrzeuge jeglicher Art völlig unbekannt. Die Tasmanier besaßen zwar keine Kähne, aber vier bis fünf Fuß breite Flöße aus zwei Stämmen und zahlreichen Querhölzern, welche man mit Rindenstücken zusammenband und mit einem Verdeck von Flechtwerk bedeckte. Auf diesen überschritten zuweilen fünf Personen zu gleicher Zeit die Meerengen, welche die umliegenden Inseln vom Hauptlande trennten, mit erstaunlicher Schnelligkeit, aber freilich nicht ohne häufigen Verlust an Menschenleben. Bei den Tasmaniern war ebenso wie bei den Nordaustraliern das Ruder im Gebrauch.

Fig. 23.

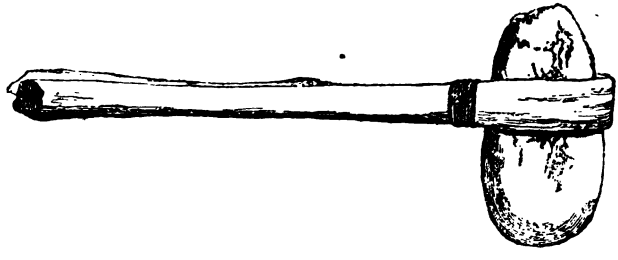


Baum, von welchem Rinde für ein Kanoe genommenwurde, die Maße in engl. Fuß.

Die Australier leben noch in der Steinzeit und zwar noch in den ersten Anfängen derselben, die meisten ihrer Geräte und Waffen sind aus Holz hergestellt. Doch stehen die Steinwerkzeuge, welche man bei ihnen vorfand, weit über den rohen Produkten unserer eigenen Vorfahren, wie sie noch heut so oft zu Tage gefördert werden. Die steinernen Lanzenspitzen, welche Kapitän King an der Hannover Bai fand, waren mit erstaunlicher Sorgfalt gearbeitet und die Zinken, in welche die sägenartigen Seiten ausliefen, wunderbar schön zugespitzt und geglättet. Ihre Steinäxte wurden gleichfalls geschickt zugehauen, sauber poliert und sorgfältig geschärft; einige der in Victoria gefundenen gleichen in ihrer Form auffallend den bekannten amerikanischen Äxten. Es sind durchaus nicht verächtliche Werkzeuge. Die geeigneten Steine: Basalt, Diorit, Quarz u. a. für die verschiedenen Waffen und andern Gebrauchsartikel waren begreiflicherweise nicht überall

zu haben nnd so bestand die Sitte, daß gewisse Steinbrüche, deren lange und ausgedehnte Benutzung sich noch heute aus den über ein weites Areal verstreuten Steintrümmern erkennen läßt, einer Anzahl umwohnender Stämme zum Gebrauch offen standen stets freilich nur so, daß wenige Männer auf kurze Zeit das Gebiet betreten durften. Durchbohrte Steinwerkzeuge finden wir nirgends, kleine Steinfragmente wurden mit Harz an die Handhabe befestigt, größere zwischen das gespaltene oder herumgebogene Holz geklemmt und durch Harz und Bänder gesichert. Steinbeil und Steinhammer dienten nicht immer friedlichen Zwecken, sie

Fig. 24.



Steinbeil von Lake Tyers (Victoria).

erwiesen sich auch im Kampfe als furchtbare Waffen. Zu Schutz und Trutz lieferte indes vorwiegend das eisenharte Holz des Landes geeignetes Material.

Die eigentümlichsten der australischen Waffen sind ohne Zweifel der Bumerang und das Wurfbrett. Namentlich der Bumerang, in den verschiedensten Gegenden des Kontinents — in Tasmanien kannte man ihn ebensowenig wie Wurfbrett und Schild — und in Formen wie Namen vielfach variierend gefunden, hat durch seine rätselhafte Flugbahn die Aufmerksamkeit europäischer Gelehrten nicht wenig beschäftigt. Diese Flugbahn ist nach der Geschicklichkeit, aber auch nach der Absicht des Werfenden eine sehr verschiedene. Wir sprechen hier von dem Bumerang, welcher zurückkehrt, nicht von dem einfacheren, welcher die Stelle einer

Wurfkeule vertritt. Dies wunderbare Werkzeug, in andern Gegenden als Wonguin, Barngit, Keili ꝛc. bekannt, beſchreibt einen Kreis, deſſen fernſter Punkt zuweilen vom Werfenden an 150 Meter abſteht. Dieſer Punkt iſt zugleich der höchſte des allmählich ſteigenden und in gleicher Weiſe ſich neigenden Kreiſes, in welchem ſich das Wurfgeſchoß, die Fläche der Erde zugeneigt und fortwährend rotierend, mit großer Geſchwindigkeit bewegt. Der Bumerang mag aber auch ſo geworfen werden, daß er, anfangs am Boden gleich einem Reifen fortrollend, ſich plötzlich ſchwirrend in die Luft hebt und einen weiten Bogen beſchreibt, bis er zu ſeinem Ausgangspunkte zurückkehrt. Er mag neben dem Werfenden oder vor ſeinen Füßen zu Boden fallen, er mag weit hinter ihn fliegen und ſo einen nichts ahnenden Feind, ein Tier treffen. Ein recht geſchickter Mann könnte mit dem ſchwirrenden Bumerang ſtatt eines Kreiſes zwei, ja drei in ununterbrochener Folge durch die Luft ziehen und er könnte denſelben bei ſeiner Rückkehr eine Anzahl ſonderbarer Bewegungen über ſeinem Kopfe beſchreiben laſſen, ehe er, zu dem Werfenden herabſteigend und in unheimlicher Nähe vorüberſchwirrend, ſich auf eine zweite Irrfahrt begiebt. Wenn man behauptet hat, daß der Auſtralier nicht durch eigenes Nachdenken, vielmehr durch Zufall in den Beſitz dieſer wunderbaren Waffe gelangt ſei, ſo dürften wir daran erinnern, daß uns die Erfindung des Pulvers in ähnlicher Weiſe geſchenkt wurde. Daß er aber alle Eigentümlichkeiten dieſes merkwürdigen Wurfgeſchoſſes verſteht, beweiſt das Geſchick, mit welchem er die gewundene Form desſelben — die flache Seite liegt nicht in einer Ebene — für beſtimmte Zwecke durch Hitze und Biegen jedem gegebenen Falle anzupaſſen verſteht. Und will er den Bumerang gebrauchen, ſo verfehlt er

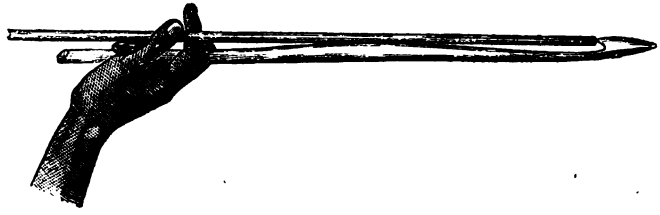
Fig. 25.

Bumerang aus ſchwerem Holz von Victoria.

nicht ihn vorher mit ein paar Schlägen durch die Luft zu prüfen, selbst wenn es sein altes, oft benutztes Geschoß wäre. Diese Erfindung gehört ihm wohl auch allein, denn die auf ägyptischen und assyrischen Denkmälern abgebildeten Instrumente zeigen zwar eine annähernde Form, nirgends aber sehen wir eine Andeutung ihres Fluges, auch werden sie dort in einer Weise gehalten, welche die Zweifel in eine Identität erhöht.

Das zweite merkwürdige Werkzeug der Australier, das Womerah oder Wurfbrett, besitzen neben ihnen die Aléuten, die diesen benachbarten Eskimo, auch kannten es die Altmexikaner. Es vertritt bei dem Speer die Stelle einer Schleuder. Zu-

Fig. 26.



Wurfbrett mit aufgelegtem Speer.

weilen wird der Haken, welcher in die Höhlung am Fuße des Speeres greift, aus dem Holz des Wurfbrettes geschnitzt, in anderen Fällen vertritt ein mit Sehnen und Harz befestigter Zahn seine Stelle. Während die eine Seite sorgfältig geglättet, auch mit einer Rinne versehen wurde, brachte man auf der andern oft sehr reiche Verzierungen an.

Wenn wir schon bei der Herstellung und Ornamentation der Waffen eine nicht geringe Kunstfertigkeit entdeckten, so werden wir noch mehr überrascht durch die gestrickten und geflochtenen Säcke, Körbe und Netze, welche die Australier auf allen ihren Wanderungen begleiten. Diese, zuweilen mit vielem Geschmack und in verschiedenen Maschensystemen, oft in naturfarbigen Mustern hergestellten Behälter pflegen alle die verschiedenen

Sachen aufzunehmen, auf welche der Eingeborne Wert legt. Die kleineren werden in der Hand, die größeren an ſtarkem Bande über der Schulter getragen. Die Arbeit der Anfertigung, wozu man ſich beinerner Nadeln, noch öfters der Finger allein und eines runden harten Steins zur Beſchwerung des zuerſt geſtrickten oder geflochtenen Bodens bedient, fällt in der Regel den Frauen zu, doch zeigen die Männer gleichfalls eine nicht

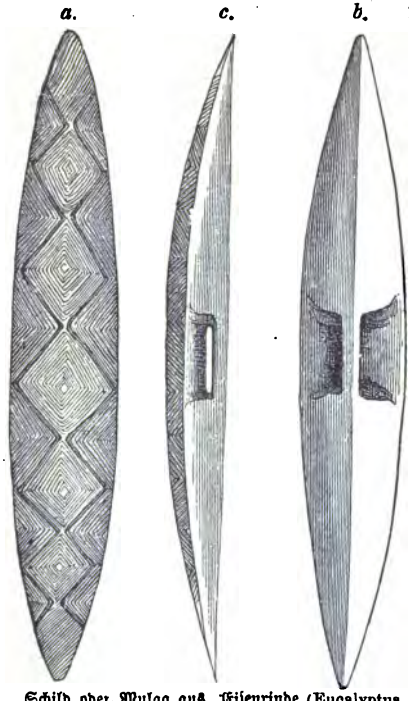
Fig. 27.

Reiſetaſche aus Rohrblättern (Phragmites communis) vom Goulburn (Victoria), 1/6 der natürlichen Größe.

geringe Geſchicklichkeit. Es wäre leicht genug, einige der ſehr feſt gewebten Gefäße durch Harz genügend zu verdichten, um ſie für die Aufbewahrung von Waſſer tauglich zu machen. Dies hat man aber nie gethan, vielmehr zu dieſem Zweck, gleich den alten Ägyptern, die Felle von Tieren benutzt, welche man möglichſt ohne Verletzungen abzieht, alle Öffnungen aber ſorgfältig zunäht. Dann liefern die großen, rundlichen knorrigen Auswüchſe der größten Eukalypten gut verwendbaren Stoff für

Eimer und Schalen, wenngleich diese plumpen und schweren Geräte oft und vielfach mit Harz kalfatert werden müssen. Noch wollen wir an die schon an andrer Stelle erwähnten Schädelbecher erinnern.

Fig. 28.

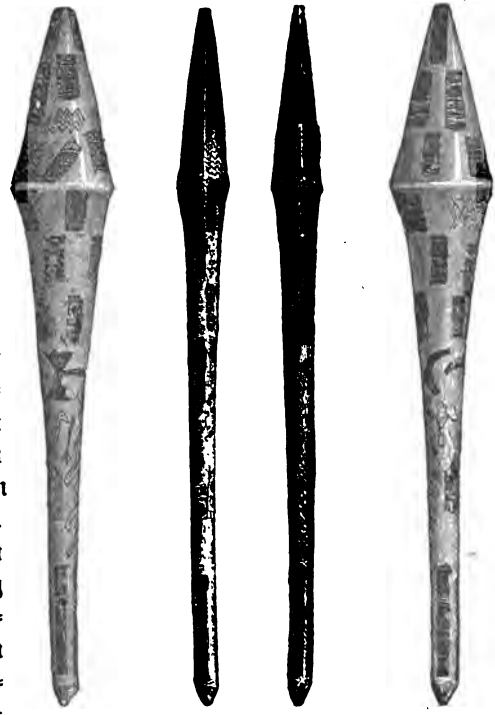


Schild oder Mulga aus Eisenrinde (Eucalyptus sideroxylon) von Südaustralien, ein Zehntel der natürlichen Größe. a Vorderseite. b. Rückseite. c. Seitenansicht.

Selten verfehlt der Australier, seine Schutz- und Trutzwaffen mit allerlei verschönernden Zeichnungen zu bedecken, welche den Verzierungen auffallend ähnlich sind, mit denen unsere Altvordern ihre Aschenurnen zu schmücken pflegten. An den Kreis und die gekrümmte Linie wagt man sich selten, solche Versuche fielen in der Regel nicht vorteilhaft aus. Jeder Stamm hatte seine bestimmte Art der Ornamentation und diese Verzierungen haben eine bestimmte Bedeutung. Es ist nicht ungewöhnlich, den Schild mit dem Totem des Stammes zu schmücken, ein Anklang an unsere Ritterzeiten. Um die Wirkung zu erhöhen, werden auch Farben angewendet: schwarz, rot, weiß, nur in einigen Gegenden blau, das seit der Übermittelung dieser Farbe durch die Europäer sich einer steigenden Beliebtheit erfreut. Indes verschönert man nur aus Holz gefertigte Waffen in dieser Weise, Stein und Knochen genossen diesen Vorzug nie. Von allen

Farben iſt aber rot, aus gebranntem Ocker hergeſtellt, die geſuchteſte, mit ihr bemalt man die Leichen, welche durch Feuer getrocknet und konſerviert werden ſollen. Dieſe gelbe Ockererde iſt überall hochgeſchätzt und um ſie zu erlangen, ſcheuen die Schwarzen keinerlei Mühe. Auch iſt ebenſo wie bei jenen Steinbrüchen, von denen wir ſprachen, fremden Stämmen zu Zeiten geſtattet, ſich einen Vorrat zu holen, wie die Stämme vom Cooper Creek jährlich die weite Strecke bis zu einem Riß in dem mittleren Teile der Flinderskette zurücklegen, dem einzigen ihnen zugänglichen Gebiet, in welchem man dieſe Erde findet.

Fig. 29.



Schlachtkeule von vier verſchiedenen Seiten geſehen.

Wir haben in unſerer Darſtellung mehr als einmal Gelegenheit gehabt, von den religiöſen Vorſtellungen der Auſtralier zu ſprechen. Wollen wir näher auf dieſelben eingehen, ſo erſchweren uns die äußerſt unklaren und verworrenen Mitteilungen den Verſuch einer durchſichtigen Darſtellung ungemein. Was ſich aus den verſchiedenen Angaben der Eingebornen, die ſich ohne Zweifel oft von der Wahrheit ſehr weit entfernten, mit Be-

ſtimmtheit herausfühlen läßt, iſt, daß ſie an ein gutes und an ein böſes Weſen glaubten. Beide wohnten ehemals auf der Erde und zogen ſich erſt ſpäter in ihren jetzigen Aufenthalt, der eine zu den Sternen, der andere in die Tiefe der Erde zurück. Auch Mythen von einer Erſchaffung der Menſchen, einer großen Flut, Verſetzung von einigen Menſchen unter die Geſtirne, von Verwandlungen anderer in Felſen und ähnliches findet ſich in verſchiedenen Gegenden. Sonne und Mond werden verehrt. Die guten Geiſter aber werden wenig beachtet, weit mehr die, welche Furcht und Schrecken verbreiten und namentlich des Nachts ihr Weſen treiben. Dazu kommt nun noch ein tiefgewurzelter Aberglaube, der aber in vielem eine auffallende Verwandtſchaft mit Vorſtellungen zeigt, die auch bei uns zu Hauſe ſind. Wenn wir hören, daß die Auſtralier dem Nieſen eine beſondere Bedeutung beimeſſen, daß Sternſchnuppen wie Kometen großes Unheil prophezeien und der nächtliche Ruf eines Habichts den Tod eines Kindes erwarten läßt, ſo klingt uns das wie Märchen aus der Spinnſtuben unſers Landvolks. Gegen alle böſen Geiſter iſt das Feuer das wirkſamſte Mittel und darum iſt kein Gedanke dem Auſtralier ſchrecklicher, als die unheimlichen Stunden der Nacht, in denen böſe Geiſter vorzugsweiſe umgehen, ohne ein ſolches Feuer zuzubringen. Daher brennt wie im Winter ſo im heißeſten Sommer vor jedem Laubſchirm, jeder Hütte das Feuer, das nie ausgehen darf, und ein Feuerbrand begleitet den wandernden Auſtralier auf allen ſeinen Zügen. Sollte einmal der unliebſame Fall eintreten, daß die Glut völlig erlöſcht, ſo weiß er ſich das

Fig. 30.

Eingeborener aus dem ſüdlichen Victoria Feuer quirlend.

gewünschte schnell wieder zu verschaffen. Er hat dazu drei verschiedene Methoden. Entweder setzt er einen trockenen Stab senkrecht auf einen zweiten, welchen er mit den Füßen in fester Lage hält, und quirlt mit dem ersten, bis sich eine Flamme entwickelt, oder er sucht einen morschen, niedergestürzten Baumriesen, in dessen Risse er feines trocknes Gras steckt und nun mit einem Stabe schnell darüber hin und her fährt, oder endlich er stemmt einen Holzscheit zwischen Brust und Erde und fährt mit einem andern wie mit einem Schabeisen schnell auf und nieder, bis der Funke hervorspringt. Jetzt ist ihm der Wert einer Zunderbüchse oder eines Streichhölzchens aber sehr wohl bekannt.

Mit des Australiers Wahnglauben steht auch die Furcht, zugleich aber auch das Vertrauen, welches Zauberer einflößen, in engem Zusammenhange. Denn der Zauberer kann die Gesunden ebensowohl krank, als die Kranken gesund machen. Die Heilkunst ist seine Hauptbeschäftigung d. h. die Entfernung des von andern geübten Zaubers durch die eigene, kräftigere Magie, welche sich neben Besprechungen und Streichen durch heilige Steine rationellerer Mittel bedient, wie kalter Waschungen, der Aderlässe, des Knetens des Körpers. Diese Zauberer sind in der Regel alte Männer, selten Frauen; ihnen ist diese Wundergabe durch den Quarz oder Knochen gekommen, welcher ihnen bei einem Besuch der Geisterwelt im schlafenden Zustande oder während sie die Nacht auf einem frischen Grabe zubrachten, in die Hüfte gesteckt wurde. Man glaubt auch an ein Jenseits, eine schattenhafte Existenz, in welcher man ebenso jagt und fischt, wie während des Lebens. Die Geister kommen wohl auch von dort zurück und zwar dann als Weiße, ein Glaube, der manchem Europäer, unter anderen dem entlaufenen Sträfling Buckley, das Leben rettete, dem aber auch andere, weil man sich vor ihnen fürchtete, zum Opfer gefallen sind. Alle diese Ansichten sind nicht überall gültig, nach den individuellen Anlagen und Vorstellungen der einzelnen Stämme erscheinen sie vielfach modifi-

ziert, sie mögen aber dazu dienen, den niedrigen Standpunkt der Australier im allgemeinen zu kennzeichnen.

Der Zauberer ist in der Regel die wichtigste Person im ganzen Stamme, höchstens macht ihm der hervorragendste Jäger und Krieger, beide Eigenschaften wohl meist in einer Person vereinigt, den Rang streitig. Doch würde man der Organisation der australischen Stämme eine zu hohe Stellung anweisen, wollte man von Häuptlingen sprechen, welche eine dauernde Regierungsgewalt ausüben. In der That setzt sich der australische Staat, wenn man diesen Ausdruck auf die höchstens einige Hunderte zählende Stämme anwenden darf, aus den Familien zusammen, deren Häupter in ihren Beratungen gemeinsam über die öffentlichen und nicht selten auch über die privaten Angelegenheiten entscheiden. Es ist natürlich, daß ein hervorragender Mann sich eine Superiorität erwerben wird und daß der größere Einfluß und das höhere Ansehen, dessen seine Familie genießt, sowie die ererbte Körperkraft seinen Nachkommen eine gleiche Stellung sichern mag. Ohne bestimmte allgemein anerkannte Formen sind aber weder die Verhandlungen der Stammesglieder, noch die der einzelnen Stämme unter einander. Man unterhält eine Art von diplomatischem Verkehr und zwar entsendet man entweder, wie im Cooperdelta, ein paar Frauen auf eine solche Mission, oder betraut mit dergleichen Botschaften junge Knaben von zehn bis zwölf Jahren, welchen als Weihe für diese Würde mit glühenden Knochen die Nasenscheidewand durchbohrt wird. Übrigens respektiert man die Unverletzlichkeit der Boten überall aufs strengste. Derlei Gesandte haben aber nicht etwa die Befugnisse, irgendwelche bindende Abmachungen zu treffen, vielmehr überbringen dieselben nur die Einladungen zu gemeinsamen Zusammenkünften, in welchen Beratungen über die dem Eingebornen wichtigen Vorkommnisse: Feste, Jagden, Krieg und andres gepflogen werden sollen. Anfangs nicht ohne Würde und Anstand geführt, endigen dergleichen Konferenzen nicht selten in Lärm und Streit und die friedliche Vereinigung wird Anlaß zu

bitterem Zank und Hader. Die meisten der Feindseligkeiten entstehen indes aus Frauenraub und Verletzung des Jagdrechts. Denn jeder Stamm hat, wie wir schon anführten, ein ziemlich bestimmt umschriebenes Gebiet als sein eigen, ja wir finden sogar Fälle, wo innerhalb der Stämme eine Teilung des Grund und Bodens unter die Familien stattfindet. Eine Überschreitung der anerkannten Grenzen wird jedesmal als ein Friedensbruch angesehen und als solcher gerächt. Daher stammen denn auch die ersten und sich immer wiederholenden Angriffe der Schwarzen auf die weißen Ansiedler. Es war einesteils natürlich, daß sie die auf ihrem Grund und Boden weidenden Rinder und Schafe für nicht minder jagdbares Wild ansahen, als ihre von jenen doch beeinträchtigten Känguruhs und Emus. Unverständlich mußte es ihnen bleiben, daß der weiße Mann die letzteren, die ihm doch keinen Nutzen gewährten, ohne Zögern niederschoß und von seinen Hunden zerreißen ließ, während er die Todesstrafe darauf setzte, wenn der eingeborne Jäger ein Tier seiner Herden erlegte, deren Größe ja so weit über seine Bedürfnisse hinausging. Erschien er das eine Mal unerträglich geizig, so zeigte er sich das andre Mal in abscheulicher Weise verschwenderisch und rücksichtslos.

Durch diese und andre Ursachen, welche im Verlauf unserer Darstellung zu Tage getreten sind, hat sich der anfänglich freundliche Verkehr zwischen beiden Rassen nach kurzer Zeit in einen fortdauernden Vernichtungs- und Rachekrieg umgewandelt. Scheußliche Grausamkeiten wurden auf der einen wie der andern Seite verübt und Menschenjagden sind in den außenliegenden Distrikten von Queensland noch heute an der Tagesordnung. Die Eingebornen mit Arsenik vergiftet zu haben, dessen rühmten sich die Ansiedler in früheren Zeiten offen und Schädel australischer Eingebornen, welche man auf jenen Jagden erlegt hatte, bildeten keinen seltenen Schmuck der Hütten roher Viehzüchter. Wie geringen Schutz die Regierung der Kolonie den Eingebornen angedeihen ließ, beweist eine Bestimmung, wonach demjenigen, welcher

den schwarzen Mörder eines Weißen den Gerichten auslieferte, eine Belohnung von 100 Pfd. Sterling verheißen wurde, während, wo der Fall einer Ermordung eines Schwarzen durch einen Weißen vorlag, nur 25 Pfd. Sterling geboten wurde. Welcher Europäer hätte aber gegen seinen Landsmann wegen einer That gezeugt, die den wenigsten als ein Unrecht erschien? Das Zeugnis eines Eingebornen hatte aber keine Gültigkeit. Umgekehrt war man nur zu schnell bereit, auf den leisesten Verdachtsgrund hin das Todesurteil auszusprechen, indem man es ganz offen sagte, es sei besser, einen Unschuldigen hinzurichten, als durch eine Freisprechung die Eingebornen zur Wiederholung ihrer Unthaten zu ermutigen. Von der allgemeinen Stimmung, welche noch im Jahre 1839 in Neusüdwales herrschte, zeugt folgende Begebenheit. In Sydney war eine Gesellschaft von Männern zum Schutz der Eingebornen zusammengetreten und hatte nach vieler Mühe ein Gesetz durchgebracht, nach welchem die Einsetzung von Kommissaren vorgesehen wurde, denen die Fürsorge für die Aboriginer anvertraut werden sollte. Diese Maßregel, welche die Ansiedler in der willkürlichen Behandlung ihrer schwarzen Nachbarn zu beschränken drohte, genügte, um unter einer gewissen Klasse eine Erregung hervorzurufen, in welcher eine That begangen wurde, wie sie scheußlicher kaum von dem wildesten Volke gedacht werden kann. Und hier haben wir es mit Engländern zu thun, welche sich auf ihre Religiosität etwas einbilden und auf strengste Heiligung des Sabbaths halten. Gerade an einem solchen Sabbath war es, daß sieben Engländer, aufgebracht durch jenes Schutzgesetz, ausritten, um zu beweisen, wie wenig sie sich um einen Erlaß kümmerten, welcher ihnen das Recht schmälern wollte, die verachtete und verhaßte Rasse nach Gefallen zu vertilgen. In ihrem Lager versammelt trafen sie dreißig Eingeborne: Männer, Weiber und Kinder, trieben dieselben in eine nahe Hütte, banden sie hintereinander an einen Strick und schlachteten diese wehrlosen Menschen, einen nach dem andern, mit kaltem Blute ab. Und als nun die Aasgeier die ent-

setzliche That verrieten und die Mörder vor Gericht gestellt wurden, da erhob sich fast einmütig die Stimme der Kolonie gegen ihre Verurteilung und es bedurfte des ganzen Eintretens der Autorität des Gouverneurs, um die offen bedrohten Zeugen zu schützen und die blutbefleckten Mörder ihrem wohlverdienten Schicksal am Galgen zu überliefern. Das war vor mehr als vierzig Jahren, aber ähnliche Ereignisse mit allen sich daran knüpfenden Konsequenzen mögen wir auch heute in den Spalten der Zeitungen Queenslands lesen, wo die Jagd auf schwarze Menschen noch immer kaum weniger schwunghaft betrieben wird als ehedem in den Schwesterkolonien. Und welches Verbrechens darf man die schwarzen Australier anklagen? Muß man ihnen nicht den Widerstand gegen die weißen Eindringlinge, den Verteidigungskampf für ihr Vaterland, vielmehr als hohe Tugend anrechnen? Und sollten nicht Engländer, welche sich so gern die Namen der kühnen Britenhäuptlinge ins Gedächtnis rufen, deren ungleicher Kampf gegen römische Kriegskunst so wohl den Vergleich mit Australien aushält, die Männer achten, denen die Liebe zum Vaterland ebenso hoch steht wie ihren eigenen Vorfahren?

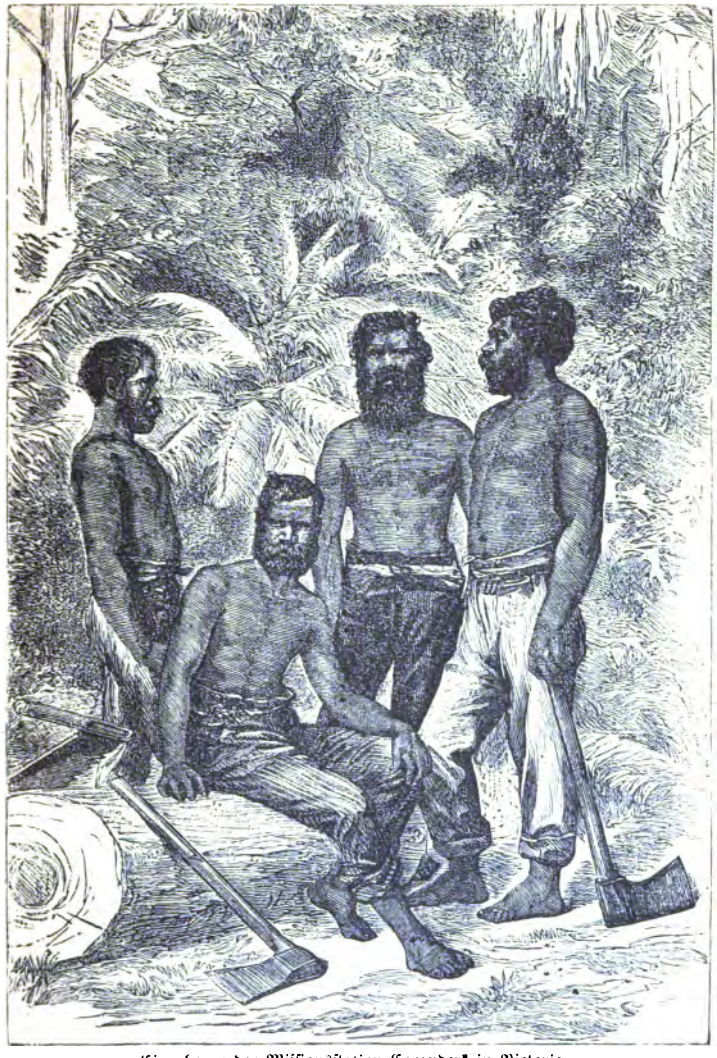
Unter solcher Behandlung sind die Australier schnell dahingeschwunden. Wie groß die Bevölkerung des Festlandes war, als die Europäer zuerst festen Fuß darauf faßten, wissen wir freilich nicht. Freycinet schätzte sie nach Analogie der Bevölkerung von Port Jackson auf 1 139 400 Seelen, eine durchaus nicht begründete und viel zu hohe Annahme, viel näher kommen andre, wenn sie von 200 000 oder gar nur 100 000 Einwohnern sprechen. Alle diese Zahlen sind aber höchst unsicher und willkürlich. Derselbe Tadel haftet auch den Berechnungen von Behm und Wagner an, die wir aber dessenungeachtet, als vielleicht der Wahrheit am nächsten kommend, hier folgen lassen wollen. Danach lebten 1851 in Südaustralien 5046, in Victoria 1694, in Neusüdwales 1750, in Queensland 15 000, in dem südlichen Westaustralien 5000, in dem besseren nördlichen Westaustralien 15 000

und im Nordterritorium 12 000 Australier, im ganzen Australien also in runder Summe 55 000 Seelen. Eine sehr kleine Zahl, die in auffallender Weise mit dem wunderbaren Wachstum der europäischen Bevölkerung kontrastiert. Wie diese zunimmt, so schwindet jene dahin. In Neusüdwales sind heute nur etwa Tausend verstreut im Riverinadistrikt, namentlich am oberen Darling zu finden, in Victoria ist die Zahl der Eingebornen in den wenigen Jahren zwischen der ersten Okkupation 1836 und 1881 von 5000 auf 770 gesunken. In Südaustralien ergab der Census von 1876 nur 3953, der von 1881 allerdings 6346 Aboriginer, eine aber nur scheinbare Zunahme, da in dem letzten Jahre ein weit größerer Bezirk als zuvor der Zählung unterworfen wurde. Es ist sicher, daß überall die Eingebornen schnell dahinsterben und dies trotz der Sorge, welche einzelne Männer, die protestantische und die katholische Mission sowie endlich auch die Regierungen verschiedener Kolonien, vornehmlich auf die Weisungen des britischen Kolonialministeriums hin, der ihres Eigentums beraubten und verdrängten Rasse zugewandt haben.

Die Mission unter den Eingebornen.

Schon am Schluß des vorigen Jahrhunderts beschäftigte den in so vielfacher Beziehung um die Entwickelung Australiens hochverdienten Gouverneur Macquarie der Gedanke, daß für die Civilisation der Schwarzen um Sydney etwas gethan werden müsse. Er wandte sich deshalb an den Geistlichen Samuel Marsden, der sich schon in der neuseeländischen Mission außerordentlich thätig gezeigt hatte. Eine Musterfarm wurde bei Parramatta angelegt, auf welcher die Eingebornen von ihrem Wanderleben entwöhnt und zu geregelter Arbeit erzogen werden sollten. Das Unternehmen schlug fehl, Marsden selber berichtet

Fig. 31.



Eingeborne der Missionsstation Corandert in Victoria.

von zahlreichen Fällen, in welchen die wilden australischen Kinder, nachdem sie für geraume Zeit durch ihre Aufführung in Schule und Haus die besten Hoffnungen erweckt hatten, schließlich doch wieder zu dem geliebten Wald- und Wanderleben zurückkehrten, weil sie ihre freie unabhängige Existenz trotz aller Entbehrungen jeder Art von Beschränkung tausendmal vorzogen. Die Regierung zog ihre Unterstützung zurück. Marsden wandte sich nun an die Kirchliche Missionsgesellschaft in London um Beistand und diese zeigte sich gern bereit, eine ordentliche Mission unter den Eingebornen Australiens zu unterstützen, zu welchem Zwecke sie auch sofort eine bedeutende Summe zur Verfügung stellte.

Ehe aber wirklich Schritte von dieser Seite gethan wurden, entsandten die Methodisten Englands nach einander vier Missionare nach Australien, von denen indes keiner irgend etwas Nennenswertes ausrichtete, sodaß 1828 diese Mission aufgegeben wurde. Im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft waren aber 1825 drei Missionare in Sydney angelangt, unter ihnen Threlkeld, ein schon in Raiatea erprobter Mann. Sie fanden zwei von der Regierung begründete Schulen vor, in denen sieben Knaben und ebensoviel Mädchen Unterricht empfingen. Glücklicherweise interessierte sich der derzeitige Gouverneur lebhaft für die Missionsbestrebungen, und so wurden denn an den Ufern des Macquariesees unfern der Stadt Newcastle, zum Behuf einer festen Ansiedelung der Eingebornen, 40 000 Hektare angewiesen. Aber nachdem in sechs Jahren mehr als 60 000 Mark ohne irgendwelche nennenswerte Resultate ausgegeben waren, zog die Gesellschaft ihre Hülfe zurück. Dennoch harrte Threlkeld, unterstützt von der Regierung wie von einigen Freunden, bis 1842 aus; dann gab auch er das fruchtlose Bemühen auf. Inzwischen war 1832 wiederum im Auftrage der Kirchlichen Missionsgesellschaft zu London durch englische und Baseler Missionare eine Station zu Wellington-Dale im Norden von Sydney errichtet worden. Auch diese wurde nach elfjähriger Arbeit 1843 ohne Erzielung irgendwelchen Resultates endlich verlassen. Glücklicher

waren die Methodisten, welche seit 1838 Versuche unter den Eingebornen zuerst an der Ostküste, dann auch in Süd- und Westaustralien anstellten. Namentlich zu Buntingdale in Victoria erreichte es Tuckfield, daß die dortigen Schwarzen Religonsunterricht und Gottesdienst besuchten und von dem in ihre Sprache übersetzten Katechismus Gebrauch machten.

Zu derselben Zeit waren auch einige deutsche Missionare in Südaustralien erschienen. Am 11. Juni 1838 gingen Schürmann und Teichelmann als Sendboten der Lutherischen Missionsgesellschaft zu Dresden (später zu Leipzig) nach Adelaide in Südaustralien. Zwei Jahre darauf folgten die Missionare Klose und Meyer. Diese errichteten Stationen in der Nähe von Adelaide selber, an der Encounterbai und am Port Lincoln. Da aber die Geldsendungen aus Dresden nicht hinreichten, um die Ausgaben zu decken, auch manche Unterstützungen, welche die Regierung der Kolonie früher gewährt hatte, fortfielen, so bildete sich am 18. Juni 1842 zu Adelaide die Südaustralische Missionsgesellschaft zur Unterstützung der deutschen Mission bei den Ureinwohnern. Aber alle Versuche, die Eingebornen zur Bearbeitung des Landes heranzugewöhnen, schlugen fehl; nur die Schulen wurden von einigen Kindern besucht. So gab man denn nach zehnjährigem Bestehen auch diese Mission endgültig auf.

Kein besseres Resultat erzielten die durch den Dr. Lang, einen presbyterianischen Geistlichen, nach Sydney berufenen Goßnerschen Missionare, welche 23. Januar 1838 dort eintrafen. Sie wurden in einigem Maße erhalten durch die in Sydney gebildete Neusüdwales-Gesellschaft für Unterstützung der deutschen Mission für die Ureinwohner, zum großen Teil aber waren sie auf ihre eigene Arbeit angewiesen, welche sie an der $1^1/_2$ deutsche Meilen von Brisbane gelegenen Missionsstation Zionshill betrieben. Die Resultate waren unter den feindlichen und diebischen Schwarzen durchaus ungünstig. Indes ließ sich die Brüderunität dadurch nicht abschrecken; vielmehr entsandte sie 1850 zwei Brüder aus dem Handwerkerstande, Jäger und Spieseke, welche in Melbourne

die freundlichste Aufnahme sowohl seitens des Gouverneurs als des Publikums fanden. Ende 1851 legten sie ihre Station am Bogasee, südlich vom Murray an und fingen, später durch einen nachgekommenen Bruder verstärkt, allmählich an, etwas Boden zu gewinnen. Dann kamen aber die Entdeckungen von Gold, welche ihre Bestrebungen störten, später Reibereien mit einem benachbarten Ansiedler, welche die Missionare endlich bewogen, die Arbeit aufzugeben und 1856 nach Herrnhut zurückzukehren. Aber schon im nächsten Jahre wurden wiederum zwei Missionare, Spieseke und Hagenauer, ausgesandt, welche im Wimmeradistrikt von Victoria die Station Ebenezer gründeten. Auf den Wunsch der vereinigten presbyterianischen Kirche begab sich Hagenauer 1861 nach Gippsland, wo er am Avonfluß auf einem dazu von der Regierung bewilligten Grundstück 1863 die Station Ramahyuck errichtete. Die Mission hat an beiden Plätzen gute Fortschritte gemacht; in Ebenezer werden schon mehr als 20 meist steinerne, reinlich gehaltene Häuser von den Schwarzen bewohnt, und auch in Ramahyuck sind Häuser für die Erziehung elternloser Kinder und zwar auf Kosten der Regierung erbaut worden. An dem letztgenannten Orte betreiben die Eingebornen hauptsächlich Hopfen- und Arrowrootbau. Diese Produkte haben auf mehreren australischen Ausstellungen verdiente Anerkennung gefunden. Außerdem werden Äpfel, Pflaumen, Orangen, Feigen und Gemüse in Fülle gezogen.

„Der Fortschritt der Schwarzen in Civilisation und Industrie ist in die Augen fallend, wenn man nicht nur in verschiedenen Häusern Nähmaschinen im Gang erblickt, sondern auch die früheren Wilden am Klang der von ihnen selbst in ihren Hütten gespielten Harmoniums sich ergötzen sieht.“ Das Dorf ist zu beiden Seiten der Straße erbaut, in der Mitte die Kirche, das Missions- und das Waisenhaus. Die Plantagen des sicher eingehegten Landes bewässern reichliche Brunnen, auf den Weiden tummelt sich schönes Vieh. Auf Ebenezer wird besonders Schafzucht betrieben, man baut aber auch Getreide, Wein und Me-

lonen. Hagenauer übernahm außerdem noch die Leitung der anglikaniſchen Station Carmel am Lake Tyers, etwa 10 Meilen öſtlich von Ramahyuck. Eine presbyterianiſche Station beſteht ferner öſtlich von Melbourne in Evelynſhire am oberen Murray; ein Herr Green legte eine andere am Mitchell in Gippsland an. Noch bedeutender als die letzteren iſt die Anſtalt zu Condah an der Portlandbai, wo ſeit 1854 über 100 Schwarze wohl erzogen worden ſind. Schon liefern auch die Eingebornen durch ihre Arbeit einen anſehnlichen Beitrag zur Erhaltung der Miſſion; 1875 ſchätzte man den Wert der auf den Aboriginalſtationen erzeugten Produkte auf 52 880 Mark. Der lohnendſte Artikel war Hopfen, wovon über $8^1/_2$ Tonnen im Werte von 35 600 Mark auf einer Station geerntet wurden.

In Südauſtralien nahm die anglikaniſche Kirche 1850 das unterbrochene Miſſionswerk wieder auf. Der Archidiakonus von Adelaide, Dr. Hale, errichtete zu Poonindie in der Nähe von Port Lincoln mit Hilfe der Society for the Propagation of the Gospel eine Erziehungsanſtalt für Eingeborne, welche 1859 ſchon 50 Zöglinge zählte. Dieſe Station bedarf jetzt keinerlei Hilfe von außen her, ſie erhält ſich vollſtändig durch die Arbeit ihrer Bewohner und iſt ſogar imſtande, namhafte Summen für Miſſionszwecke in Polyneſien auszuwerfen. Sie beſitzt gegen 5000 Hektaren Landes, wovon ein Teil mit Weizen beſtellt iſt, der übrige aber von 10 000 Schafen beweidet wird. Weizen und Wolle von Poonindie werden in Adelaide ſtets zu guten Preiſen abgeſetzt. Die ſchwarzen Arbeiter bewohnen, jeder mit ſeiner Familie eigene, hübſche Häuschen, das Innere nicht ohne einen gewiſſen Komfort. Sie erhalten außer einem Wochenlohn, der von 15 bis 25 Schilling ſteigt, Rationen von Fleiſch, Mehl, Zucker, Thee und andres und werden in Krankheitsfällen unentgeltlich behandelt und mit Medikamenten verſehen. Für ihre Kleidung und andere Bedürfniſſe haben ſie aber ſelber zu ſorgen. Strenge Ordnung herrſcht durchaus, dabei bemühen ſich aber die Vorſteher der Miſſion, der Neigung zu Erheiterung und Vergnügungen, welche den

australischen Eingebornen eigen ist, Rechnung zu tragen, indem sie die musikalischen Anlagen ihrer Schüler durch den Unterricht im Spiel der Flöte, der Konzertina und der Geige sowie des Gesanges fördern. In dem beliebten englischen Nationalspiel, Cricket, haben die Männer von Poonindie solche Fertigkeit erlangt, daß sie sich mit weißen Gegnern mehrere Male ehrenvoll messen konnten. Allerdings schmelzen die Eingebornen auch hier trotz aller Sorge, welche man ihnen widmet, mehr und mehr zusammen; nach den letzten Nachrichten war ihre Zahl auf 70 gesunken.

Fig. 32.

Civilisirter Australier des Südens.

Eine zweite größere Missionsniederlassung begründete 1861 der Schotte Taplin zu Point Macleay am Alexandrinasee, in den der Murray mündet. Hier wurden unter den Narrinyerie, welche auf der von Europäern noch nicht besetzten Halbinsel ungestört der Jagd und der Fischerei nachgehen können, erfreuliche Fortschritte gemacht, namentlich in der Schule. Die Erwachsenen wohnen in sauberen, von ihnen selbst erbauten Häusern und gewöhnen sich an ein seßhaftes Leben. Aber auch hier zeigen sich die Spuren eines langsamen, aber stetigen Aussterbens. Taplin, welcher sich um das Studium der Sprache wie der Sitten und Gebräuche seiner Pflegebefohlenen große Verdienste erwarb, wurde leider 1879 durch den Tod abgerufen.

Von deutscher Seite wurden 1863 abermals Anstrengungen gemacht, unter die Eingebornen Civilisation und Religion zu tragen. Der Anstoß ging von Victoria aus, wo man in öffentlicher Anerkennung der verdienstvollen Thätigkeit der deutschen

Brüdergemeinde eine Aufforderung an dieselbe richtete, ihren Wirkungskreis auch auf die Nachbarkolonie auszudehnen, in welcher man seit der Durchquerung des Kontinents durch Stuart zur Ansiedelung geeignete Gebiete im Innern aufgefunden zu haben glaubte. Man wählte eine Gegend südlich vom Cooper Creek, östlich von dem großen Salzsee Eyre, und berief aus Herrnhut vier Missionare, welche Ende 1864 in Melbourne anlangten und im nächsten Jahre am See Kopperamana, etwas westlich vom Hopesee, mitten unter einem Stamm von ca. 1000 sehr kräftigen, aber auch sehr wilden Eingebornen ihre Niederlassung errichteten. Etwas später ließen sich Abgesandte der Hermannsburger Missionsgesellschaft an dem etwa 16 Kilometer westlich belegenen See Kilalpanina nieder. Aber schon nach drei Jahren mußten beide, teils infolge der Feindschaft der Schwarzen, welche trotz wiederholter vielversprechender Anfänge immer und immer wieder hervorgebrochen war, teils infolge einer verheerenden Dürre, welche auch die benachbarten Herdenbesitzer zur Aufgabe ihrer Besitzungen nötigte, ihre Wohnplätze verlassen. Ein zweiter 1867 gemachter Versuch schlug gleichfalls fehl. Mit der Wiederkehr günstigerer Jahreszeit wuchs indes der Mut, das unterbrochene Werk wieder aufzunehmen. Die Station Kopperamana konnte wieder besetzt werden und im Herzen des Kontinents, südlich von der Macdonnellkette, wurde der Mission von der Regierung Südaustraliens ein Terrain von 230 400 Hektaren auf alle Zeiten geschenkt. Dieser Teil Centralaustraliens ist einer der am besten ausgestatteten. In dem breiten Thale zwischen der Jameskette und der steil aufstrebenden, wallartigen Macdonnellkette breitet sich ein wohlbewässertes und reichbegrastes Hügelland aus, das von Herdenbesitzern schon völlig okkupiert ist. Diese Squatter begrüßten das Erscheinen der Mission keineswegs mit großer Freude und die Abneigung wurde auch keineswegs dadurch gemindert, daß die Mitglieder: Heydenreich, Kempe und Schwarz, Deutsche waren. Allein selbst diese ziemlich rohen Leute erkennen jetzt bereitwillig den wohlthätigen Einfluß an, welcher sich bei den Eingebornen gel-

tend gemacht hat. Der am Finkefluß wohnende Stamm zählt zwar nur 100 Seelen, aber fünf Stämme, ein jeder von etwa gleicher Stärke, sind erreichbar. Schon hat man begonnen, die Sprache des nächsten Stammes, Altolinga, schriftlich zu fixieren. Die Mission besitzt nach dem letzten vorliegenden Berichte 2500 Schafe, 100 Ziegen, 32 Rinder und 52 Pferde. Gute feste Gebäude sind errichtet und ein Teil des Landes ist eingefriedigt worden. Auch hat man mit Erfolg Körnerbau begonnen, andre Kulturen sind in Aussicht genommen, sodaß diese Missionsstation zugleich ein wichtiges Versuchsfeld sein wird. Die Einwirkung der drei Missionare auf die Eingebornen ist bisher noch eine geringe gewesen, indes sprechen sich die Berichte des zu Alice Springs stationierten Post- und Telegraphenbeamten sehr hoffnungsvoll über diese deutsche Station aus.

Kopperamana am südlichen Hauptarm des Cooper besitzt 25 600 Hektaren Land, das sich aber, namentlich der herrschenden klimatischen Verhältnisse wegen, für Ackerbau kaum eignen dürfte. Daher betreibt die Station Viehzucht und besaß 1879 gegen 5000 Schafe, 45 Rinder, 49 Pferde und 350 Ziegen. Die Eingebornen, welche kommen und gehen können, wie es ihnen gefällt, scheinen sich mehr und mehr an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen und schon besuchen 25 Kinder die Schule und entwickeln nach dem vorliegenden Bericht eine besondere Vorliebe für Arithmetik. Die Erwachsenen machen sich als Schäfer, Arbeiter und auch als Jäger nützlich, indem sie im Berichtjahre nicht weniger als 235 wilde Hunde erlegten, auf deren Vertilgung wegen ihrer Gefährlichkeit für die Schafherden Regierung wie Schafzüchter Prämien gesetzt haben. Als ein Beweis für die Schwierigkeiten, mit welchen die Missionare bei ihren Bemühungen um die Hebung der Rasse zu kämpfen haben, sei die bedeutsame Bemerkung des Missionsdirektors angeführt, nach welcher „alle Eingebornen mit wenig Ausnahme an den Folgen syphilitischer Ansteckung leiden."

Auf der Halbinsel Yorke an der Südküste ließ sich der

Missionar Kühn nieder, zuerst um den bisher vernachlässigten Eingebornen in der Nähe der Bergwerkstädte Kadina und Wallaroo seine Aufmerksamkeit zu widmen. Sein Erfolg war ein solcher, daß die Regierung die Bewilligung eines Grundstückes zur Anlegung einer festen Station zusagte, indes wurde ihm dasselbe schließlich nicht in der Nähe jener Orte, vielmehr weiter südlich an der Küste bei Point Pierce am Spencergolf angewiesen. Die Schwarzen folgten ihrem Lehrer aber willig nach dem neuen Wohnplatze, Burkoyanna. Seine kleine Gemeinde ist auf 45 gut erzogene Schwarze herangewachsen, welche in recht gefälligen, selbsterbauten Häusern leben.

Die Mission in Südaustralien wird zum großen Teil erhalten durch die Beiträge religiöser, vornehmlich deutscher evangelischer Gemeinden. Die südaustralische Regierung trug 1878 eine Summe von 105 080 Mark bei, wovon 50 kleine Niederlagen unterhalten werden, auf welchen Schwache und Kranke Nahrung, Kleider, Decken, Arznei empfangen; hier und dort werden auch Netze, Werkzeuge, ja sogar Boote an die Schwarzen vergeben. Der Rest wird an die verschiedenen religiösen Gesellschaften verteilt, welche sich die Sorge um die Eingebornen seit vielen Jahren angelegen sein lassen.

In Westaustralien hatte schon 1840 der methodistische Geistliche Smithies bei Perth sein Missionswerk begonnen, den unfruchtbaren Boden aber 1852 mit einem andern Orte im Yorkdistrikt vertauscht, wo er einige Eingeborne für sich gewann, schließlich aber sehr wenig erreichte. Weit glücklicher waren die Katholiken, welche hier ihre einzige Missionsstation in Australien begründeten. Benediktiner haben seit 1846 zwei Klöster erbaut, deren Genossenschaften die Eingebornen vor allem zu seßhaften Gewohnheiten und zur Kultur des Landes heranziehen wollten. Der Spanier Salvados hat nach jahrelangem Bemühen im Verein mit anderen Priestern auf seiner 130 Kilometer nördlich von Perth gelegenen Station New Norcia sehr günstige Erfolge erzielt. Die Eingebornen leben dort im Anschluß an die An-

siedelung der Benediktiner in festen, von den letzteren erbauten Hütten und schon hat der zum Bischof ernannte Begründer der Mission drei junge Schwarze nach Rom entsenden können, um sie zu Predigern ihrer Landsleute ausbilden zu lassen. Später legte die anglikanische Kirche eine Missionsstation zu Albany am King George's Sund an, doch wurde die Anstalt 1872 mit 18 Zöglingen nach Perth verlegt.

Sehr wenig ist dagegen in Neusüdwales gethan worden. Auf der Station Yelta am Einfluß des Darling in den Murray arbeiteten anglikanische Missionare, ebenso presbyterianische zu Maloga am oberen Murrayflusse, doch werden diese Anstalten teils von victorianischen, teils von südaustralischen Gemeinden unterhalten. Am oberen Darling und seinen Nebenflüssen wäre aber noch Raum genug für solche Thätigkeit.

In Queensland begann nach den schon erwähnten Versuchen der Goßnerschen Brüder, welche auch nach Übernahme der Seelsorge deutscher Gemeinden ihr Interesse an den Eingebornen bethätigten, die anglikanische Kirche mit Unterstützung der Propagation Society das Missionswerk 1864 zu Somerset am Kap York und später auf der Prince of Wales Insel. Allein nach drei Jahren fruchtlosen Bemühens kehrten die beiden Ausgesandten nach Brisbane zurück und seitdem wurde hier nichts für die Civilisierung und Christianisierung der Urbewohner gethan. Was man in früheren Zeiten an Ländereien für die Eingebornen reservierte, ist wieder eingezogen worden und ein Versuch durch Anstellung von Beamten, Errichtung von Schulen u. a. für die Civilisation der Schwarzen zu sorgen, hat einer völligen Gleichgültigkeit Platz gemacht.

Werfen wir einen Rückblick auf die Thätigkeit der Mission in diesem Gebiete, so gewahren wir fast überall ein reges Bestreben, die Eingebornen von der niederen Stufe, auf welcher der Europäer sie vorfand, emporzuheben. Wir sehen dies Bemühen auch unterstützt durch die freigebige Teilnahme australischer Regierungen und Kolonisten. Und dennoch stehen die Resultate

nur in geringem Verhältnis zu den gemachten Anstrengungen. Dürfen wir aber bei dem niedrigen Zustande des Australiers mehr erwarten? Und haben nicht die Beispiele der Missionsstationen in Victoria sowie mehrerer in Südaustralien bewiesen, daß die auf die Eingebornen verwandte Mühe nicht verloren ist und daß sie sehr wohl imstande sind, die einfachen Wahrheiten des Christentums zu begreifen und sich auf eine bescheidene Kulturstufe emporzuarbeiten? Wenn die Mission soviel erreicht hat, so ist dies nicht hoch genug anzuschlagen, bedenken wir die vielfachen verderblichen Einflüsse, welche auf die Eingebornen seit der Ankunft weißer Ansiedler hemmend und störend entgegenwirken, und gerade diesen Einflüssen ist es zum größten Teile zuzuschreiben, wenn das Missionswerk in anderen Gegenden vereitelt wurde. Den schlichten und uneigennützigen Männern, welche sich der mühevollen und oftmals undankbaren Arbeit widmeten, gebührt aber die wärmste Anerkennung für ihren entsagungsfreudigen Mut und ihre treue Menschenliebe, die ausdauernden Triebfedern, denen ihre so vielfach rühmenswerte Thätigkeit den ersten Anstoß und die beharrliche Fortsetzung verdankt.

Die Kolonisten.

Die Gründe, welche England bestimmten, an den Gestaden des Stillen Ozeans eine Niederlassung zu gründen, sind genugsam bekannt. Die nordamerikanischen Kolonien hatten sich von dem Mutterlande losgerissen und die Möglichkeit, den Inhalt britischer Gefängnisse auf diesem Boden zu entleeren, hatte aufgehört zu existieren. Man mochte dort, wie auch heute, keine andern Verbrecher aufnehmen als solche, die entkommen waren, ohne verurteilt zu sein. Und auch die Pflanzer Westindiens zeigten sich, seitdem sie die Arbeitskraft und Zähigkeit des Afrikaners kennen gelernt hatten, weniger geneigt, den früher von

englischen Richtern, Hofbeamten und Edelfräulein schwungvoll betriebenen Handel mit weißem Fleische ferner fortzusetzen. Die englischen Gefängnisse füllten sich und die Frage entstand, wie man sich der jährlichen Anhäufung von Verbrechern entledigen könne.

Die Ankunft Cooks von seiner zweiten großen Reise und sein Bericht über das große Land, an dessen Gestade er die britische Flagge aufpflanzte, beantworteten diese Frage. Genügend wenigstens für die damaligen Leiter britischer Geschicke, welche, wie es uns heute erscheinen muß, mit unbegreiflichem Leichtsinn das wichtige Unternehmen beschlossen und ausführten. Denn man dachte schon damals keineswegs an die Gründung eines überseeischen Zuchthauses allein, englische Staatsmänner, wie Canning, beabsichtigten, eine neue Welt ins Dasein zu rufen, um das Gleichgewicht der alten wiederherzustellen. Und als Phillip, der erste Gouverneur der australischen Verbrecherkolonie, die britische Flagge am Hafen von Sydney aufhißte, sah er mit prophetischem Auge die glänzende Zukunft, welche in der That zur Wahrheit geworden ist.

Leider waren die getroffenen Maßnahmen keineswegs geeignet, diese Hoffnungen zu verwirklichen. Ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf die Anforderungen, welche an die Gründer eines neuen und so fern entlegenen Gemeinwesens herantreten mußten, wurde eine Anzahl von Sträflingen zusammengebracht und eingeschifft. Unter den 565 Männern befanden sich nur wenig Zimmerleute und nur ein einziger Maurer und von den 192 Weibern waren die meisten von den Straßen der Großstädte zusammengelesen, viele alt, schwach und blödsinnig. Mit der begleitenden Abteilung von Soldaten, ihren Offizieren und einigen Beamten bestand die ganze Gesellschaft, welche nach achtmonatlicher Fahrt am 26. Januar 1788 an den Ufern der Sydneybucht landete, aus 1030 Seelen. Zuerst war die kleine Flotte von elf Fahrzeugen in die von Cook und seinen Naturforschern als so günstig geschilderte Botany Bai eingelaufen, hatte dieselbe aber als völlig ungeeignet sofort wieder verlassen und den nahen Port Jackson aufgesucht. Botany Bai

etwa acht Kilometer von Sydney gelegen, blieb lange völlig unbewohnt und ist auch heute nur als gern gewähltes Ziel von Piknikpartien bekannt, dennoch hat es geraume Zeit lang der Sträflingskolonie den Namen gegeben und oft als übelberüchtigtes Synonym für den ganzen Erdteil gegolten.

Eine Sträflingskolonie blieb die Ansiedelung am Port Jackson für eine geraume Zeit. Der ersten Sendung folgten frische Nachschübe; schon 1790 langten abermals vier Schiffe an, welche 1000 männliche und 250 weibliche Sträflinge ans Land setzten. Dabei waren unterwegs 261 gestorben und von den 200 Kranken, welche infolge von Ruhr, Skorbut, Fieber und andern Übeln im elendesten Zustande anlangten, fanden die meisten bald nach ihrer Ankunft in der neuen Welt ein frühes Ende, um das mancher der Überlebenden sie vielleicht beneiden mochte. So enorm die Höhe solcher Mortalität auch erscheint, so wenig darf sie uns wunder nehmen, wenn wir erfahren, in welcher Weise man die Gefangenen behandelte. So elend war die Beköstigung während der Überfahrt und so nachlässig die Beaufsichtigung, daß man den Tod manches Gefangenen erst durch den entsetzlichen Geruch erfuhr, mit dem sein seit Tagen abgestorbener Körper den engen Schiffsraum verpestete, denn die Gefangenen verheimlichten solche Fälle so lange als thunlich, um die Portionen der Gestorbenen selber zu genießen. Die abgefeimtesten Schurken und besserungsfähige Sträflinge wurden zusammengekettet, so diente die lange Reise zur traurigsten Vorschule für die Arbeitszeit in der Kolonie. Hier aber geschah nichts, um die Sträflinge zu bessern. Ja eine Erleichterung der Strafe war nicht sowohl abhängig von guter Führung, als von der Arbeitsfähigkeit und Körperkraft der einzelnen, die einzigen Qualifikationen, nach welchen man bei Besetzung der Aufseherposten fragte. Was Wunder denn, wenn solche oft zu unbeschränkter Gewalt über ihre Genossen beförderten Verbrecher den unerhörtesten Mißbrauch mit ihrer Autorität trieben und die bis aufs Blut gepeinigten Arbeiter zu Exzessen hinrissen, welche ein drakonisches Gesetz dann unerbittlich mit dem

Strange bestrafte! Liest man die Berichte glaubwürdiger Zeugen, selbst der dieses System billigenden Beamten, von Aufsehern, welche von der Last des halbaufgerichteten Baumes einen Arbeiter nach dem andern hinwegriefen, bis der gewaltige Stamm die übrigbleibenden, zu schwachen Träger erdrückte, von aufreibender Arbeit bei der ungenügendsten Kost, sodaß innerhalb sechs Monaten nicht weniger als 1300 den übermäßigen Anstrengungen erlagen, von den rücksichtslosesten Eingriffen in die heiligsten Rechte des Mannes und den schwersten körperlichen Züchtigungen, wenn auch nur ein Blick sich gegen solche Despotie auflehnte, während absolut nichts für die geistige und sittliche Hebung der Verbrecher gethan wurde, so erscheint es nahezu unglaublich, daß eine solche Verwaltung unter der Regierung eines Herrschers möglich gewesen sein könne, welcher den Titel des allerchristlichsten Königs führte. Erst fünf Jahre nach Gouverneur Phillips Landung wurde eine provisorische Kirche gebaut und am 25. August 1793 eingeweiht. Der Geistliche aber, welcher für die Seelen der Verbrechergemeinde zu sorgen hatte, gehörte der anglikanischen Kirche an, obschon ein sehr großer Teil der Verbannten aus römischen Katholiken bestand, und mehr als dreißig Jahre verflossen, ehe man einem katholischen Priester gestattete, unter seinen Glaubensgenossen das Amt eines Seelsorgers zu verwalten.

Eine der fruchtbarsten Quellen verabscheuungswürdigster Verbrechen war die von Anfang an bestehende Disparität der Geschlechter, welche sich in der Folge so steigerte, daß die Zahl der Männer zu der der Frauen sich wie sechs zu eins verhielt. Das Beispiel, welches die Beamten gaben, war ein nichts weniger als gutes und verbrecherische Angriffe auf Frauen waren so häufig, daß die unglücklichen Opfer wegen der erlittenen Schmach durch eine besondere Benennung bezeichnet wurden. Freilich gehörte ja für lange Zeit fast die gesamte weibliche Bevölkerung zur recht eigentlichen Hefe der englischen Bevölkerung und anstatt bessernd und veredelnd zu wirken, war die ganze Umgebung nur dazu angethan, die sittlichen Anschauungen herabzudrücken und zu ver

gröbern. So sehr war 1806 die allgemeine Moralität gesunken, daß zwei Drittel der in diesem Jahre geborenen Kinder uneheliche waren.

Nicht am wenigsten zu dieser alle Schichten der Gesellschaft durchseuchenden Demoralisation trug die immer mehr um sich greifende Herrschaft geistiger Getränke bei. In Ermangelung baren Geldes wurde Rum der Haupttauschartikel der Kolonie. Alle Arbeit wurde damit soviel wie möglich bezahlt. Der Gouverneur erteilte an drei Herren das Monopol, Rum zu importieren und zu verkaufen und elendere und gemeinere Wirtshäuser, als sie die Kolonie von Neusüdwales in den ersten Jahrzehnten besaß, kannten selbst die verrufensten Plätze Großbritanniens nicht. Regierungsbeamte, Ansiedler, Soldaten, Freigelassene, selbst Sträflinge betrieben das schmutzige, aber einträgliche Gewerbe und die unter den bestehenden Verhältnissen sich schnell einnistende, Geist und Körper zerstörende Vorliebe für den Genuß starker, geistiger Getränke hat sich von jenen Anfängen bis auf die heutigen Tage gleich einer unheilbaren Krankheit fortgeerbt, sodaß wohl kein Land einen Konsum von Spirituosen aufweist, der nach Verhältnis der Bevölkerungsziffer dem Australiens gleichkäme.

Übrigens hatten sich nicht alle hierher Deportierten entehrender Verbrechen schuldig gemacht. Es klingt befremdend, daß zu einer Zeit, wo englische Offiziere wie englische Staatsmänner, selbst der eiserne Herzog von Wellington ihre angegriffene Ehre im Duell verteidigen zu müssen glaubten, ein Arzt wegen keines größeren Vergehens gegen die Gesetze zu der schimpflichen Strafe der Deportation nach Botany Bai verurteilt wurde. Man schickte hierher ebenso den politischen Verbrecher, welcher wie der Irländer durch die willkürlichste Mißwirtschaft zum Widerstande gegen eine ihm in ihrer Nationalität wie Religion widerwillige Regierung angestachelt war, als den Taschendieb und den Straßenräuber. Und in den ersten Jahren lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der gemeine, aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft stammende Schurke vermöge seiner größeren Körperkraft, Widerstands-

fähigkeit und Brauchbarkeit ein erträglicheres Los haben werde, als der mit geringer Schuld belastete, aber weder an Arbeit noch Entbehrungen gewöhnte Mann der besseren Klassen. Ein Unterschied wurde nicht gemacht, sodaß die Strafe in der Regel den am schwersten traf, der sie am wenigsten verdiente.

Dennoch hat die Deportation selbst unter diesen, ihr doch nicht mit Notwendigkeit anhaftenden Nachteilen das zweifache segensreiche Resultat gehabt, einmal durch Entfernung des Verbrechers den gesunden Teil der Bevölkerung vor der Gefahr der Ansteckung zu schützen, andernteils aber auch den Verbrecher selber in eine Lage zu versetzen, welche ihm nach verbüßter Strafzeit das Betreten des Pfades der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit möglich machte. Nach Neusüdwales wurden von 1787 bis 1839, in welchem Jahre die Deportation hierher aufhörte, 59 788 Sträflinge gesendet und 1850 befanden sich 38 000 von diesen entweder in geachteten Stellungen oder verdienten sich doch ihr Brot auf ehrliche Weise. Die übrigen waren zum größten Teile gestorben oder hatten die Kolonie wieder verlassen, nur 370 hatten noch ihre Strafe abzubüßen.

Von Anfang an bildete sich in den Köpfen freier Kolonisten die Vorstellung, daß Verbrecher nur hinübergeschickt würden, um den Ansiedlern als Sklaven zu dienen. Offiziere konnten über zehn Sträflinge zum Feldbau und über drei zu häuslichen Dienstleistungen verfügen und so ging es abwärts bis zum Emanzipierten, der nur einen Sträfling zum Bearbeiten seines Grund und Bodens beanspruchen durfte. Als aber der weitersehende Gouverneur Macquarie 1809 an die Spitze der Regierung trat, änderte sich die Sachlage völlig zu gunsten der Sträflinge, welche nach seiner Ansicht alle Vorteile und Ehren der Kolonie genießen sollten, wenn sie keine Verbrechen begingen und durch ihren Fleiß sich zu Unabhängigkeit und Wohlstand emporarbeiteten. Dabei sah er die Kolonie als eine Niederlassung an, in der freie Kolonisten nichts zu thun hätten. So unterstützte er den gebesserten und strebsamen Sträfling auf alle Weise,

belohnte ihn durch Ämter und sah trotz aller Vorstellungen der freien Einwohner und der Offiziere des in Sydney stationierten Regimentes und ohne sich um die Winke des Kolonialministers in London zu kümmern, solche Freigelassene, die sich durch ihre Umsicht und Thätigkeit eine angesehene Stellung erobert hatten, häufig an seiner Tafel.

Und in der That suchten die entlassenen Sträflinge solche Auszeichnung zu verdienen. Sie, die sich aufs äußerste bemühen mußten, das verlorene Zutrauen wieder zu gewinnen und auch den geringsten Schein von Unzuverlässigkeit zu meiden, übertrafen die freien Einwanderer in Unternehmungsgeist und Ausdauer oft sehr bedeutend. Von den letzteren hatte Macquarie übrigens keine sehr günstige Meinung, denn er charakterisiert die Kolonisten seiner Zeit als solche, welche deportiert worden wären und solche, welche hätten deportiert werden sollen. Leider verfiel er aber in den großen Fehler, in seinen Depeschen zu verlangen, daß soviel männliche Verbrecher wie möglich herausgeschickt werden sollten, Frauen aber sowenig wie möglich, er sah also gar nicht die aus solchem sexuellen Mißverhältnis mit Notwendigkeit resultierende Gefahr einer totalen Demoralisation.

Glücklicherweise wurden seine sonst vortrefflichen Ratschläge von dem britischen Kolonialministerium nicht unbedingt acceptiert und der Kolonie die Schrecknisse eines populus virorum erspart, aber noch im Jahre 1833 setzte sich die 60 794 starke Bevölkerung aus 44 643 Männern und aus 16 151 Frauen zusammen. Unter der Gesamtbevölkerung befanden sich 24 543 Sträflinge, wovon nur 2698 Frauen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß von den 36 251 Freien die bei weitem überwiegende Majorität früher ebenfalls zur Klasse der Verbrecher gehört hatte. In Vandiemensland, das von 1803 bis 1853 nicht weniger als 67 655 Sträflinge empfing, wovon 11 613 Frauen waren, betrug die Bevölkerung 1861 nur 85 968 Seelen; hier hatte sich aber durch eine stärkere Deportation weiblicher Verbrecher ein etwas geringeres Mißverhältnis der Geschlechter herausgestellt, denn man zählte

dort 37 892 Frauen. Allerdings hatte ein starkes Abströmen von Freigelassenen nach den Weidedistrikten und Goldfeldern Victorias nicht wenig zu dieser Annäherung zum Gleichgewicht beigetragen. Diese durch den Volksmund nicht immer mit Unrecht als „Vandemonians" bezeichneten Einwanderer waren indes gerade nicht gern gesehene Gäste, auch setzten sie sich der Gefahr aus, auf die Insel, welche ihrem Scheiden wohl keine zu schwer überwindlichen Hindernisse entgegensetzte, zu erneuerter und langwieriger Strafarbeit zurücktransportiert zu werden.

Die Ansiedelung auf Vandiemensland war begründet worden, weil man die Anhäufung von Verbrechern an einem Platze und die daraus entspringenden Gefahren vermeiden wollte. Man hatte schon früher für die Unverbesserlichsten eine Strafkolonie auf der Norfolkinsel, eine andere an der Moretonbai angelegt und auch zum King George's Sund an der Südwestküste wurde mit einem Detachement Soldaten eine Anzahl Verbrecher abgesandt, weniger allerdings, um hier eine Korrektionsanstalt zu errichten, als um durch Besetzung dieser äußersten Ecke den ganzen Kontinent als britisches Eigentum auch faktisch zu reklamieren. Die eigentliche Deportation nach Westaustralien begann aber erst, nachdem dieselbe in den übrigen Teilen Australiens aufgehört hatte.

Mit dem allmählichen Emporblühen der Kolonien hatte sich die Zahl freier Einwanderer in Australien vermehrt und diese zeigten immer weniger Neigung, den sozialen Kehricht Englands ferner aufnehmen zu wollen. Für Neusüdwales wurde die Deportation 1839 unterbrochen. Diejenigen, welche sich für eine Fortsetzung derselben aussprachen, forderten, daß mit der Transportation männlicher Verbrecher gleichzeitig die Einführung einer gleichen Anzahl von Frauen stattfinde und daß als Simultanmaßregel die Einführung einer ebenso großen Anzahl von freien Einwanderern nebenhergehe. Die Zahl der jährlich zu deportierenden Verbrecher setzte man auf 5000 fest. Im Jahre 1846 weilten noch 1500 alte unverbesserliche Sträflinge in den Gefängnissen und 13 400 befanden sich im Besitz von Entlassungsscheinen.

Aber das britische Ministerium wollte solche Verpflichtungen wie die obigen nicht eingehen und gegen eine Wiederaufnahme der Deportation unter den alten Verhältnissen sträubte sich Neusüdwales mit Hand und Fuß. Nun wurde die Klasse der Sträflinge, welche früher auf Neusüdwales und Vandiemensland verteilt worden waren, samt und sonders auf Vandiemensland geworfen und häufte sich dort furchtbar an. Die dortigen Ansiedler konnten keine genügende Beschäftigung für eine so große Zahl von Arbeitern finden und so hielt man die Verbrecher auf Pönalstationen, in einsamer Wildnis gelegenen Verbannungsörtern, wo sie in zuchthausähnlicher Abgeschlossenheit leben mußten. Dieses Pönalsystem führte einen Zustand herbei, welcher für die Fortschritte der Kolonie verhängnisvoll zu werden drohte; Abhilfe erschien dringend geboten. Nach langen Kämpfen zwischen den Kolonisten und der englischen Regierung gab letztere auch hier nach und auch für Vandiemensland hörte mit dem Jahre 1853 die Deportation auf. Einen Plan, den Gladstone als Kolonialminister gefaßt hatte, Nordaustralien durch Sträflinge zu kolonisieren, ließen seine Nachfolger im Amte unausgeführt.

Mit dem Aufgeben der Deportation versiegte aber zugleich eine nicht unbedeutende Einnahmequelle für die beiden Kolonien. Das Mutterland zahlte für den Unterhalt der Sträflinge und der nötigen Beamten, es lieferte ferner den freien Kolonisten auch die ihnen unentbehrlichen Arbeitskräfte und zwar nicht nur umsonst, es belohnte die Arbeitgeber noch außerdem für die Übernahme einer lästigen Aufgabe. Die jährlichen Kosten eines Sträflings betrugen in Neusüdwales in verschiedenen Perioden 504, 324 und 450 Mark, durchschnittlich 480 Mark. Diese Kosten bestritt das Mutterland ausschließlich. Dabei führten die Sträflinge öffentliche Bauten aus, welche, wie die Straße über die Blauen Berge und die von Hobart nach Launceston, von den Kolonisten aus eigenen Mitteln unmöglich hätten ausgeführt werden können. Der Gewinn war unverkennbar, dennoch zogen beide Kolonien es vor, diesen Gewinn zu opfern und dem

Verbrechen, soweit das möglich war, ihre Thore zu schließen. Überdies wäre nach der wenige Jahre später erfolgenden Entdeckung von Gold die Deportation nichts weniger als eine Strafe gewesen.

In andern Teilen Australiens war man sich der Vorteile, welche aus der Deportation erwuchsen, wohl bewußt, aber in Südaustralien verschmähte man dieselben und in Westaustralien entschloß man sich erst dann dazu, als alle Versuche, die Ansiedelung am Schwanenfluß aus eigener Kraft vor dem Zusammenbruch zu bewahren, hoffnungslos scheiterten. Die Gründer hatten sich um ein Privilegium bemüht, welches die Kolonie vor der Einführung von Sträflingen schützte, und es war ihnen bewilligt worden. Jetzt, nachdem das ganze übrige Australien energischen Protest gegen eine fernere Zufuhr verbrecherischer Existenzen eingelegt hatte, bewarb man sich um das früher Verachtete wie um eine Gunst. Sie wurde gern gewährt; und so empfing die Kolonie von 1849 bis 1860 über 9700 Sträflinge und zwar ausschließlich Männer, ein Zeichen, daß man hier ebensowenig wie in England die Gefahren erkannte, die man dadurch notwendig schaffen mußte. Auch hier erwiesen sich die Sträflinge als Arbeiter nützlich und sie halfen außerdem die Einkünfte der kleinen Kolonie schwellen, denn die englische Regierung zahlte 840 Mark jährlich für den Unterhalt jedes Verbrechers. Allein die Fortsetzung des Systems wurde durch den Widerstand der übrigen Kolonien unmöglich. Obschon man durch strenge Paßverordnungen, sonst in Australien ebensowenig üblich wie in England, das Entweichen von Verbrechern oder die Übersiedelung von Freigelassenen nach dem übrigen Australien zu hindern suchte und, da dies ja nur auf dem Seewege möglich war, diese Absicht auch wohl erreichte, so sahen doch Südaustralien und Victoria eine beständige Gefahr in dem Bestehen der Sträflingskolonie und die britische Regierung hob endlich 1868 die Deportation für Westaustralien und damit für den ganzen Kontinent für immer auf. So waren denn von dem Jahre der Gründung der

ersten Ansiedelung 1788 bis 1868 nicht weniger als 137161 Sträflinge und zwar 116 842 Männer und 20 319 Frauen, nach Neusüdwales, Vandiemensland und Westaustralien deportiert worden. Es ist nicht zu verwundern, daß diese drei Kolonien und zwar in der umgekehrten Ordnung, in welcher wir sie eben aufführten, allen übrigen australischen Kolonien nach der Zahl der in ihrem Bereich verübten Verbrechen unvorteilhaft voranstehen.

Und wenn die Sicherheit der Zustände sich auch heute nicht mit den in England herrschenden messen kann, wenn das Verhältnis der Verbrechen sich in Australien wie acht gegen die fünf des Mutterlandes stellt, so müssen wir schon ein solches Ergebnis als höchst erfreulich und überraschend gelten lassen, zumal wenn wir bedenken, daß auch die freie Einwanderung nicht wenige problematische Elemente in sich schloß und die Schranken, welche in der Heimat Gesellschaft und Verwandtschaft zog, auf dem neuen Boden für den Fremdling fortfielen. In der That waren es gerade freigelassene Verbrecher, welche sich durch die Rechtlichkeit ihres Benehmens hervorthaten; sie gerade hatten ein ganz besonderes Interesse daran, auch den Schein der Unzuverlässigkeit von sich fern zu halten. Darum bevorzugte auch der kaufmännische Kredit diese Klasse der Gesellschaft für lange Zeit. Die Nachkommen jener ersten Generation von Missethätern, welche im Jahre 1788 nach der Antipodenkolonie verbannt waren, hatten nicht mehr den Vergleich mit den redlichsten freien Einwanderern zu scheuen. Die Deportation nach Australien lieferte den Beweis, wie „die für unbrauchbar gehaltenen Granitmassen verbrecherischer Bestandteile so weit verwittern können, daß eine reife Kultur auf ihnen Wurzel schlägt."

Allein es wäre ungereimt, anzunehmen, daß eine Versetzung aus den alten in neue Umgebungen, eine Losreißung aus verbrecherischen Assoziationen und eine Eröffnung gesetzmäßiger Bahnen für alle zum genügenden Anlaß hätte werden können, ein neues, reines Blatt in dem Buche ihres Lebens aufzuschlagen, um auf ihm die Thaten eines gebesserten Menschen zu verzeichnen.

Fig. 33.

Ein Polizist im Kampf mit Buschräubern.

Das coelum non animam mutant, qui trans mare currunt des römischen Dichters hat auch in Australien seine Gültigkeit für die menschliche Natur bewährt. Von den ersten Anfängen bis auf unsere Tage ist die Geschichte Australiens voll gewesen von den verbrecherischen Thaten solcher, welche teils auf eigene Faust, teils in Banden vereint den ordnungliebenden Teil der Bevölkerung brandschatzten und selbst vor einem Morde nicht zurückschreckten. Zur rechten, gewinnbringenden Blüte gelangte dieses Räuberunwesen erst, als die Goldentdeckungen den Kolonisten ein leichtverwertbares, nicht zu umfangreiches und der Identificierung sich entziehendes Wertobjekt in die Hände gaben. Die alten, nur aus mangelnder Anregung eingeschlummerten Instinkte des deportierten Straßenräubers erwachten und teilten sich schnell einer jüngeren Generation mit, welche in solcher Beschäftigung weit eher Ruhm als Schande zu ernten erhoffte. Und in der That haben sich die Sympathien eines sehr großen, namentlich des irischen Teiles der australischen Bevölkerung ganz besonders den zahlreichen Rittern von der Straße zugewendet, solange diese ihren Revolver nur auf die Brust der Reichen setzten. Und aus solchen weitverbreiteten Sympathien ist es allein erklärlich, wenn diese in englisch-australischer Sprache als Bushranger bezeichneten Räuber zur rechten Zeit auf ihre Beute niederstoßen und den Nachstellungen der Polizei lange mit Erfolg entgehen konnten. Erst in den letzten Jahren hat man zwei Banden, welche aus den unwegsamen, dichtbewaldeten Gebirgsgegenden des östlichen Victoria heraus ihre Streifzüge über weite Striche auch der Nachbarkolonie machten, glücklich aufgehoben, aber nicht, bevor eine Anzahl von Banken und Privatpersonen um große Summen beraubt und mancher Tropfen Blut vergossen worden war. Diejenigen aber, welche die blutbefleckten Banditen in die Hände der Polizei lieferten, hielten es für besser, mit der Belohnung, welche die Regierungen wie die Banken von Victoria und Neusüdwales ausgesetzt hatten, ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen, um dem Zorn der Bewunderer jener Räuber zu entgehen. Gerade in

den letzten zwanzig Jahren ist es fast ausnahmslos die Regel gewesen, daß, sobald einer jener Schurken vor den Schranken des Gerichts erschien, um sein wohlverdientes Urteil zu empfangen, ellenlange Petitionen aus den verschiedensten Teilen des Landes einliefen, um den Gouverneur zu bestimmen, die Prärogative der Gnade zu üben und dem Galgen seine ihm von Rechts wegen zukommende Last zu entziehen. Solche Glorie schien dem jungen Australier um das Haupt eines Bushrangers zu schweben, daß Angehörige guter Familien es für rühmlichen Sport hielten, mit geschwärzten Gesichtern Wegelagerer zu spielen, bis Zwangsjacke und Zuchthaus die Thoren ernüchterte und dem gefährlichen Treiben ein Ende machte.

Dennoch können heute, wie es Holtzendorff ausspricht, die Erben eines anfangs aus Verbrechern gebildeten Gemeinwesens den Vergleich kühn aufnehmen mit den Abkömmlingen jener Puritaner, deren Sittenstrenge den Weg über das Meer einschlug, um nicht Zeuge der lockeren Sitten zu sein, welche in den höchsten Schichten der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts herrschend waren. Die australischen Deportationen beweisen den unberechenbaren Einfluß, welchen die staatswirtschaftlichen Verhältnisse auf den Zustand öffentlicher Gesittung ausüben. Heute gehört die Zeit der Verbrecher, wie im alten Rom, schon fast zur Legende, an die wenig Dinge mehr erinnern.

Blickt man auf die ersten Jahrzehnte zurück, in welchen sich die neue Ansiedelung durch die größten Schwierigkeiten hindurchzuarbeiten hatte, so muß man erstaunen über die Planlosigkeit, mit der man bei der Auswahl der Sträflinge verfuhr, über den Mangel an Interesse, den man in England zeigte, sodaß die Kolonie mehrmals in die drohendste Gefahr kam, durch Hungersnot ihren Abschluß zu finden, über die beispiellos willkürliche und oft korrupte Verwaltung, welche nur zu oft der naturgemäßen Entwickelung des jungen Gemeinwesens entgegenarbeitete, aber man kann auch die Geschichte jener Zeit nicht lesen, ohne von aufrichtigster Bewunderung erfüllt zu werden für den kühnen Wage-

mut und die zähe Arbeitskraft einer Handvoll von Männern, welche, alle entgegenstehenden Hindernisse überwindend, schließlich dennoch das vorgesteckte Ziel erreichten.

Ohne die billige Sträflingsarbeit wäre die glückliche Entwickelung der Kolonie zu jener Zeit und von dem Platze aus, an welchem man sie gründete, freilich eine Unmöglichkeit gewesen. Die Gestade in der Umgebung von Port Jackson sind von der Natur keineswegs verschwenderisch ausgestattet und sie befinden sich auch jetzt noch in kurzer Entfernung von der See in dem primitiven Zustand tiefster Unkultur. Hartes und unschönes Gestrüpp bedeckt überall den ärmlichen Boden. Wenige Meilen vom Gestade erhebt sich jäh eine steile Felswand, welche den Kolonisten lange Zeit unüberschreitbar schien. So war man denn auf einen schmalen Streifen Landes beschränkt, welches, obschon von mächtigen Eukalypten bestanden, aber auch gerade darum der Kultur so widerstrebend, wenig Aussicht gewährte, etwaige darauf gewandte Mühen zu lohnen. Wie schwierig es war, anfangs den Lebensunterhalt in dieser Region zu gewinnen, beweist ein Akt Phillips in seinem letzten Regierungsjahre. Damals verlieh er einem Ansiedler 140 Morgen Land als Belohnung dafür, daß er als der erste Kolonist auf einer Farm, welche er fünfzehn Monate im Besitz gehabt hatte, sich allein ernähren zu können und der Unterstützung von Seiten des Gouverneurs nicht mehr zu bedürfen erklärte.

Solche Unterstützung der Regierung wurde jedem freien oder emanzipierten Ansiedler in ausgedehntester Weise zu teil. Man schenkte ihm das Land, baute ihm auf öffentliche Kosten eine Hütte auf seiner Farm, ernährte und kleidete ihn achtzehn Monate lang, versah ihn mit Korn zur Aussaat, mit dem nötigen Vieh und Ackergerät; er durfte ferner über so viele Verbrecher verfügen, als er kleiden, speisen und beschäftigen konnte. Und dennoch herrschte noch fünf Jahre nach der Gründung und trotz wiederholter Verproviantierung durch englische Schiffssendungen ein entsetzlicher Nahrungsmangel, welcher aus der kleinen Bevölkerung nicht weniger als 585 Menschen dahinraffte.

Die unentgeltliche Verteilung des Bodens hörte 1831 auf und damit änderte sich sofort der Charakter der freien Einwanderung. An die Stelle von Familienvätern, welche, im Besitz von einem Kapital zwischen 50 und 500 Pfund Sterling, den Wunsch hatten, auf ihrem eigenen Grund und Boden zu leben, traten nun Arbeiter, meist unverheiratete Männer, solche, wie sie die Weidebesitzer für ihre, sich schnell vermehrenden und ausbreitenden Herden bedurften. Denn Viehzucht war sowohl in Neusüdwales als in Tasmanien für geraume Zeit die einzige bedeutende Beschäftigung. In Südaustralien freilich, das nach andern Grundsätzen kolonisiert wurde, bevorzugte man verheiratete Leute mit Familien, dort wurde auch zuerst Ackerbau in ausgedehnterem Maße betrieben. Gegen die ernsten sozialen und moralischen Gebrechen, welche eine Einführung so vieler Männer als dauernde Maßregel haben mußte, verschloß man die Augen. Das Ideal eines Einwanderers war dem begüterten Squatter immer ein Mann aus irgend einem ländlichen Bezirk, nicht über vierzig Jahre alt, demütig, unwissend und kräftig. Und zu dieser Klasse gehörten für lange Jahre die Einwanderer, welche man auf Kosten der Kolonien selber zu importieren anfing.

Die Goldentdeckungen schufen hierin wie in vielem andern eine völlige Wandlung. Leute aller Stände und aller Länder strömten zu dem neuen Eldorado. Zunächst kamen die Engländer, Iren und Schotten, die Deutschen, Amerikaner und Franzosen ꝛc. allerdings, um Gold zu graben, allein sehr bald stellte es sich heraus, daß es vielleicht vorteilhafter, jedenfalls sicherer war, für die Bedürfnisse der enorm anschwellenden Menschenmenge zu sorgen. Handwerker und Händler fanden ein ergiebiges Feld für ihre Operationen. Der Landbau selber empfing einen neuen Stimulus und auch die Viehzüchter empfanden durch die auf das Zehnfache steigenden Fleischpreise etwas von den allgemeinen Vorteilen, obschon die Wolle auf den Rücken ihrer Schafe vielleicht ungeschoren blieb.

Die Auswanderung nach der australischen Kolonie betrug

1838: 14 021 Seelen, stieg bis 1841 auf 32 625 Seelen, fiel dann bis 1845 wieder auf 830 und wuchs plötzlich in enorm steigenden Verhältnissen bis 1852 auf 87 881 Seelen, wovon der Löwenanteil von 63 719 auf die Goldkolonie Victoria fiel, und erhielt sich für eine Reihe von sechs Jahren auf einer annähernd gleichen Höhe. Mancher verließ freilich wiederum das Land, sei es daß er mit glücklichem Funde in die Heimat zurückkehrte, sei es daß er nach vergeblichem harten Mühen an die Fleischtöpfe des Vaterlandes dachte, allein die Mehrzahl blieb, und war auch viel wenig brauchbares Material unter dieser Flut von Einwanderern, hier, wo Hände überall fehlten, fand sich immer eine nutzbringende Beschäftigung, wäre es auch nur die leichte eines Schäfers oder eines Kochs gewesen. Von 1825 bis Ende 1879 empfing der australische Kontinent nebst Tasmanien 1 064 034 Einwanderer, ohne die aus nichtenglischen Häfen abgehenden.

Die Physiognomie der Bevölkerung ist durchaus eine englische, die wenigen fremden Zuthaten können wohl lokalen Verhältnissen ein besonderes Gepräge aufdrücken, der allgemeine Charakter wird dadurch kaum affiziert. Nach der letzten Zählung vom 3. April 1881 war der Stand der Bevölkerung auf dem Australkontinent 2 148 516 Seelen, wovon wohl kaum 150 000 andern Nationalitäten angehören dürften. Von Nichtengländern schätzen wir die Deutschen auf 70—80 000, die Chinesen auf 40 000, die Polynesier auf 5—6000, die übrigen Nationalitäten: Europäer, Amerikaner, Asiaten und Afrikaner sind in zahlreiche kleine Fragmente zerstückelt. Bisher haben wir auch weder Chinesen noch Polynesier als bleibende Faktoren bei der Bevölkerung Australiens ansehen können. Als eigentliche Kolonisten dürfen wir sie schwerlich betrachten.

Es bleiben also nach Abrechnung aller nichtenglischen Elemente mindestens 95 Prozent für die ehemaligen Bewohner britischer Inseln und ihrer Nachkommen auf australischem Lande, die letzteren schon nahezu die Hälfte der gesamten Bevölkerung ausmachend und bei der abnehmenden Einwanderung und dem

außerordentlich starken Zuwachs durch Geburten in erstaunlicher Weise sich mehrend. Seit einer Reihe von Jahren konnten in Australien Prozentsätze beobachtet werden, welche weit über das Doppelte des in europäischen Ländern Erreichten hinausgehen. Gewahrten wir in dem Zeitraum von 1853 bis 1875 einen durchschnittlichen jährlichen Geburtenüberschuß für Preußen von 40, für England, Dänemark und Schweden von 57 Prozent, so haben wir in den australischen Kolonien mit ganz andern Sätzen zu rechnen: in Tasmanien 78, in Westaustralien und Queensland 99, in Victoria 101, in Südaustralien 134 und in Neusüdwales 136 Prozent.

Leider ist das australische Klima für zarte Kinderkonstitutionen nicht ohne Gefahr. Es sind die im Sommer herrschenden heißen Winde, welche mit den sich dann einstellenden katarrhalischen Affectionen des Unterleibes nahezu die Hälfte aller der im ersten Lebensjahre sterbenden Kinder hinwegraffen. In dieser Periode ist die Sterblichkeit eine verhältnismäßig sehr große. Mit Recht werden wir in Erstaunen versetzt, wenn wir gewahren, daß Melbourne mit meist breiten, offenen Straßen, großen, wohlangelegten Squares, noch im Bereich der Seebrise gelegen, dessen Bevölkerung sich nach englisch-australischer Sitte in kleineren und größeren, von Gärten umringten Landhäusern über ein weites, leichtgewelltes Terrain verbreitet, also die besten gesundheitlichen Verhältnisse bieten sollte, eine größere Kindersterblichkeit zeigt als Portsmouth, Plymouth, Bristol oder sogar London. Die sich über die letzten zehn Jahre erstreckenden Beobachtungen liefern uns aber leider den Beweis, daß in der englischen Riesenstadt mit ihren unabänderlichen Nachteilen nur 16,1 Prozent, in der Hauptstadt Victorias aber 16,88 Prozent aller Kinder im Alter von weniger als einem Jahre starben. Noch gefährlicher für die Säuglinge erscheint das Klima von Südaustralien.

Ist aber der Körper widerstandsfähiger geworden gegen äußere Einflüsse, so erweist sich die milde und trockene australische Luft dem Gedeihen des heranwachsenden Geschlechtes ebenso günstig

wie der Verlängerung des Lebens der in die Kolonien Eingewanderten. Ist doch die Zahl derer, welche das achtzigste Lebensjahr überschreiten, eine verhältnismäßig sehr große, und sehen wir doch in der Totenliste so manchen, welcher bis über hundert hinausgelangt ist. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß nicht wenige der nach Australien Ausgewanderten und dort Gealterten in die Heimat zurückkehren, um dort ihre Tage zu beschließen.

Einer völligen Immunität von den Übeln, welche dem menschlichen Organismus anhaften, erfreut sich Australien aber ebensowenig wie irgend ein andrer Teil unserer Erde. Lange meinte man, daß Schwindsucht eine Krankheit sei, welche in den australischen Kolonien niemals entstehe, wie dieselben vortreffliche klimatische Kurorte seien für alle, an welche sie sich in andern Ländern geheftet habe. Leider haben genauere Beobachtungen diese Theorie vollständig zerstört, die so wenig auf Thatsachen beruht, daß von den 1879 in Victoria diesem Leiden Erlegenen nicht weniger als 97,2 Prozent den Keim dazu in der Kolonie selber gelegt hatten. Am verderblichsten tritt diese Krankheit unter den Eingebornen auf. So berichtet der Vorstand für die Versorgung der Ureinwohner Victorias, daß Schwindsucht die Haupturſache der Todesfälle unter den Schwarzen ist; so behauptet Richard Bennet, daß auch in Centralaustralien neun Zehntel aller Eingebornen an diesem Übel sterben. Unter den polynesischen Arbeitern in Queensland tritt die Schwindsucht in kaum minder tödlicher Weise auf. Dennoch sind Todesfälle, als Folgen dieser Krankheit, weit weniger zahlreich als in dem alten Europa.

Unter der jüngeren Generation haben Scharlachfieber, Diphtheritis, Stickhusten und Masern in manchen Jahren große und schmerzliche Opfer gefordert. Und wenig erfreulich, zugleich auch Bedenken erregend für ein gesundes, natürliches Wachstum ist die hohe Zahl der Mütter, welche ihren Tod im Wochenbette fanden. Allein bei alledem ist Australien so glücklich gestellt, daß bei Todesfällen das Verhältnis zu England, welches nach 25jähriger Beobachtung jetzt wie 1667 zu 2228 pro Hundert-

tausend der Bevölkerung steht, sich noch weit günstiger gestalten würde, beanspruchte die Rubrik „gewaltsamer Tod“ nicht einen so bedeutenden Anteil. Gegenwärtig noch fast doppelt so hoch als in England, ist die Zahl solcher Fälle aber im stetigem Abnehmen und wird bei geordneteren Verhältnissen sich ohne Zweifel stetig verringern.

Noch mehr zum Vorteil Australiens würde ein Vergleich mit Europa sicherlich ausfallen, wollte die Bevölkerung der Kolonien ihre Lebensweise mehr den herrschenden klimatischen Verhältnissen anpassen. Der außerordentlich starke Fleischkonsum, der enorme Verbrauch von Spirituosen und noch dazu von solchen der allerschlimmsten Art ist ein in hohem Grade Befremden erregender und müßte noch weit unheilvoller wirken, käme nicht das so wenig unterbrochene Leben in frischer Luft als Korrektiv mildernd zu Hilfe. Hoffnungerweckend für die Zukunft des fünften Weltteils ist es, daß die im Lande geborene und heranwachsende Generation weit weniger Neigung zu Exzessen im Genusse von Speisen und Getränken zeigt als die aus Europa Eingewanderten.

So wird das Übergewicht der eigentlichen Australier immer stärker; schon bilden sie nahezu dreiviertel der gesamten Bevölkerung. Und dieses Wachsen wird in gesteigerten Proportionen zunehmen, denn noch besteht ein unverhältnismäßig großer Teil der Australier aus Personen sehr jugendlichen Alters. Dabei nimmt die Einwanderung aus Europa ab. So fortwährend erstarkend und sich erweiternd, dabei weniger durch fremde Eingriffe gestört, bildet sich mehr und mehr ein Nationalitäten-Typus heraus, welcher freilich den Stempel britischer Paternität stets auf der Stirn tragen, dennoch aber, den Einflüssen des Landes und des Klimas ausgesetzt, sich in der Folge nicht weniger von demselben unterscheiden wird, als es jetzt der amerikanische thut. Die Blutmischung mit andern Nationalitäten wird freilich auf dem Australkontinente keinen so bedeutenden Einfluß erlangen als in der Union, wo neben den Angelsachsen die Deutschen und die Neger

zwei so hervorragende Elemente in der Zusammensetzung der Bevölkerung bilden.

Welche Form dieser Typus annehmen wird, läßt sich schon jetzt an der jungen Generation erkennen. Die Gestalten erscheinen zwar immer noch recht kräftig, wie man es von den Nachkommen zumeist auserlesener Einwanderer erwarten mag, aber sie sind schlanker und die frische, englische Gesichtsfarbe geht mehr und mehr verloren. Dabei ist der Charakter fröhlicher, heiterer; von dem kühlen Berechnen des Amerikaners findet sich weniger. Zugleich bildet sich auch eine besondere Spielart der englischen Sprache, welche in den vokalischen Lauten schon erheblich von der Muttersprache abweicht, dieselbe auch mit mancher neuen, nicht immer schönen Zugabe bereichert hat. Dennoch wünscht der Australier keineswegs, sich von Altengland zu entfernen, wie es der Amerikaner thut.

Denn die Lebensformen sind durchaus solche, wie sie der Brite in seiner kühlen und feuchten Inselheimat gewöhnt war. Kaum daß er durch den Bau von Verandas an seinen Häusern, durch Adoption indischer Korkhelme und leichter Sommerkleider eine Konzession an das Klima macht. Mit der ungestörten Ruhe gewissenstreuer Märtyrer legen Richter und Advokaten an den heißesten Sommertagen die schweren Perücken an, welche von dem Amte unzertrennlich scheinen, und der schwarze Anzug mit der unschönen hohen Kopfbedeckung erfreut sich in Australien einer fast noch größeren Beliebtheit als in Europa. Mit einem Konservatismus, wie er nur den Briten eigen ist, hängt der Einwanderer an den alten Gewohnheiten, für welche ihm ja auch das neue Land nicht, wie in Indien, irgendein Substitut zu gewähren vermochte. Daher ist das australische Leben mit allen Vorzügen und allen Fehlern ein fast bis ins kleinste Detail getreues Abbild britischer Gewohnheiten, ein Beweis für die feste Anhänglichkeit seiner Bewohner an das alte Stammland, das immer noch bei ihnen als Home, als die Heimat gilt. Going **home** nennt die Fahrt nach den britischen Gestaden nicht nur

der Mann, welcher als Knabe oder als Jüngling seinen englischen Geburtsort verließ, auch dem gebornen Australier ist dieser Ausdruck geläufig, damit deutlich die Zugehörigkeit zu dem Lande seiner Väter bekundend. Welche hohe politische und wirtschaftliche Bedeutung liegt aber nicht für das industrielle England in diesem zähen Festhalten seiner Kolonien an britischem Brauch und britischer Sitte!

Die Bevölkerung Australiens besteht zum Teil aus dem besten Blut Altenglands, wie auch Deutschland so manchen in diesen Weltteil hat gehen lassen, der eine Zierde seines Vaterlandes hätte sein können. Und so hat sich denn hier, wo man schon weniger begierig nach Besitz ringt, als in dem Lande des allmächtigen Dollars, frühzeitig ein Streben bekundet, den geistigen Interessen die gebührende Rechnung zu tragen. Neben dem ernstlichen Wunsche nach Verbesserung des Schulwesens und der freigebigen Unterstützung der höheren Lehranstalten durch reiche Privatleute haben sich in fast allen Kolonien seit geraumer Zeit Gesellschaften gebildet, deren Programm die Pflege und Unterstützung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft und die Verbreitung des Wissens unter ihren Mitgliedern ist. Ihre Publikationen enthalten manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Landes. Die älteste dieser Gesellschaften ist die Royal Society in Neusüdwales. Am gründlichsten vielleicht von allen Wissenszweigen wird in Australien die Botanik gepflegt durch solche Männer wie unsere Landsleute Baron von Müller in Melbourne und Richard Schomburgk in Adelaide sowie durch die Direktoren der Botanischen Gärten in Sydney und Brisbane: Moore und Bailey. Unter den Museen, welche in den größeren Städten meist aus staatlichen, zuweilen auch aus städtischen Mitteln erhalten werden, sind die von Melbourne und Sydney bedeutend durch ihre geologischen, mineralogischen und zoologischen Sammlungen. Die Sorge für diese Institute ist Männern von umfassendem Wissen übertragen.

Astronomie und Meteorologie werden keineswegs vernach-

läſſigt. In Melbourne, Sydney und Adelaide werden Obſervatorien durch die betreffenden Regierungen unterhalten, welche mit allem Apparat zu wiſſenſchaftlicher Beobachtung und Forſchung ausgerüſtet ſind; Brisbane beſitzt wenigſtens ein kleineres Inſtitut. Die Sternwarten von Melbourne und Sydney ſind mit Inſtrumenten verſehen, welche bei wenigen andern ähnlichen Anſtalten in größerer Vollkommenheit zu finden ſind; ſo beſitzt Melbourne eine Rieſenteleſkop mit einer Öffnung von vier Fuß. Zwiſchen Melbourne, Sydney und Adelaide beſteht ſchon ſeit Jahren ein täglicher telegraphiſcher Austauſch meteorologiſcher Beobachtungen, welche in Sydney durch eine Wetterkarte, in Melbourne durch ein Wetterbulletin und in Adelaide durch eine Kombination beider Syſteme veröffentlicht werden. Kürzlich hat ſich auch Weſtauſtralien angeſchloſſen, ſodaß man in allen angeſiedelten Teilen Auſtraliens täglich über den Stand des Wetters in den verſchiedenſten Strichen des Kontinents unterrichtet wird.

Über 500 Zeitungen erſcheinen in den verſchiedenen Kolonien außer Magazinen und andern kleineren Publikationen, und die großen Tagesblätter der Hauptſtädte halten in Form und Inhalt den Vergleich wohl mit den beſſeren Produktionen der engliſchen Preſſe aus und ſtehen weit über ſo vielen journaliſtiſchen Leiſtungen der Vereinigten Staaten, denen Auſtralien in dieſer Richtung nachzuſtreben glücklicherweiſe durchaus nicht gewillt iſt. In der Intenſität ſeines Briefverkehrs wird der Weltteil nur von Nordamerika übertroffen, aber kein Land der Erde, auch die Union nicht, hat eine ſo außerordentliche Thätigkeit im Eiſenbahnbau entwickelt, ſodaß in Queensland auf 10 000 Einwohner nicht weniger als 43 Kilometer Eiſenbahnen entfallen, während wir auf dieſelbe Zahl in Nordamerika nur 30, in unſerm Deutſchland nur etwas über 7 Kilometer rechnen. Die Leiſtungsfähigkeit der auſtraliſchen Handelsmarine rangiert gleich hinter der Öſterreichs und erreicht letztere nahezu. Welche Errungenſchaften in ſo kurzer Zeit, die uns zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen!

Die Deutschen.

Die Zahl unserer Landsleute, welche im fünften Weltteil ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, ist nicht groß. Sie wird 80 000 sicherlich nicht übersteigen und Australien zählt mit Tasmanien jetzt mehr als zwei und eine halbe Million Einwohner. Dennoch sind die Deutschen unter den nichtenglischen Nationalitäten weitaus die zahlreichsten und ihre Bedeutung für das wirtschaftliche Gedeihen des Landes geht weit über die Bevölkerungsziffer hinaus.

Als sich Deutsche zuerst zu der weiten Reise über den Ozean nach dem fernen und kaum gekannten Lande entschlossen, hatte sich aus der kleinen Sträflingskolonie am Port Jackson schon eine Anzahl von größeren Gemeinwesen herausgearbeitet. Einzelne deutsche Landeskinder waren ja schon früh hierher gezogen. Wir dürften den ersten Gouverneur und Begründer von Neusüdwales als Landsmann reklamieren, denn Phillip war ein geborner Frankfurter. Noch andere könnten aufgeführt werden, welche gleich ihm im Dienste der englischen Regierung kamen. Aber von Gesellschaften deutscher Auswanderer hören wir nichts, nicht einmal von ganzen Familien bis zum Jahre 1837, wo Winzer aus Hattenheim im Rheingau mit Weib und Kind nach Neusüdwales übersiedelten und dort die ersten Weinpflanzungen anlegten. Aber im größerem Maßstabe fand eine deutsche Auswanderung nach Australien erst 1838 statt.

Die Kolonie Südaustralien war gegründet worden durch eine englische Gesellschaft, an deren Spitze George Fife Angas stand, ein Mann, welcher durch seine Verbindung mit einer Deutschen deren Landsleute kennen und schätzen gelernt hatte. Er wußte, welchen Wert solche Kolonisten für seine neue Schöpfung haben mußten und er suchte sie für sich zu gewinnen, denn

die großen, von ihm erworbenen Ländereien bedurften fleißiger Hände, um sie zu nutzbringenden, fruchtbaren Gefilden umzugestalten. Seine Anerbietungen fanden willige Aufnahme.

Zu jener Zeit war die protestantische Bevölkerung Preußens durch die Gewaltschritte der geistlichen Behörde in zwei feindliche Lager gespalten. Die einen, und zwar die größere Hälfte, hatten die von Friedrich Wilhelm III oktroyierte Union und Agende acceptiert, die andern bezeichneten eine solche Annahme als schmählichen Verrat am protestantischen Glauben. Nicht wenige von diesen letzteren wurden durch die Verfolgungen, die man ihnen keineswegs ersparte, ins Ausland getrieben, oder richteten verlangend die Blicke nach duldsameren Gebieten jenseits des Meeres. Auch der Pastor Kavel zu Klemzig in der Uckermark fühlte sich mit seiner Gemeinde in der freien Ausübung alter und liebgewordener, ehrwürdiger Formen behindert und gern folgten sie der Einladung des Herrn Angas, der, selbst ein Dissenter, allen durch die Staatskirche bedrückten Protestanten die lebhaftesten Sympathien entgegenbrachte. Angas bot ihnen ein Heim in der kürzlich gegründeten Kolonie und, ihr Vaterland 1838 verlassend, erbauten sie unweit der jungen Hauptstadt Adelaide am Fuße des Mount Lofty ein neues Klemzig.

Diese erste deutsche Niederlassung auf australischem Boden ist ein kleines unscheinbares Dorf geblieben, weil es ihr an Raum, sich auszudehnen, gebrach, aber die schnell folgenden Nachschübe gründeten eine Reihe von Ortschaften, von denen einige zu ziemlicher Bedeutung herangewachsen sind. So entstand Hahndorf am östlichen Abhang der Mount Lofty-Kette, nicht weit davon im Thale des oberen Onkaparinga Grünthal und Lobethal, so entstanden am Fuße des Kaiserstuhls, des höchsten Gipfels der Barossakette, Bethanien und Langmeil, so die nach dem eifrigen und freigebigen Förderer australischer Kolonisation benannten Angaspark und Angaston.

Alle diese anfänglich rein deutschen, jetzt aber schon teilweise mit englischen Elementen durchsetzten Gemeinwesen wurden vor-

nehmlich zusammengehalten durch den tiefernsten, religiösen Sinn, welcher diese Männer und Frauen zum Wanderstabe greifen hieß. Ganz andere Motive waren es aber, welche zu späterer Einwanderung Veranlassung gaben. Es war nicht mehr der Wunsch, nach eigener Façon selig zu werden, welcher den Deutschen von der Scholle losriß, nun trieb das Streben nach Verbesserung der materiellen Lage, die Unzufriedenheit mit der herrschenden politischen Strömung unsere Landsleute über das Meer.

Geschlossene Gesellschaften verließen Bremen unter Eduard Delius und Berlin unter Führung des Dr. Karl Mücke in der ausgesprochenen Absicht, auf australischem Boden zusammenzustehen. Sie hielten dies Versprechen ebensowenig wie andere größere und kleinere Vereinigungen, welche ihnen folgten; sie alle zerstreuten sich über das Land und büßten inmitten einer englischredenden Bevölkerung sehr oft ihre eigene Nationalität ein. Dieses Aufgeben des Deutschtums ist, auch wo Deutsche in größerer Stärke unter Engländern zusammenwohnen, in der zweiten Generation fast immer die Regel; auf dem Lande aber, wo deutsche Landsleute ihre aus eigenen Mitteln errichteten Schulen selbständig unterhalten, wo die Glocken deutscher Kirchen allsonntäglich die Gemeindeglieder zu deutschem Gottesdienst versammeln, da ist Sprache und Sitte noch heute echtdeutsch und wird es noch für lange Zeit verbleiben.

Deutsche Dörfer und einzelne deutsche Gehöfte finden wir in allen angesiedelten Distrikten der Kolonie; wo immer der Pflug seine Kulturarbeit auf dem jungfräulichen Boden verrichtet, da sind wir sicher, auch den Deutschen zu treffen. So breiten sich deutsche Niederlassungen inmitten britischer Townships von der südöstlichen, an Victoria stoßenden Ecke bis westlich zur Yorke und Eyria Halbinsel; deutsche Missionare tragen mit deutschen Gehilfen deutsche Kultur unter die Eingebornen am Cooper Creek und bis zur Macdonnellkette, recht im Herzen des Kontinents.

Deutsche Namen begegnen uns überall auf der Karte Süd-

Fig. 34.

Das deutsche Klubhaus in Adelaide.

australiens: hier klingen Erinnerungen an verlassene Heimatsdörfer in solchen wie Karlsruhe, Blumberg, Rosenthal und Lobethal heraus, dort hat die stolze Freude an den Kämpfen und Kämpen der deutschen Nation neugegründete Ortschaften als Sedan und Bismarck getauft, andere wie Emmaus, Bethel, Sichem und Nain beweisen den noch nicht ausgestorbenen kirchlichen Sinn ihrer Erbauer. Es sind dies meist kleine Gemeinwesen, die Häuser nach Art australischer Ansiedelungen über eine weite Fläche verstreut; nur an zwei Punkten schließen sich unsere Landsleute zu bedeutenderen Gruppen zusammen.

In der jetzt mit den Vorstädten mehr als 60 000 Einwohner zählenden Hauptstadt Adelaide wohnen gegen 5000 Deutsche aller Stände: Gärtner, Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Beamte, Gelehrte. Hier hat deutscher Geselligkeitstrieb eine Reihe von Vereinen gegründet: Gesangvereine, Bildungsvereine, Turnvereine, Krankenkassen ꝛc., die einen auf geistige Bildung und Hebung, die andern auf materielles Gedeihen hinstrebend. Obenan unter allen steht der deutsche Klub, welcher sämtliche hervorragende Deutsche zu seinen Mitgliedern zählt und sich vor wenigen Jahren in einer der besten Straßen der Stadt ein eigenes, schönes Vereinshaus errichtet hat.

Fast rein deutsch ist aber das am Fuße der Barossakette, mitten inne zwischen jenen beiden strenglutherischen Dörfern: Langmeil und Bethanien gelegene, den Namen der Urbewohner führende Tanunda, das Centrum einer, in zahlreichen, im weiten Kreise umherliegenden Ortschaften angesessenen, deutschen Bevölkerung, in welche sich nur vereinzelte britische Bestandteile hineingedrängt haben. Wenngleich die Gebäude mit ihren abgeflachten Dächern und weitvorspringenden Verandas das Abweichen von dem Einheimischen und das Anpassen an die vorgefundenen klimatischen Verhältnisse anzeigen, so ist doch bei den Bewohnern noch alles deutsch geblieben. Selten vernimmt man in den Straßen des Städtchens andere Laute als die der alten Heimat, vielleicht entstellt durch einige englisch-australische Zuthaten, die fremdartig

und unverständlich an des Neuangekommenen Ohr klingen, im ganzen aber umweht uns hier unter unsern antipodalischen Landsleuten eine recht heimatliche Luft, gemütlich ansprechend inmitten einer etwas langweiligen englischen Atmosphäre.

Am lebhaftesten markierten sich die Gegensätze in früheren Jahren an Sonntagsnachmittagen. Gegen die englische Auffassung der Sabbathheiligung haben sich die Deutschen von jeher gestemmt. In dem genannten Tanunda blieben anfangs auch an Sonntagen die Wirtshäuser und Läden ebenso geöffnet, wie es deren Besitzer im alten Vaterlande gewöhnt waren und ein ganz eigentümliches Gefühl überkam den Reisenden, welcher sich in wenigen Minuten aus der rigorösen Stille eines englischen Dorfes in diese von Gesang und Spiel durchtönte deutsche Ortschaft versetzt sah. Allerdings hat ein solches sabbathschänderisches Treiben aufgehört. Eine durch englische Ansichten geleitete Regierung konnte es nicht länger dulden und es wurde verboten. Nur ein Überbleibsel besteht: ein Kaffee- und Kuchengarten mit geisblattbeschatteter Kegelbahn an den Ufern des munter über Kieselgeröll dahinschlüpfenden Para, in welchem sich an Sonntagsnachmittagen nicht allein die lebensfrohe Bevölkerung des kleinen Städtchens, auch mancher deutsche und nichtdeutsche Gast aus den Nachbardörfern einfindet. Derartige Etablissements erwähnt das englische Gesetz nicht, das sich nur gegen den Verkauf von gegorenen und destillierten Getränken richtet, und so besteht die anomale Institution ungestört fort. Früher erschien in Tanunda auch eine deutsche Zeitung, welche einem andern, in Adelaide erscheinenden deutschen Blatte lebhafte Konkurrenz machte. Später verschmolzen beide in die „Australische Deutsche Zeitung", welche mit dem Hauptquartier in der Hauptstadt sich einen Leserkreis in allen australischen Kolonien, wo Deutsche wohnen, erworben hat. Gut redigiert, trägt sie nicht wenig dazu bei, das deutsche Gefühl zu erhalten und zu stärken.

Südaustralien mag in allen seinen Teilen jetzt 30 000 Deutsche zählen, keine allzuhohe Ziffer bei einer Gesamtbevölkerung, welche

der Census von 1881 auf 286 211 angab. Dennoch ist hier das Deutschtum sowohl absolut als relativ am kräftigsten vertreten. In der Nachbarkolonie Victoria stand die Zahl unserer Landsleute ehemals sehr bedeutend höher; sie ist aber schon seit vielen Jahren, seit dem Rückgang der Goldgräbereien auf ein ziemlich bescheidenes Maß geschwunden. Als die Alluvialgoldfelder noch große Ergiebigkeit zeigten, kamen natürlich viele Deutsche hierher, direkt aus ihrem Heimatslande oder aus den Nachbarkolonien, namentlich aus dem schon stark mit Deutschen besetzten Südaustralien. Weib und Kind daheimlassend, zogen die kleinen deutschen Farmer über die Grenze in der Absicht, sofort zurückzukehren, wenn ihnen das Glück ein hübsches Sümmchen zugeworfen haben würde. Einige wenige trugen den oft mühsam erlangten Gewinn in die Heimat; minder glückliche wandten sich anderen Kolonien zu, um dort ihr Heil zu versuchen. Man hat in früheren Jahren die deutsche Bevölkerung Victorias auf 30 000 Seelen geschätzt, heut wird sie schwerlich mehr als die Hälfte betragen. Aber Spuren ihrer Anwesenheit hat sie in den Namen vieler Ortschaften hinterlassen, von denen manche heute fast ausschließlich von englisch-redenden Personen bewohnt werden. Wir finden hier ein durch die dort gefundenen Goldklumpen berühmtes Berlin, ein Heidelberg, das Ziel Melbourner Picnicpartien, Karlsruhe, Hochkirch, Steiglitz, und das in allen Kolonien wiederkehrende Germantown, in dem englischen Namen deutlich die Nationalität seiner Bewohner verratend. Deutsche Zeitungen sind wiederholt in Melbourne erschienen, indes der Boden erwies sich nicht günstig und sie sind stets nach kurzem Kampfe ums Dasein schnell wieder eingegangen. Das nach kolonialer deutscher Zeitungslektüre begierige Publikum abonniert jetzt in Adelaide. Doch mag sich Melbourne nächst Adelaide und den vorwiegend deutschen Ortschaften Südaustraliens von allen Städten des Kontinents der größten deutschen Kolonie rühmen. Es besteht hier seit lange ein Klub, ein Krankenverein, zwei Liedertafeln und ein Turnverein. In Melbourne wird auch deutscher Gottesdienst in deutscher

Kirche von einem deutschen Pastor abgehalten, in der ganzen Kolonie dienen aber 37 Plätze allein der evangelisch-lutherischen Konfession, welche zwölf Pastoren unterhält. Zum Vergleich sei hier angeführt, daß die Deutschen in Südaustralien gegen 70 ausschließlich oder zeitweilig gottesdienstlichen Zwecken gewidmete Gebäude besitzen und außer 20 Geistlichen in den angesiedelten Distrikten drei Missionare unter den Eingebornen des Landes im hohen Norden am Cooper Creek und nahe dem Centrum des Kontinents an der Macdonnellkette erhalten.

In Neusüdwales sind deutsche Namen äußerst selten zu finden. In der Nähe von Albury am oberen Murray giebt es eine kleine deutsche Ackerbaukolonie, zahlreiche Weinzüchter leben am Hunterfluß und am Clarencefluß um Grafton herum wird von deutschen Pflanzern Zuckerrohr gebaut. In Sydney ist eine Anzahl recht ansehnlicher Firmen, nicht immer mit deutschen Namen, in den Händen unserer Landsleute. Auch hier besteht ein Klub und ein Krankenverein. Die drei evangelischen Bekenntnisse besitzen in der ganzen Kolonie zusammen 7 Gotteshäuser, in welchen 3 Prediger amtieren. Die gesamte deutsche Bevölkerung wurde Anfang 1880 auf 6623 Personen angegeben, wobei indes nach australischem Modus nur die in Deutschland Gebornen als Deutsche gerechnet sind. Da aber hier sehr zahlreiche Ehen zwischen Deutschen und englischredenden Frauen geschlossen wurden, wonach dann die Sprache des Hauses die der Frau wird, so dürfen wir die obige Ziffer wohl nicht über 9000 erhöhen. Große Lebensfähigkeit beweisen die Deutschen in dieser Kolonie keineswegs, Sydneyer Korrespondenzen klagten in früherer Zeit sehr häufig über den Mangel an deutsch-nationalem Sinn, trotz des häufigen Besuchs deutscher Kriegsschiffe, welche in den Gewässern der Südsee kreuzend diesen bequemen Hafen anlaufen, um ihre Vorräte zu ergänzen oder in den dortigen Docks notwendige Reparaturen vornehmen zu lassen. Seit der Ausstellung mag der etwas abgestorbene Heimatssinn wieder erwacht sein, die Bildung eines Zweigvereins für Handels-

geographie, des einzigen in Australien, scheint darauf hinzudeuten.

Von den 218 159 Einwohnern Queenslands sind gewiß 18—20 000 deutsch. Nach der letzten amtlichen Erhebung von 1876 sind freilich nur 9889 als Deutsche aufgeführt, wenn wir aber zu gleicher Zeit 12 174 Lutheraner aufgezählt finden, dann erwägen, daß die im Lande geborenen Kinder nicht zur Nationalität ihrer Eltern gerechnet werden und daß es hier wie überall auch Deutsche anderer Konfessionen giebt, daß ferner in den letzten Jahren neue Züge deutscher Einwanderer sich hierher gewendet haben, so wird unsere oben angegebene Schätzung nicht als zu hoch erscheinen. Trotz ihrer numerischen Stärke nehmen die Deutschen aber hier nicht die geachtete Stellung ein, welche sie in anderen Kolonien beanspruchen. Spezifisch deutsche Distrikte giebt es hier nirgends, obschon die Bevölkerung von Toowoomba fast zur Hälfte deutsch ist und an einigen andern Orten vielleicht ein Drittel der Einwohner aus unsern Landsleuten besteht. Sie gehören aber meist den untersten Schichten der Gesellschaft an; sie bauen auf ihren kleinen Besitzungen Zuckerrohr für die umliegenden Fabriken oder sind als Handwerker und Arbeiter thätig. Große deutsche Kaufleute, wie in Sydney, Melbourne und Adelaide sehen wir in Brisbane gar nicht. Weil aber die Zahl der deutschen Wahlmänner in einigen Distrikten ansehnlich genug ist, um bei Parlamentswahlen ausschlaggebend sein zu können, hat man mit englischem Gelde in Brisbane eine deutsche Wochenschrift gegründet, die „Nordaustralische Zeitung", welche sich indes, ungleich dem über ganz Australien verbreiteten südaustralischen Blatte, einer nur lokalen Beliebtheit erfreut.

Eines großen politischen Einflusses können sich die Deutschen Australiens trotz ihrer Zahl nicht rühmen; daher steht die Anzahl derer, welche sie aus ihrer Mitte in das koloniale Parlament schicken, keineswegs im Verhältnis zu ihrer numerischen Stärke. In Queensland sitzt ein Deutscher im Oberhaus, zwei im Unterhaus. Neusüdwales hat nur einen Deutschen im Par-

lament, einen Besitzer reicher Goldbergwerke, und in Victoria ist ebenfalls nur ein Deutscher in's Parlament gewählt worden. Selbst in Südaustralien mit seiner verhältnismäßig starken deutschen Bevölkerung hat man nur drei Deutsche ins Unterhaus gebracht, wovon der eine kaum mehr als Landsmann zu rechnen ist. Allerdings haben Deutsche hier zu zwei Malen den Posten eines Ministers bekleidet, allein die außerordentlich kurze Zeit (nur wenige Monate), in welcher sie diese Ehre genossen, beweist den ungenügenden Einfluß, welchen sie als Deutsche besitzen. Dafür lassen sich mehrere Gründe anführen. Einmal verfügt der Deutsche selten über bedeutende Kapitalien, eigentlich reiche Deutsche giebt es in Australien nirgends. Großkaufleute wie in China, Japan und Südamerika trifft man weder in Sydney noch auch in Melbourne, die Majorität unserer in den Städten ansässigen Landsleute rekrutiert sich aus dem Stande der Handwerker. Als Goldschmiede, als Optiker, als Uhrmacher genießen sie eines besondern Rufes, die Bäckerei, namentlich der feinsten Arten, haben sie stellenweise geradezu monopolisiert und sie wenden sich gern der Gastwirtschaft und dem Schankgewerbe zu. Der weitaus größte Teil lebt aber auf dem Lande als Ackerbauer und Weinzüchter und diese mühevolleren Beschäftigungen hat man stets der mehr Unternehmungsgeist wie Entsagung fordernden Herdenwirtschaft vorgezogen. Unter den Tausenden australischer Squatter dürften wir wohl höchstens zwei bis drei deutsche Namen finden und keiner ihrer Träger gebietet über großes Vermögen. Der englische Geschäftsmann investiert sein überflüssiges Kapital gern in Schaf- und Rinderherden; ein Deutscher würde ein solches Unternehmen für viel zu waghalsig ansehen. Diese Squatter bilden aber durch ihren oft kolossalen Reichtum die Aristokratie des Landes.

Wenn nun aber die politische und soziale Stellung der Deutschen in Australien teils infolge ihres geringeren materiellen Besitzes, teils aber auch als natürliche Konsequenz ihrer allzugroßen Teilnahmlosigkeit und mangelnden Regsamkeit keine

solche ist, wie wir nach dem Beispiele der Vereinigten Staaten erhoffen dürften, so zieht doch, beschäftigen wir uns mit den mehr geistigen Interessen des Landes, eine stattliche Reihe von Männern an uns vorüber, deren Namen auch in weiteren Kreisen bekannt sind. Da ist zuerst Ludwig Leichhardt, der kühne Forscher, welcher nach seinem glänzenden Zuge von der Moretonbai zum Port Essington die große Reise antrat, auf der er bis zum Westufer des Kontinents vorzudringen hoffte. Er ist seitdem verschollen, wir wissen nicht, wo und wie er endete, obschon uns in jüngster Zeit Klarheit versprochen wurde. Das Dunkel zu erhellen, das über dem tragischen Geschick unsers berühmten Landsmannes lastet, daran hat ein anderer, als Erforscher wie als Pflanzengeograph Australiens hochbedeutender Mann unermüdlich gearbeitet. Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne, durch seine Verdienste zum Baron des Deutschen Reichs und in den englischen Ritterstand erhoben, verwaltet jetzt das botanische Museum der Universität zu Melbourne und hat die Resultate seiner Reisen in fast allen Teilen Australiens in einem großartigen botanischen Werke niedergelegt. Durch ihn wurde der prächtige botanische Garten zu Melbourne begründet, dem er viele Jahre vorstand, wie auch in Adelaide durch unsern Landsmann Dr. Richard Schomburgk, den Begleiter seines Bruders Robert auf dessen Reisen in Guiana, der botanische Garten zu einem Institut herangebildet wurde, auf dessen Schönheit die Bewohner der Kolonie mit nicht geringem, wohlberechtigtem Stolze hinweisen. Diese Männer wirken noch jetzt in dem Lande ihrer Adoption. Zurückgekehrt in seine Heimat ist der wohlbekannte Professor Neumayer, der hochgerühmte Organisator des Melbourner Observatoriums, dessen Beobachtungen noch heute für dortige Verhältnisse maßgebend sind. Jetzt leitet er mit nicht weniger Geschick die kaiserlich deutsche Seewarte zu Hamburg.

An diese Namen, welche auch weit über Australien hinaus einen guten Klang haben, reihen wir einige andere an, auf welche der Deutsche gleichfalls mit Recht stolz sein darf. Wir müssen hier eines

Mücke und eines Basedow gedenken, tüchtiger Schulmänner, welche leider vergeblich in Wort und Schrift für eine Reform der bestehenden Mängel gekämpft haben, eines Krichauff, welchem die weise Maßregel der Anforstung kahler Prärien und Erhaltung vorhandener Waldbestände zu danken ist, eines Treuer, welcher neben der würdigen Vertretung deutscher Interessen als Konsul des Reichs, auch als eifriger Förderer australischer Forschung wirkte, eines Guerard, des Direktors der Gemäldegallerie zu Melbourne, dem sich dort noch einige andere deutsche Maler anschließen. Es sind dies nur einige der hervorragendsten Namen, es ließe sich aber noch manch anderer nennen, dessen Träger das Deutschtum in Australien zu Ehren gebracht hat. Denn nicht immer hat es solche Ehre genossen. In Anbetracht der Zersplitterung des deutschen Reiches, in Anbetracht auch des geringen Besitzes und der durchschnittlich niedrigen Bildung, mit welchen unsere Landsleute ausgerüstet waren, als sie das Land betraten, schätzte man den deutschen Namen lange Zeit nicht gerade hoch. Zugleich standen dem Deutschen als Fremdem mancherlei Hindernisse der Gesetzgebung entgegen, wie z. B. in Victoria die Erschwerung des Landerwerbs durch Nichtengländer, Hindernisse, die indes mit der Zeit hinweggeräumt worden sind, sodaß der Deutsche dem Engländer bürgerlich vollkommen gleichsteht, wenn er ein Jahr nach seiner Ankunft im Lande seine Aufnahme in den englischen Unterthanenverband erwirkt hat. Allerdings sind in den meisten Kolonien diejenigen, welche nicht als Unterthanen der Königin geboren wurden, von jeder ministeriellen Stellung, in Victoria auch vom Oberhaus ausgeschlossen.

Wenn aber der englische Australier den Deutschen nicht allzu hoch achtete, so lag dies weniger an dem Auftreten des Deutschen in Australien, als an der geringen Meinung, welche man sich seit langen Jahren in England über Deutschland und deutsche Verhältnisse gebildet hatte. Hauptsächlich war die unselige Kleinstaaterei und die daraus resultierende politische Ohnmacht an dieser Mißachtung schuld. Eine ganz andere Stellung aber nahm

das neuerstandene Reich ein, als es die bisher für unüberwindlich gehaltene Heeresmacht des gefürchteten Frankreich mit schnellen, wuchtigen Schlägen niederwarf und vernichtete. Das Wort German, bisher von englischen Lippen meist mit Geringschätzung, oft mit Verachtung ausgesprochen, hatte jetzt einen ganz andern Klang. Der deutsche Name stieg mächtig in der Achtung anderer Nationen und auch in Australien fühlte man diese Wirkung und bekannte sich stolz und freudig zu einer Angehörigkeit, die man früher zu oft verleugnet hatte. Wenn wir bedenken, daß damals noch keine telegraphische Verbindung zwischen Australien und Europa bestand, daß alle europäischen Nachrichten in vierwöchentlichen Zwischenräumen anlangten, so können wir die Spannung begreifen, mit welcher die Ankunft des Postdampfers erwartet wurde, und den Jubel, welcher regelmäßig seine überbrachten Nachrichten begrüßte. Natürlich ließen es unsere Landsleute an Friedens- und Freudenfesten nicht fehlen; aber unter allen den zahlreichen Beweisen patriotischer Begeisterung wurde namentlich das von den südaustralischen Deutschen zu Tanunda veranstaltete große Fest mit einer Reihe historischer und symbolischer Aufzüge in besonders glänzender Weise gefeiert.

Von seiten des Deutschen Reichs ist in jüngster Zeit nicht wenig gethan worden, um sein eigenes Ansehen und damit das seiner Angehörigen in Australien zu stützen und zu heben. Deutsche Kriegsschiffe verfehlen nicht, die schwarz-weiß-rote Flagge in den Häfen von Sydney, Melbourne und Adelaide zu zeigen. Die bisher durch Handelskonsuln in diesen Städten wie in Brisbane und Hobart ausgeübte Vertretung wurde durch Ernennung eines berufsmäßig durchgebildeten Generalkonsuls ergänzt und verbessert und deutschen Industriellen ist auf den Weltausstellungen zu Sydney und Melbourne die liberale und thatkräftige Unterstützung der Reichsregierung zu teil geworden. Das alles kann nicht verfehlen, das deutsche Bewußtsein unsrer Landsleute zu stärken und die Bande, welche sie an das alte Vaterland knüpfen, zu festigen. Dennoch wird da, wo es, wie in Victoria und Neu-

südwales, an frischen, größeren Nachschüben fehlt, das deutsche Element in den Städten sicher schon in der zweiten Generation aufhören zu existieren, es wird sich selbst auf dem Lande nur unter besonders günstigen Verhältnissen vor englischen Einflüssen erhalten können. In Südaustralien aber mag sich durch die geschlossenen deutschen Ortschaften inmitten einer englisch redenden Bevölkerung ein Zustand herausbilden, den ein neuerer Beobachter nicht unpassend mit der Stellung der keltischen Bewohner von Wales verglichen hat.

An die Zugehörigen des Reichs schließen sich naturgemäß die Einwanderer aus dem stammverwandten Österreich. Freilich ist ihre Zahl nur klein; 1871 zählte man ihrer in Victoria nur 269 und allein in Sydney und Melbourne sind die Interessen des Kaiserreichs durch Handelskonsuln vertreten. Aber auch Österreich hat bei den Ausstellungen in den beiden vornehmsten australischen Städten durch die Vorführung der Produkte deutsch-österreichischer Provinzen sich wohlverdientes Lob errungen und so das Ansehen des deutschen Stammes wacker zu mehren gewußt.

Gelbe und Braune.

Die erwerbslustige und überströmende Bevölkerung des himmlischen Reiches hat stets aufmerksam nach allen Gebieten gespäht, welche ihr günstigere Lebensbedingungen zu bieten vermöchten, als das übervölkerte Heimatsland sie gewähren kann. Daher lenkte sich der Strom chinesischer Auswanderung, welcher jetzt Amerika, Indien und den malayischen Archipel, Afrika und die ozeanische Inselflur überflutet, sehr schnell nach Australien, sobald dieser bislang wenig versprechende Erdteil die Mittel schnellen und reichen Erwerbs in Aussicht stellte. Wie die Goldgruben Kaliforniens sofort nach ihrer Entdeckung ganze Scharen von Chinesen über das Meer riefen — während des Gold-Excitements

von 1848 bis 1851 wanderten 10 000, im Jahre 1852 sogar 20 026 dort ein —, so waren die Nachrichten von den ersten glücklichen Entdeckungen von Gold in Neusüdwales und Victoria kaum über die Grenzen Australiens hinausgedrungen, als auch schon Schiff auf Schiff große Trupps dieser wenig begehrten Mitarbeiter in die Häfen von Sydney und Melbourne brachte.

Es waren dies meist Männer der allerniedrigsten Klasse, herbeigeführt durch spekulierende Landsleute, welche die Überfahrt bezahlten, denen fast der ganze Ertrag der mühsamen Arbeit an den Diggings zufiel. Nur Chinesen war es möglich, nicht allein eine Existenz mit dem Erworbenen zu fristen, auch noch Ersparnisse zu machen, mit denen in der Heimat ein Geschäft begonnen werden konnte. Mit der größten Genügsamkeit machten sie sich an Plätze, welche der Europäer verschmähte oder verließ, sie durchsuchten aufmerksam die von jenen beiseite geworfenen Schutthaufen, selten ohne Gold und zuweilen viel Gold zu finden. Aber der Chinese verstand sich auch zu einer Zeit, wo alles die gewohnte Beschäftigung verließ, um zu Picke und Schaufel zu greifen, ohne Zögern zu Arbeiten, welche der Europäer als seiner unwürdig betrachtete. Er sorgte für die Verproviantierung, indem er, wie in der Heimat, Gemüse zog oder den Koch und Bäcker spielte. Er war für den hohen gebotenen Lohn gern bereit, seine Geschicklichkeit als Waschmann zu zeigen; keine Beschäftigung war ihm zu gering oder beschwerlich, solange sie nur Geld brachte. In seinem Fleiß, seiner Mäßigkeit und seiner Sparsamkeit war er ein Muster für alle Digger.

Aber gerade diese letzte Eigenschaft machte ihn sowohl diesem, als den zahlreichen Händlern, welche sich auf Kosten des Leichtsinns und der Verschwendungssucht der Goldgräber bereicherten, in hohem Grade verhaßt. Von Worten schritt man sehr bald zu Gewaltthätigkeiten und wenn eine neue Ladung Chinesen den Goldfeldern im Gänsemarsch zutrabte, ein jeder die mitgebrachte Habe an den Enden starker Bambusstäbe auf den Schultern balancierend, empfing man sie mit Verwünschungen und bewarf

sie mit Kot. In brutaler Weise wurden sie, waren sie bei ihrer Goldgraben glücklich, oftmals von den Europäern behandelt; man verbrannte ihre Zelte, zerstörte ihre Habe und beschimpfte und entehrte sie durch das Abschneiden ihres Zopfes. Nicht wenige fielen den Ausbrüchen solcher Wut zum Opfer und mehr als einmal war die Requisition von Militär nötig, um die Ruhe wiederherzustellen. Solche Scenen wiederholten sich in Victoria wie in Neusüdwales und Queensland.

Indes ließen sich die Chinesen keineswegs abschrecken. Wenn die chinesische Bevölkerung der Goldfelder in Victoria jetzt außerordentlich abgenommen hat, wenn man 1861 in dieser Kolonie noch 24 732 Chinesen und 1881 nur 11 835 zählte, so ist der Grund dafür in Abnahme der Ergiebigkeit der Alluvialgoldfelder zu suchen, an denen die Chinesen ja fast ausschließlich arbeiten. Sobald solche in Queensland eröffnet wurden, strömten sie alles Widerstandes der Europäer ungeachtet dorthin und noch heute sind die dort schnell entstandenen Goldstädte Cooktown und Palmer fast ausschließlich von Chinesen bewohnt. Der chinesische Dolmetsch Hodge schätzt die Zahl sämtlicher in Australien wohnenden Chinesen auf 40 400, wovon auf Queensland 14 500, auf Neusüdwales 9500, auf Victoria 11 800, auf Südaustralien d. h. das Nordterritorium 3800, auf Tasmanien 800 kommen sollen.

Nicht alle von diesen Leuten wollen Goldgräber sein. Manche sind als Gärtner, andere als Fischer beschäftigt. Sie betreiben Handel, namentlich mit Opium, sie halten Läden offen oder ziehen hausierend im Lande umher, sie verdienen sich ihr Brot als Köche oder Fleischer, sie eröffnen Spielhöllen in der Stadt oder hüten im fernen Busch die Schafe des Squatters. Was sie aber auch thun mögen und wie behutsam und vorsichtig sie auch auftreten mögen, nichts schützt sie vor dem Haß und der Verfolgung der Weißen.

Man macht dem Chinesen allerlei Vorwürfe, viele freilich wohl mit vollem Recht, allein der, welcher sie erhebt, ist in der Regel nicht um ein Haar besser. Die Frauen, die der Chinese

kauft und verkauft, sind nicht seines Stammes, es sind Weiber britischer Nationalität, meist Irländerinnen, welche er von Engländern erhandelt, die diese von den Straßen Londons, Liverpools und Glasgows zusammengelesenen Subjekte zu den Goldfeldern Australiens brachten. Der Chinese ist kein Trinker und darin unterscheidet er sich sehr vorteilhaft von seinen weißen Verfolgern, von welchen wenige frei von dem Laster des Trunkes sein möchten. Freilich raucht er Opium, damit schadet er jedoch weniger der übrigen Gesellschaft als sich selber und seine Feinde möchten ihn dabei gewähren lassen.

Der Kernpunkt aller vorgebrachten Einwendungen gipfelt von seiten der Kaufleute immer darin, daß der Chinese keine oder fast keine Waren verbraucht, während der europäische Arbeiter in ihm einen gefährlichen Konkurrenten sieht, welcher die Löhne herunterzubringen geneigt ist. Es ist allerdings richtig, daß die Chinesen die meisten ihrer Bedürfnisse von der Heimat mitbringen oder dieselben durch ihre schon ansässigen Landsleute von dort beziehen, wohin sie mit ihrer Goldausbeute zurückkehren, während das von den Europäern gewonnene Gold in der Kolonie bleibt und deren fernere Entwickelung befördert. Eine solche Bevölkerung, welche wie ein unersättlicher Blutegel an der Substanz des Landes zehrt — die abziehenden Horden werden stets durch neue Ankömmlinge ersetzt —, kann der Regierung keiner Kolonie erwünscht sein. Vergebens aber hat man den Influx durch eine Kopfsteuer, durch höhere Abgaben zu hindern gesucht. Queensland, welches nach Entdeckung seiner nördlichsten Goldfelder mit Chinesen nahezu überschwemmt wurde, ahmte das Beispiel Victorias nach, welches sich früher durch eine auf jeden ankommenden Chinesen gesetzte Steuer von zehn Schilling gegen diese, sehr wenig gern gesehene Einwanderung zu schützen suchte. Es ging aber noch weiter und erhöhte die Konzession zum Goldgraben, welche für andere zehn Schilling kostete, für die Chinesen auf drei Pfd. Sterling und während der Weiße für eine Geschäftskonzession vier Pfd. Sterl. zahlte, hatte der Chinese zehn Pfd. Sterl. zu

erlegen. Außerdem zwang man jeden Kapitän, welcher eine Ladung Chinesen nach Australien herüberführte, für jeden derselben eine Summe von zehn Pfd. Sterl. in der Regierungskasse zu deponieren, welche erst nach drei Jahren zurückgezahlt wurde, falls die Regierung während dieser Zeit nicht zur Unterstützung der Betreffenden herangezogen worden war. Endlich hat man noch in allerneuester Zeit eine Bestimmung getroffen, welche Schiffseignern verbietet, mehr als einen Chinesen für je zehn Tonnen Ladungsfähigkeit ihrer Fahrzeuge nach Australien einzuführen. Die Parlamentsbeschlüsse Queenslands sind allerdings von der britischen Regierung als den Gesetzen Englands, welche keine Unterschiede zwischen den Angehörigen verschiedener Nationen ziehen, widersprechend und darum für ungültig erklärt worden; sie bestehen aber dessenungeachtet ruhig fort und sowohl Neusüdwales als Victoria haben das gegebene Beispiel nachgeahmt. Indessen hat Südaustralien in seine Besitzung am Indischen Ozean, das Nordterritorium, mehrere Tausend Chinesen auf öffentliche Kosten eingeführt, um dort die tropischen Kulturen, für welche sich Klima und Boden vorzüglich eignen, ins Leben zu rufen. Allein bisher hat man von ihnen sehr wenig Gebrauch gemacht und die meisten sind auf den Goldfeldern beschäftigt. Es ist aber sicher, daß dort andere Kräfte als europäische verwandt werden müssen, wenn man die Hilfsquellen des Landes in richtiger Weise entfalten will. Darum hat man sich in neuester Zeit nach Indien gewandt, um dort unter den stets bedürftigen und willigen Kulis geeignete Arbeitskräfte zu gewinnen. In Neusüdwales und in Queensland, wo tropische Kulturen wirklich schon in nicht unbeträchtlichem und wachsendem Maße betrieben werden, hat man diese Notwendigkeit längst eingesehen, aber man ist dennoch nicht geneigt, Chinesen zu beschäftigen. Wenn man sie aber dort zurückweist und andere Menschenkräfte ins Land zieht, so ist es vornehmlich die Geldfrage, welche die Entscheidung giebt. Der Chinese ist zu teuer, er verlangt höheren Lohn und er will diesen Lohn in barem

Gelde mit sich nehmen, während der Kanake der Südseeinseln geringere Ansprüche stellt und seinen Verdienst regelmäßig in solche Waren umsetzt, wie er sie in seine Inselheimat mit sich zu nehmen geneigt ist.

Neusüdwales hat den Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle schon früh versucht und die gewonnenen Resultate berechtigten zu großen Hoffnungen. Als K. von Scherzer in seinem Bericht über die Novarareise die den Kolonisten eröffneten Aussichten als sehr vielversprechend darstellte, waren seine Anführungen nur der Wiederhall von Erwartungen, denen später leider eine Enttäuschung folgte. Wenn die gemachten Unternehmungen auch in den südlichen Teilen der Kolonie an weniger günstigen Verhältnissen des Bodens und Klimas scheiterten, so hätte man doch in den nördlichen Gegenden, namentlich in dem Clarencedistrikt, ein Gelingen erwarten sollen. Die entscheidende Rolle spielte hier die Arbeiterfrage. Diese ist in Queensland dahin gelöst worden, daß man den zu teuren, auch bei dieser Kultur weniger leistungsfähigen, europäischen Arbeiter durch importierte Südseeinsulaner ersetzte.

Die Inseln der Südsee, welche sich im westlichen Teile des Stillen Ozeans über ein ungeheures Areal verbreiten, sind bevölkert von der melanesischen Menschenrasse, an die sich weiter östlich die braunen Polynesier anschließen. Beide werden periodisch und nicht gar selten durch Nahrungsmangel heimgesucht, wenn die Kokospalme, auf den Lagunenriffen oft die einzige Nahrungspflanze, in Jahren von Miswachs ihre Früchte versagt. Sonst gern dem holden Nichtsthun ergeben, bequemt sich durch Not gezwungen der Südseeinsulaner dann zur wenig geliebten Arbeit.

In solcher Notlage hörte man gern auf die Schilderungen der Schiffer, welche des Tauschhandels wegen auf den Gewässern dieser Inselgruppen verkehrten: von reichlicher Nahrung, leichter Arbeit und gutem Lohn, genug um den glücklichen Erwerbern die Mittel zum Ankauf aller der Herrlichkeiten in die Hand zu geben, mit denen die europäischen Händler ihre Begierde weckten.

Man führte bald einige Trupps dieser schwarzen oder braunen Menschen auf die Zuckerfelder Queenslands und man fühlte sich durch ihre Leistungen sehr befriedigt. Wer solche Arbeiter erlangt hatte, wünschte ihrer mehrere zu haben, wer sie noch nicht besaß, war begierig, den Versuch zu machen. In kurzer Zeit waren einige Tausende von Melanesiern und Polynesiern in die Kolonie geführt worden. Leider nicht immer in zu rechtfertigender Weise.

Wollte der gewünschte Arbeiter nicht willig kommen, so wurde nicht selten Gewalt gebraucht. Durch die Vorzeigung von allerlei Tand auf das Schiff gelockt, sah er sich plötzlich zum Gefangenen gemacht und seiner Inselheimat entführt. Ein solches Kidnapping lief allerdings den englischen Gesetzen stracks zuwider, aber wie sollte sich der arme, der Sprache des Landes unkundige Wilde beklagen und welche Gerechtigkeit konnte ihm später zu teil werden, wenn er seinen Beschwerden Ausdruck zu geben vermochte, da die Angeklagten zugleich als Richter entschieden? So wurde dieser moderne Sklavenhandel immer rücksichtsloser und schwunghafter betrieben.

Es darf nicht verwundern, wenn dadurch in den Insulanern eine tiefe Erbitterung gegen den weißen Mann genährt wurde. Zu der natürlichen Feindseligkeit des Melanesiers gegen alles Fremde, zu seiner Wildheit, am schärfsten ausgesprochen in seiner Neigung zur Anthropophagie, trat nun noch das Rachegefühl, welches er gegen den empfand, der ihn des teuersten aller Güter, der Freiheit, beraubte und ihn mitten aus seinem Volke, seiner Familie losriß, um ihn zur verhaßten Arbeit im fremden Lande Jahre lang zu zwingen.

Die Südseeinsulaner übten sehr bald Repressalien. Gelang es ihnen, eine Bootsmannschaft durch geheuchelte Freundschaftsbezeigungen auf ihre Inseln zu locken, so machten sie dieselbe zuweilen zu Gefangenen und Sklaven, wie man es mit ihren Landsleuten gethan, in der Regel aber wurde der Weiße getötet und verspeist. So wurde Rachegefühl und Genußsucht zu gleicher Zeit befriedigt. Daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden

mußte, wen darf das wunder nehmen? Commodore Goodenough der Befehlshaber der australischen Flotte, machte es sich zur Aufgabe, die Eingebornen gegen die Übergriffe seiner Landsleute zu schützen, aber die Bewohner der Santacruzinseln wußten nur, daß gerade solche Schiffe, wie er eins kommandierte, ihre Dörfer und Pflanzungen durch Kanonen und Soldaten zerstört hatten, und in einem gerechtfertigten, nach ihren Anschauungen gebotenen Racheakt wurde der das Beste wollende Mann erschlagen. Bischof Patteson, welchen man den Bonifacius der Südsee zu nennen beliebte, hatte dem Unwesen des Pressens der Arbeiter zu steuern gesucht, seine humanen Bestrebungen waren auf vielen Inseln wohlbekannt, und doch wurde er auf denselben Santacruzinseln ermordet, weil die Eingebornen von Nukapu Blutrache nehmen wollten für die Unbilden, die sie kurz zuvor von den australischen Sklavenschiffen erfahren hatten.

Es ist richtig, daß die englische Regierung, sehr bald auf diese Übelstände aufmerksam gemacht, die Kolonialregierung aufforderte, Abhilfe zu schaffen. Die Förderer der Ausbreitung christlicher Religion in jenen Gewässern sahen ihre Bestrebungen aufs äußerste gefährdet und die von ihnen in ihrem Versammlungsort, Exeter Hall, gefaßten Beschlüsse legten lauten Protest ein gegen eine Politik, welche den Sklavenhandel in fremden Ländern mit viel Aufwand von Geld und Menschenleben unterdrückt habe und noch zu verhindern strebe, dabei aber im eigenen Hause nicht Ordnung halte.

Der britische Minister für die Kolonien richtete daher an die Regierung von Queensland ein Schreiben, worin er den Erlaß von genau gefaßten Gesetzen über Anwerbung, Bezahlung und Beköstigung polynesischer Arbeiter sowie über die Zeitdauer des zu schließenden Kontraktes und die Zurückführung der Insulaner in ihre Heimat als dringendes Bedürfnis hinstellte. Eine solche Mahnung erregte den höchsten Unwillen der Kolonisten, nicht weil man die geforderte Gesetzgebung für unnötig oder schädlich hielt, weil man vielmehr in dem Rate des britischen

Verkehrs einen indirekten, kränkenden Vorwurf erblickte. Diesen Vorwurf als völlig unverdient zurückzuweisen, bemühten sich Parlament und Presse mit vielem Aufwand von Beredsamkeit und das Kolonialministerium lud England ein, sich durch eine Kommission von der völlig befriedigenden Lage der in Queensland beschäftigten polynesischen Arbeiter zu überzeugen. Der Vorschlag blieb in London unbeachtet; das Parlament von Queensland aber beeilte sich, durch ein umfassendes und die kleinsten Details berührendes Gesetz den Polynesier sowohl bei seinem Verlassen der Heimat als während seines Aufenthalts auf den australischen Plantagen zu schützen. Die Höhe des zu zahlenden Lohnes, die Art der Verpflegung, Kleidung und Wohnung, die Rückbeförderung auf die betreffende Insel, alles dies und noch mehr wurde gesetzlich genau bestimmt. Um das Wegschleppen der Eingebornen gegen ihren Willen unmöglich zu machen, wurde jedem, Arbeiter werbenden Schiffe ein von der Regierung bestellter Beamter beigegeben.

Man hätte glauben sollen, daß nun alle Gründe zur Erhebung von Klage verschwinden müßten. Selbst die australische Presse, welche die Interessen des unmündigen Polynesiers sehr warm vertrat, meinte, daß Übertretungen der gegebenen Vorschriften höchstens auf entlegenen Stationen im Binnenlande denkbar seien, deren große Entfernung sie aus dem Gesichtskreise des Gesetzes entrücke. Man freute sich über diesen Zustand, welcher Angriffe unmöglich machte, und man war stolz auf ihn.

Allein diese Illusionen sind in allerneuester Zeit mit rauher Hand durch nackte Thatsachen zerstört worden. Eine Sterblichkeit, welche unter den polynesischen Arbeitern des nördlich von Brisbane gelegenen Maryboroughdistriktes innerhalb des jüngstverflossenen Quinquenniums nicht weniger als 10 Prozent betrug, und dies unter einer, im besten Mannesalter stehenden Bevölkerung, war im höchsten Grade überraschend. Dabei ist das Klima jenes, in der Nähe des Meeres belegenen Distriktes durchaus gesund, namentlich für polynesische Naturen vortrefflich

geeignet, und die Kolonie war zur Zeit gänzlich frei von epidemischen Krankheiten, die Mortalitätsziffer bei der weißen Bevölkerung eine sehr niedrige. Welche Umstände waren es denn, durch deren verderbliche Wirkungen der Tod, während er den weniger acclimatisierten Briten verschonte, so zahlreiche Opfer unter den fast unter gleichen Breitegraden aufgewachsenen Südseeinsulanern forderte?

Eine Enquête, welche die Regierung von Queensland vor kurzem anstellte, legte die Ursachen schnell dar und lieferte den dortigen Gesetzgebern den schlagenden Beweis, daß ihre Thätigkeit keineswegs genügt hatte, den Insulaner gegen die Übergriffe des weißen Pflanzers zu schützen. Überraschend konnten aber die zu Tage geförderten Resultate für viele der Legislatoren keineswegs sein, da sie ja selber seit Jahren Inhaber von Besitzungen waren, auf welchen polynesische Arbeiter Verwendung fanden. Die Unregelmäßigkeiten bei der Anwerbung der Arbeiter sind vielleicht verschwunden, auch sind wohl die stipulierte Kleidung, Nahrung und Wohnung sowie der ausbedungene Lohn verabfolgt worden. Das Quantum war bestimmt und es ist, wie es scheint, fast überall eingehalten worden, für die Qualität war aber ein weiter Spielraum gelassen und gerade hier wurden die ernstesten Klagen erhoben. Bei oft fast ungenießbarer, ungenügender Nahrung stellte man Anforderungen, welchen diese nicht an stetige Arbeit gewöhnten Leute selbst bei der besten Verpflegung kaum gewachsen sein konnten.

Das Gesetz fordert, daß die anzuwerbenden Arbeiter das sechzehnte Lebensalter mindestens erreicht haben, aber die Zahl derer, welche die Regierungskommissare auf weit niedrigeren Lebensstufen fanden, war keine kleine. Eine mehr als zwölfstündige Arbeitszeit war für solche Knaben zu lang und sie wurde im Verein mit der mangelhaften Beköstigung geradezu verhängnisvoll. Glücklicherweise hat die Legislative, angespornt durch die sehr achtungswerte queensländer Presse, die nötigen Schritte gethan, um dieser schmählichen Sklavenwirtschaft ein Ende zu machen und die poly-

nesischen Arbeiter in wirkungsvollerer Weise als zuvor
gewissenlosen Herren zu schützen, denen ihr Tod, trat er
zu früh ein vor abgelaufener dreijähriger Dienstzeit, gar
wünscht nicht kommen konnte, da er ihnen die Kosten de
fahrt, wohl auch die Auszahlung des zu Buch stehenden
ersparte. Der Erlaß wirksamer Schutzgesetze liegt im e
Interesse der kurzsichtigen Pflanzer wie der ganzen
Denn ohne Zweifel würde England, wollte man nicht
schaffen, den ferneren Anwerbungen durch selbstgetroffen
nahmen die größten Schwierigkeiten bereiten. Und eine
der polynesischen Arbeiter durch ostindische oder chinesisch
müßte den finanziellen Gewinn der kaum erstarkten Kultu
erheblich schmälern. Mit so niedrigen Lohnsätzen und
scheidener Verpflegung, wie sie die Polynesier empfangen
sich kein Kuli befriedigt finden. Jetzt berechnet man die
kosten, welche der Pflanzer während der kontraktmäßig
Jahre für Herbeiholen, Verpflegung, Kleidung, Lohn, Rück
zu tragen hat, auf durchschnittlich 1500 Mark, wovon 36
auf Ersparnisse des Arbeiters entfallen. Diese Ersparnisse
der Polynesier aber nicht in barem Gelde in seine He
kauft sich dafür vielmehr allerlei Gegenstände: Werkzeuge,
wollstoffe, Schmucksachen ꝛc., mit denen er zum Teil d
Bekannten in der Heimat zu erfreuen gedenkt. Der ent
Handelsvorteil, welcher so, wenn nicht dem Pflanzer selb
der Kolonie erwächst, fällt bei dem Kuli fort, dessen
dahin gerichtet ist, soviel Kapital wie möglich mit sich zu
Es ist daher in mehr als einer Hinsicht erwünscht, daß de
nesier fortfahre, die Plantagen Queenslands zu bebauen.

Leider macht man ihm den Aufenthalt auch in
Beziehung nicht so angenehm, wie es beispielsweise die d
Pflanzer auf Samoa thun, welche ihre Arbeiter mit K
Kegel auf die Pflanzungen führen. Gern verweilen solch
dann auch länger. In Queensland gab es 1880 unter 5109 Pol
nur 171 weiblichen Geschlechts, darunter eine Anzahl

uß man sich da nicht wundern über den Ruf der Entrüstung, welcher sich sofort in der australischen Presse erhebt, wenn der Südseeinsulaner sich zur Befriedigung seiner ungezähmten Leidenschaften zu Excessen hinreißen läßt, welche ihre zahlreichen Parallelen doch auch unter der weißen Bevölkerung haben? Sollte man nicht vielmehr erwarten, daß solche Ausschreitungen weit häufiger wären?

Seine Vergehen werden kaum weniger stark zu Verbrechen aufgebauscht, als die des noch besser gehaßten Chinesen. Der australische Arbeiter erblickt in jedem, um geringeren Lohn Arbeitenden einen gefährlichen, mit allen Mitteln zu bekämpfenden Konkurrenten. Und er ist im Besitz sehr wesentlicher Mittel. Eine zahlreiche, gutbezahlte Klasse der Bevölkerung, welche das Gewonnene gern in allerlei Genüsse umsetzt, darf sich der Unterstützung der vielen Händler sicher fühlen. Ihre Interessen findet sie daher ausgiebig im koloniellen Parlamente vertreten.

Wenn nun doch der Polynesier nicht dem weißen Manne weichen mußte, so liegt der Grund eben darin, daß ohne die Arbeit des ersteren die von ihm gepflegten Kulturen in Queensland keine Existenz haben könnten; die Kolonie würde eine sehr wichtige und immer reichlicher fließende Hilfsquelle versiegen sehen. Und darauf stützt sich die Existenz des Polynesiers inmitten einer europäischen Arbeiterklasse, welche ihn scheelsüchtig betrachtet, ohne ihn ersetzen zu können.

Die evangelische Mission hat ihre Thätigkeit beiden, den Chinesen sowohl als den Südseeinsulanern zugewandt. Als die Chinesen in hellen Haufen nach Victoria strömten, faßte Dr. Legge in Hongkong den Gedanken, zwei chinesische Evangelisten, Hua-lau und Tschua-luck, die zehn Jahre lang unter seiner Leitung gestanden hatten, nach Melbourne zu entsenden. Dort bildete sich sofort aus Geistlichen fast aller christlichen Religionsgemeinschaften ein chinesisches Missionskomitee, welches den früher in Amoy stationierten Missionar Young zur Mitwirkung einlud und 2000 chinesische Neue Testamente zur Verfügung stellte.

Chinesische Missionare wurden in Castlemaine und Sandhurst, den Centren der Golddistrikte, wo sich Chinesen hauptsächlich ansammelten, sowie im Chinesenviertel zu Melbourne angestellt und eigene Kirchen und Kapellen konnten bei der wachsenden Zahl der Bekehrten erbaut werden. In Queensland traf der uns schon aus der Mission unter den Ureinwohnern Südaustraliens bekannte Bischof Hale 1878 Schritte zur Eröffnung einer Mission. Ein in Melbourne als Katechet ausgebildeter Chinese Ah Chi wurde 1879 nach Brisbane berufen, wo er wenigstens einige Hörer um sich versammelte. Sehr empfindlich sind indes diese Bestrebungen gestört worden durch die in allen australischen Kolonien entstandene Bewegung gegen die Chinesen, welche seitens der weißen Bevölkerung zuweilen in empörender Weise behandelt wurden.

Von den nach Queensland von ihren Inseln herübergebrachten Melanesiern und Polynesiern hatten einige jedenfalls schon in ihrer Heimat in Verkehr mit den Missionaren ihrer Gruppen gestanden. Daraus bildete sich dann in Maryborough und Umgegend eine kleine anglikanische Gemeinde, der sich bald andere anschlossen, sodaß die Anzahl der dort lebenden polynesischen Christen 1880 schon eine recht ansehnliche war. Auch in der Diöcese Nordqueensland, deren Bischof seinen Sitz in Bowen hat, scheint man sich mit der Christianisierung der Polynesier sowohl als der Chinesen zu beschäftigen.

Farmer und Pflanzer.

Die große Gleichförmigkeit, welche die Pflanzenwelt Australiens charakterisiert, sodaß wir denselben Vegetationsformen, welche wir im Süden antreffen, auch im höchsten Norden begegnen, ließe darauf schließen, daß auch für außeraustralische Gewächse ziemlich gleichmäßige Bedingungen vorliegen. Allein die Ausdehnung

des Kontinentes von Norden nach Süden ist doch eine zu große, um andern als so genügsamen Pflanzentypen, wie die australischen es sind, überall eine Heimat zu bieten. Bei der Frage über die Zulässigkeit fremder Kulturen entscheidet nicht allein die Höhe der Temperatur, mehr noch die der flüssigen Niederschläge und ihre Regelmäßigkeit. Die große Unsicherheit des Regenfalles und seine ungleichmäßige Verteilung werden den Ackerbau für viele Gegenden wahrscheinlich für immer verbieten, denn selbst wenn in nicht absehbarer Zeit eine Kultur nötig werden sollte, wie sie Chinas dichtgedrängte Bevölkerung betreibt, so wird doch vermutlich auch die Erde aus ihren Tiefen nicht überall genügendes oder doch nicht immer geeignetes Wasser zur Befruchtung der Äcker herzugeben vermögen. Große Strecken Landes dürften daher kaum je, wenn überhaupt, für etwas andres als Viehzucht nutzbar sein, während weite Striche, sandig, steinig, oder salzig wohl nie ihren jetzigen Wüstencharakter verlieren werden. Aber selbst nach allen solchen Abzügen verbleiben große ausgedehnte Strecken, welche teils die Erzeugnisse gemäßigter Zonen, teils die zahlreichen Produkte der Tropen zu erzeugen vermögen, und erst in den letzten Jahren ist ein solches fruchtbares Areal erschlossen worden und zwar in einer Richtung, in der man nur dürre, wasserlose Wüsten vorhergesagt hatte.

Australiens Bodenreichtum ist bisher noch wenig ausgenutzt worden. Und dennoch begann der Pflug schon mit der Gründung der ersten Kolonie seine Thätigkeit und freigebig gewährte die Regierung einem jeden, welcher das Land bebauen wollte, den unentgeltlichen Besitz desselben, ja sie förderte die Versuche des Ackersmanns in ausgedehntester Weise durch Bewilligung von Haus und Hof, von Vorräten und Werkzeugen, selbst durch die kostenlose Arbeit des überlassenen Sträflings. Wenn trotzdem der Ackerbau in Neusüdwales niemals einen besonderen Aufschwung nahm, so darf die sterile Umgebung von Port Jackson dafür keineswegs als Entschuldigung gelten, denn früh schon entdeckte man die überaus fruchtbaren Uferlandschaften des Hunter und

Hawkesbury und die für den Anbau von Körnerfrüchten vortrefflich geeigneten Thalgründe in den Einsenkungen des großen Berglandes sowie die welligen Ebenen an seiner westlichen Abdachung, jetzt der Hauptsitz des Landbaus der Kolonie. Es wurde vielmehr sehr bald die vorwiegende Richtung der Beschäftigung der Kolonisten eine andere. Die Viehzucht, welche nach kurzer Zeit des Bestehens der Ansiedelung, als alle andern Erwerbszweige beherrschend in den Vordergrund trat, ist es auch bis heute geblieben, obschon für einige Jahre die Goldgräberei ihr die nötigen Kräfte zu entziehen drohte. In der Nachbarkolonie Victoria trat diese Eventualität wirklich ein und lange Zeit wurde der fruchtbare Boden nur wegen seiner darin liegenden Metallschätze beachtet oder er diente den schon im Anbeginn von Tasmanien herübergezogenen Herdenbesitzern als freilich vorzügliche Weide. Erst mit dem Nachlassen der Ergiebigkeit der leicht auszubeutenden Oberflächengoldfelder hat sich die Bevölkerung, nicht am wenigsten durch einen starken Zuzug deutscher Familien aus dem benachbarten Südaustralien, dem Ackerbau zugewandt, aber nun auch mit einer solchen Energie und mit so großem Erfolg, daß Victoria, statt, wie noch vor wenigen Jahren, für seinen Brotbedarf von andern abhängig zu sein, jetzt schon mit namhaften Exporten nicht nur in den zufuhrbedürftigen australischen Kolonien auftritt, sondern auch auf dem englischen Markte als ein nicht ganz verächtlicher Lieferant erscheint. Victoria ist damit ein nicht gering zu schätzender Konkurrent von Südaustralien geworden, das für lange Zeit ein Monopol im Getreidebau und Getreidehandel zu haben schien. Gleich von vornherein gegründet, um kleinen bäuerlichen Grundbesitzern eine Existenz zu verschaffen, eine Ackerbaukolonie in erster Linie im Gegensatz zu den Weidekolonien des Ostens, hat Südaustralien ungeachtet seiner keineswegs günstigen Kulturbedingungen, im Getreidebau, namentlich in der Produktion eines vorzüglichen, mehlreichen Weizens stets die erste Stellung unter allen australischen Kolonien behauptet, und wenn heute australischer Weizen sich durch seine Güte in Europa einen Markt erobert hat, so ist

dies Resultat fast ausschließlich den Verschiffungen zu danken, welche von dieser Kolonie entsandt wurden. Westaustraliens Landbau hat stets mit der Ungunst zu kämpfen gehabt, welche die inselartige Zerstreutheit des anbauwürdigen Bodens über weite nutzlose Flächen naturgemäß im Gefolge hatte. So ist es denn gekommen, daß diese schon so früh gegründete und mit so vielen Privilegien ausgestattete Kolonie geraume Zeit sich selbst nicht zu erhalten vermochte, vielmehr zu der Nachbarkolonie ihre Zuflucht nehmen mußte, die dem Australkontinent stets als die eigentliche Kornkammer gegolten hat. Und doch ist gerade Südaustraliens Boden keineswegs durch große Ergiebigkeit ausgezeichnet, vielmehr sind die Ernten in keiner der übrigen australischen Kolonien geringer als gerade hier. Im Durchschnitt der letztverflossenen zehn Jahre war der Weizenertrag pro Acre (0,4 Hektar) in Südaustralien nur 8,64 Bushel (zu 36 Liter), in Westaustralien 11,57, in Queensland 12,09, in Victoria 12,99 und in Neusüdwales 14,33 Bushel. Aber dabei sind pro Kopf der Bevölkerung unter Kultur in Südaustralien 7,01 Acres, in Westaustralien dagegen, das zunächst im Range steht, nur 1,80 Acres, in Victoria 1,46, in Neusüdwales 0,81 und in Queensland gar nur 0,46 Acre. In diesen beiden letzten Kolonien dominiert die Maiskultur, deren jährlicher Ertrag von sechs Millionen Bushel oder 2,2 Millionen Hektoliter fast ausschließlich auf sie entfällt, in Südaustralien und Victoria baut man aber vorzugsweise Weizen, welcher in der ersten der beiden genannten Kolonien zwei Drittel, in der zweiten über die Hälfte des gesammten bestellten Areals beansprucht. Auf dem ganzen Kontinent standen aber Anfang 1881 erst 5 459 687 Acres unter Kultur, also nur soviel wie in der preußischen Provinz Schlesien oder in Bayern rechts des Rheines, wovon nahe an drei Fünftel mit Weizen besäet waren.

Diese Vorliebe für den Weizenbau hat ihren Grund allein in der größeren Marktfähigkeit des Artikels. Für andere Bodenprodukte ein lohnendes Absatzgebiet zu finden, würde weit

schwieriger sein. Und auch jetzt schon ist es nicht immer ganz leicht für Australien, seinen Weizen und sein Mehl vorteilhaft anzubringen. Allerdings hat es das Glück, daß seine Ernten gerade in unsern Winter fallen, Ende December und Januar, und die Verschiffungen also auf den Londoner Markt kommen, wenn die aus den Vereinigten Staaten, Rußland u. a. erhaltenen Vorräte zur Neige gehen; sind aber die Ernten in Europa und in Amerika gut gewesen, so fällt es Australien sehr schwer, mit jenen Gebieten zu konkurrieren. Man hat daher in Australien selbst schon oftmals daran gedacht, sich andern Kulturen zuzuwenden, zumal der Körnerbau zuweilen sehr empfindlich von den ihm stets drohenden Gefahren zu leiden hat. Der Landmann hat in Australien nicht wenige Widersacher.

Zuerst waren ihm die einheimischen Vögel, namentlich die Papageien, außerordentlich lästig. Sie wurden daher ausgerottet und jetzt sind sie in der Nähe von Farmen selten genug zu finden. Dann fand man aber nach kurzer Zeit heraus, daß die Natur diese Vögel in die Landschaft gesetzt habe, um Ordnung in derselben zu halten und die Pflanzenwelt vor ihren gefährlichen Feinden, den Insekten und Würmern, zu schützen. Nun führte man die Sperlinge ein. Allein diese vermehrten sich in solcher Weise, daß sie dem Landmann bald mehr schadeten als nützten und endlich zu einer wirklichen Gefahr wurden. Nun hat man zu ihrer Vertilgung schreiten müssen und zwar zahlt die Regierung einiger Kolonien Prämien für jeden eingelieferten Sperlingskopf. Welche Verwüstungen die Kaninchen anrichten, wie sie faktisch manchem Ackerbauer die Existenz völlig unmöglich machten, bis Regierungen und Privatpersonen anfingen, ihre Ausrottung zu beschließen und kolossale Summen dafür aufwandten, haben wir an anderm Orte erwähnt. Und diese Gefahr ist keineswegs beseitigt, höchstens ist sie wohl in ihrem weiteren Anwachsen gehemmt worden. Dann haben sich Getreidekrankheiten eingestellt, welche zuweilen den Ertrag ganzer Felder vernichteten oder doch die Frucht so schädigten, daß sie enorm im Werte verlor. Aber

aller dieser Gefahren könnte man doch wohl schließlich Herr werden. Die schädlichen Tiere werden bei systematischer und unausgesetzter Bekriegung wohl endlich dem Menschen weichen müssen und gegen die Getreidekrankheiten vermag man sich durch zweckentsprechende Auswahl und Behandlung des Saatkorns zu schützen. Allein es giebt Gefahren, die fast regelmäßig in jedem Jahre wiederkehren, und welche die menschliche Macht nicht zu bannen vermag.

Da sind in erster Linie die heißen Winde. Sie erscheinen gewöhnlich schon früh im Jahre, so früh, daß sie auf die Körnerbildung, welche dann gerade vor sich geht, die verderblichste Wirkung haben können. Und in der That schrumpft unter dem glühenden Hauch dieser australischen Scirroccos das weiche Korn in der Ähre so schnell und so stark zusammen, daß damit alle Hoffnungen des Landmannes auf eine erträgliche Ernte völlig zerstört werden. Eine andere Gefahr sind die sich jährlich einstellenden Heuschrecken, welche die Ähren von den Halmen beißen, um sie dann am Boden zu verzehren. Hagelschlag und zwar von einer ganz außerordentlichen Heftigkeit ist auch nicht selten. Rechnen wir nun noch die am Ostrande die Uferlandschaften verheerenden Überschwemmungen und den Regenmangel an der Südküste hinzu, so werden wir gestehen müssen, daß des australischen Farmers Beruf kein dornenloser ist. Freilich ist der Landmann nicht von aller Schuld an manchem Mißerfolge freizusprechen. Wenn er darauf besteht, aus der meist doch nur dünnen Ackerkrume Ernte um Ernte zu ziehen, ohne darauf bedacht zu sein, dem Boden wiederzugeben, was er ihm nahm, so darf er sich über den stetigen Rückgang der Erträge nicht wundern. Allerdings ist noch viel Land vorhanden, auf welchem er seinen Pflug einsetzen kann; noch vermag er seinen ausgeraubten Acker an den Viehzüchter zu verkaufen; der Erlös wird ihm zu einer größeren Farm mit jungfräulichem Boden verhelfen. Es geht hier wie in Amerika. Das Land wird bestellt, bis sich die Erträge zu niedrig stellen, um den Anforderungen zu genügen; dann zieht man weiter, tiefer ins Innere, um das

Spiel von neuem zu beginnen. Aber schon jetzt sieht man ein, daß in Australien dies Verfahren sich ebensowohl rächt wie anderwärts und daß es in den südlichen Gegenden wenigstens weit eher seinen Abschluß finden wird als in den Vereinigten Staaten.

Körnerbau ist bisher die einzige nennenswerte Leistung des Landmannes. Für Südaustralien und Victoria kommt allerdings noch der Anbau von Kartoffeln in Betracht, welche namentlich in der letztgenannten Kolonie vorzüglich gedeihen. Und für das trockne, wiesenlose Südaustralien ist die Produktion eines eigentümlichen Heus zu erwähnen, welches man aus dem grün gemähten Weizen und Hafer gewinnt. Allein wir würden in einem Lande, dessen großes Drittel innerhalb des südlichen Wendekreises liegt, also unter denselben Breitegraden wie Rio de Janeiro und Bahia, Kulturen erwarten, wie sie tropischen Gegenden eigen sind. Und ein Anfang ist in dieser Richtung auch wirklich gemacht worden. Zucker und Baumwolle werden im östlichen Australien schon seit geraumer Zeit gepflanzt. Aber im nördlichen Neusüdwales an den Ufern des Clarenceflusses und in Queensland, wo ihm das Klima schon günstiger ist, macht der Zuckerrohrbau doch nur sehr langsame Fortschritte. Indessen bildet er in letzterem jetzt die Hauptkultur, gegen die alle andern zurücktreten. Die Baumwolle von Queensland wurde früher wegen ihrer Feinheit gerühmt, allein das Areal, welches man für diese Pflanze bestimmt, ist ein sehr kleines, in Neusüdwales, wo man sich früher lebhaft für den Baumwollbau interessierte, ist man schon seit Jahren gänzlich davon zurückgekommen. Bedeutender und auch weit allgemeiner wird Tabak gepflanzt, allein die Blätter, welche man im Norden wie im Süden gewinnt, vermögen sich mit den Erzeugnissen anderer tabakbauender Länder durchaus nicht zu messen. Wir finden Tabakpflanzungen in Queensland, Neusüdwales und Victoria, der Anbau ist aber nur in der letzten Kolonie von Belang und selbst dort verwendet man einen großen Teil des einheimischen Produkts zur Schafwäsche, während Rauchtabak,

sei es in rohem Zustande, sei es als Fabrikat, in zunehmenden Mengen eingeführt wird. Was man sonst für Versuche mit allerlei andern Kulturen gemacht hat, wie Kaffee, Reis, Arrowroot ꝛc., berechtigt allerdings zu den besten Hoffnungen, es dürfte aber geraume Zeit vergehen, ehe man sich mit ihnen ernstlich beschäftigt. Der englische Arbeiter, welcher in die australischen Kolonien versetzt wird, ist höchstens einigermaßen mit den Manipulationen seiner heimischen Ackerwirtschaft vertraut und ist in der Regel zu einseitig beschränkt, um Ratschläge anzunehmen, wie sie ihm beispielsweise der hochverdiente Direktor des botanischen Gartens zu Adelaide, Dr. Schomburgk, zu wiederholten Malen gegeben hat, indem er die Substituierung einiger, durch ihn selbst als rentabel erprobten Kulturen für den das Land erschöpfenden Getreidebau anempfahl. In der nördlichsten, heißesten und feuchtesten Gegend Nordaustraliens wird der Anbau tropischer Gewächse — und ein solcher wird dort doch nur möglich sein — sich sicherlich nicht ohne die Heranziehung von chinesischen oder ostindischen Kulis oder von Polynesiern lohnen. Die letzteren sind auf den Zuckerplantagen von Queensland bereits beschäftigt, nicht ohne einen stehenden Protest der weißen Arbeiterbevölkerung hervorgerufen zu haben. Die Chinesen will man aber durchaus nicht. Südaustralien freilich hat sich den anderswo getroffenen Maßnahmen nicht angeschlossen und einige Tausend chinesische Arbeiter in sein Nordterritorium eingeführt, um den Besitzern des dort schon in großen Parzellen verkauften Landes Gelegenheit zu geben, dasselbe auszunützen, allein bisher hat man außer in dem kleinen Versuchsgarten der Regierung in Palmerston noch keinerlei Beweise dafür geliefert, was das Land zu leisten im stande ist. Auch die großen, vielversprechenden, von Alexander Forrest vor wenigen Jahren aufgefundenen Ebenen sind bisher nur von Viehzüchtern in Anspruch genommen worden.

Dennoch darf man dem großen tropischen Teile Australiens, dessen meist sehr fruchtbarer Boden überall von schönen Flüssen durchzogen ist und sich sehr reichlicher und regelmäßiger Nieder-

schläge erfreut, eine große Zukunft wohl voraussagen, wenn einmal die Arbeiterfrage in richtiger Weise gelöst ist. Augenblicklich regiert eben der gemeine Mann das Land. Durch das allgemeine Stimmrecht hat er bei Parlamentswahlen die Majorität nicht nur vermöge des numerischen Übergewichts seiner Klasse, auch die von ihm, als dem besten Kunden abhängigen kleinen Kaufleute und Schänkwirte werden unbedingt seine Interessen zu ihren eigenen machen, denn ihr Wohlbefinden, selbst ihre Existenz hängt ja sehr wesentlich von der gutbezahlten und wenig sparsamen Arbeiterbevölkerung ab. Von dieser Fürsorge für den kleinen Mann sind auch alle in neuester Zeit erlassenen Landgesetze durchdrungen, deren Endziel darauf hinauszustreben scheint, den Kapitalisten vom Grundbesitz soviel wie möglich auszuschließen und nur dem das Recht auf das Land zu gewähren, welcher es wirklich bebauen will. Die Übelstände waren eben zu groß geworden, die Bevorzugung des Spekulanten, die Benachteiligung des wirklichen Bebauers waren so offenkundig, daß sich ehrgeizigen Volkstribunen eine erwünschte Gelegenheit bot, durch Bloßstellung solcher Schäden zu Ansehen und zu lohnenden Ämtern zu gelangen. Der ostensibel verkündete Zweck, der ehrlichen Arbeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, ist nun freilich nicht immer erreicht worden, sei es daß es den selbstkonstituierten Volksbeglückern an der nötigen juristischen Schärfe fehlte, um ihren Gesetzesvorschlägen die richtige Fassung zu geben, sei es daß sie ihren Vorteil darin erblickten, eine teilweise Schwenkung ins feindliche Lager zu machen.

Ursprünglich wurde alles Land an Ansiedler verschenkt. Es war dies auch der einzig mögliche Weg, die Kolonisierung zu fördern, da außer freigelassenen Sträflingen wenige Lust verspürten, sich unter andern Bedingungen in einem so fernen und anscheinend so armen Lande niederzulassen. Daß von den Beamten der Regierung oder den Offizieren der zur Bewachung der Sträflinge beorderten Truppen einer oder der andere die Kolonie zum dauernden Aufenthalte wählte, kam selten vor, obschon man mit

Landverleihungen nicht kargte. So erhielt der ehemalige Leutnant Mac Arthur zur Ausführung seiner Wollprojekte ein Gebiet von 4000 Hektaren, das er sich wählen konnte, wo er wollte, und welches er mit sehr gutem Kennerblicke an den schönen Ufern des Cowpastureflusses aussuchte. Diese Verleihung geschah von seiten der englischen Regierung, als deren fast unbeschränkter Bevollmächtigter in der Kolonie der Gouverneur fungierte, in dessen Hand bis zum Jahre 1824 die Verfügung über den Grund und Boden gänzlich lag. Personen, welche freiwillig nach Australien auswandern wollten, bot man freie Überfahrt, unentgeltliche Ländereien und Lebensmittel auf zwei Jahre. Später, als Einwanderer in größerer Zahl nach Australien kamen, als die Nachfrage nach Land lebhafter wurde, fing man an zu verkaufen, aber natürlich zu äußerst billigen Preisen, gewöhnlich zu 5 Schilling pro Acre (0,4 ha) oder man verpachtete das Land zu 2 Schilling pro 100 Acres. Dabei wurde sehr häufig weder Kaufgeld noch Pacht wirklich gezahlt.

Dann fing die Londoner Finanzwelt an, Australien als ein geeignetes Feld für ihre Spekulationen anzusehen. Aus den ersten Männern der City bildete sich 1825 eine Gesellschaft, welche eine Million Acker Landes von der britischen Regierung als Schenkung erhielt unter der Bedingung, daß sie die Kolonisation dieses Striches in Angriff nehme. Außerdem erteilte man dieser Gesellschaft ein Monopol für alle in der Kolonie zu gewinnenden Kohlen. Man faßte weitgehende Pläne und trug sich mit großen Hoffnungen, die sich in der Folge leider zu einer sehr beschränkten Realität kondensierten. Die hochgeschraubten Erwartungen dieser Gründerperiode brachten es indes dahin, daß man in London von allen Seiten Sturm auf das Kolonialministerium lief, um Schenkungen von ausgedehnten Landparzellen zu erhalten. Zum großen Nachteil für die gesunde Entwickelung der Kolonie auch nicht ohne Erfolg.

Ganz auf dieselbe Weise wurde von den Ländereien Westaustraliens Besitz ergriffen und auch hier bereitete das System

großartiger Landschenkungen und die gleichfalls schnell üppig wuchernde Spekulation der Ansiedelung anfangs sehr bedenkliche Schwierigkeiten. Das in Neusüdwales gegebene Beispiel wirkte ansteckend auf eine Anzahl von Herren, die, teils Engländer, teils Australier, in einem andern Teile des Kontinents eine Kolonie zu gründen beschlossen. Einer der Begründer, dessen Einfluß bei dem damaligen englischen Ministerium bedeutend war, erhielt eine Million Acker zum Geschenk, die andern wurden je nach Verhältnis ihres in die neu zu gründende Kolonie überzuführenden Besitztums bedacht. Wer daher nicht mit genügenden Kapitalien versehen war, verschaffte sich Kredit; die von den Kaufleuten entnommenen Waren gaben ihm nun gleichfalls Ansprüche auf Berücksichtigung. Auf diese Weise erhielt jeder der Ansiedler eine Parzelle Landes, welche alle weit über die Kolonie verstreute, eine Parzelle, welche viel zu groß für seine, durch gedungene Arbeit selten unterstützten Kräfte ging, die auch in der Regel neben sehr wenigem guten Boden viel unbrauchbares Terrain enthielt. Durch diese Art der Landverteilung wurde die Entwickelung Westaustraliens aufgehalten, durch die zu große Zerstreuung der Bevölkerung alle Anstrengung der einzelnen paralysiert und die Kolonie schließlich an den Rand des Verderbens gebracht, von dem sie nur durch die Zufuhr von Sträflingen gerettet werden konnte.

Alles Übel, welches sich aus dem System der unbegrenzten Landbewilligungen in Neusüdwales sowohl als in Westaustralien entwickelt hatte, suchte man nun durch einen ganz neuen Plan zu vermeiden. Das Land sollte von jetzt ab verkauft werden und zwar zu einem viel höheren Preis als früher, der durch das Ausbieten auf dem öffentlichen Markte enorm gesteigert werden konnte. Für das erlöste Geld beabsichtigte man, Einwanderer und zwar vorwiegend noch junge verheiratete Leute ins Land zu bringen. So verschaffte man dem Kapital Arbeiter und diesen Arbeitern nach einiger Zeit wiederum Gelegenheit, selbständige Besitzer zu werden. Das erste Experiment dieser Art

wurde in Südaustralien gemacht, das ebenfalls von einer Gesellschaft: der South Australian Company gegründet wurde. Der Preis eines Ackers wurde anfangs auf zwölf Schilling, später auf ein Pfund Sterling festgesetzt und dies ist auch noch jetzt der niedrigste Preis, für welchen in den meisten Kolonien Land, welches sich zum Ackerbau eignet, von der Regierung zum Verkauf ausgeboten wird.

Die unmittelbare Folge der Einführung dieses Systems war eine allgemeine Landmanie, auf welche eine nahezu ebenso allgemeine Insolvenz folgte. Alles Eigentum sank enorm im Preise und in diese Periode fällt eine große Anzahl von bedeutenden Ansammlungen von Land in den Händen einzelner, welche glücklich genug waren, im Besitz von Kapitalien zu sein. Aber diese Kapitalisten kauften das Land keineswegs, um Ackerbau darauf zu treiben, sie wünschten es entweder zur Schafzucht zu benutzen oder es in kleinen Parzellen an wirkliche Ackerbauer zu hohen Preisen wieder zu verkaufen. In der That bildete sich mit der Zeit eine Klasse von Leuten, meist Agenten für Londoner Kapitalisten, welche es jedem andern, der nicht zu ihnen gehörte, unmöglich machten, direkt von der Regierung Land zu erwerben. Diese land sharks, Landhaien, wie sie im Volksmunde hießen, trieben den Preis lieber auf das Zehnfache des eigentlichen Objektwertes, als daß sie ein Durchbrechen ihres Monopolringes gestatteten. Ehe eine repräsentative Verfassung eingeführt wurde, war es schwer, Remedur gegen dergleichen Mißbräuche zu schaffen, aber dann trat sie wirklich ein.

Bisher hatte das Gesetz die Kapitalisten begünstigt und den Mann mit bescheidenen Mitteln zurückgestoßen oder bedrückt, jetzt sollte der Reiche ausgeschlossen und nur dem das Recht eingeräumt werden, Land zu besitzen, der dasselbe auch bebauen wollte. Der Unvermögende wurde ermutigt dadurch, daß man ihm Kredit auf lange Jahre gewährte, und der Wohlhabende zurückgeschreckt, weil man von ihm verlangte, daß er auf dem erworbenen Lande wohne und arbeite. Umgehungen des Gesetzes wurden mit schweren

Strafen bedroht. Das sind die Grundsätze, nach welchen die unter einander in sehr vielen Punkten nicht unerheblich abweichenden Landgesetze aller Kolonien gefaßt sind. Queensland hat außerdem das Heimstättegesetz der Vereinigten Staaten eingeführt, wonach bestimmte Landparzellen unter gewissen Bedingungen an die Bebauer verschenkt werden.

Unter diesen neuen Gesetzen ist ein außerordentlich großes Areal schnell in Privatbesitz einzelner Farmer übergegangen. In Victoria wurde das betreffende Landgesetz Ende 1869 eingeführt und in den nächsten zehn Jahren nicht weniger als 9 905 902 Acres von Landauswählern, Freeselecters, wie man sie in Australien nennt, in Besitz genommen. Wie leichtsinnig man aber dabei zu Werke ging, beweist der Umstand, daß innerhalb der gedachten Periode 2 446 450 Acres wegen Nichterfüllung der gesetzlichen Vorschriften von der Regierung wieder eingezogen oder von ihren Besitzern verlassen worden waren. Ein Viertel des gesamten Areals war also wieder in die Hände der Regierung gelangt. In andern Kolonien wird es nicht besser gewesen sein. Will man den unversöhnlichen Gegnern dieses Gesetzes glauben, so bezweckten diese verhaßten Freeselecters, indem sie ein Stück Land inmitten einer Viehweide für sich selbst wählten, keineswegs ihren Lebensunterhalt durch die mühselige Urbarmachung dieses Landes zu gewinnen, es waren vielmehr die Schafe und Rinder des reichen Squatters, welche sie reizten, und wenn dann und wann ein Haupt fehlte, so konnte man unschwer erraten, wohin es seinen Weg genommen hatte. Der Freeselecter wünschte auch gar nicht auf seiner Farm zu bleiben; konnte er es dahin bringen, daß ihn der Squatter auskaufte, so war ihm damit am besten gedient und er zog dann weiter, um womöglich dasselbe Spiel zu wiederholen. Das sind die Klagen, die man namentlich in Queensland und Neusüdwales und auch in Victoria zu hören bekommt. Ganz unbegründet mögen diese Klagen nicht sein, sicherlich aber haben diese liberalen Landgesetze einer großen Zahl von Menschen ermöglicht, da ihren Lebensunterhalt zu erwerben,

wo früher nur einige wenige lebten und der Ertrag des Ganzen vielleicht nicht einmal der Kolonie, sondern dem in England lebenden Besitzer zugute kam. Die kleinen Besitzungen haben sich daher in den letzten Jahren schnell vermehrt. Dennoch ist ein außerordentlich großer Teil des Landes in den Händen einiger weniger Personen. Die Zahl aller Grundbesitzer in Victoria wird 1880 auf 48 969 angegeben, welche 16 620 900 Acres im Besitz hatten und von diesem Areal kamen 4 260 717 Acres auf 199 Eigentümer; zehn hatten je 40 000 Acres und darüber.

Als ein Beispiel einer großen, an amerikanische Verhältnisse erinnernden Farm kann eine Besitzung in Südaustralien dienen, das Eigentum eines der Gründer jener Kolonie, deren Areal von etwa 25 000 Hektaren freilich hauptsächlich als Weide für 50 000 Schafe benutzt wird, von der aber schon 2000 Hektar mit Weizen bebaut sind und zwar mit den besten Maschinen und nach den neuesten Methoden. Außer zahlreichen Maschinen, worunter jene in ganz Australien berühmten Stripper, welche das Abernten und Ausdreschen zu gleicher Zeit besorgen, sind hier über 500 Pferde und 200 Leute beschäftigt, wenn die Erntezeit kommt. Diese Leute werden nach drei Stufen mit 15, 18 und 20 Schilling pro Woche bezahlt, je nach den Leistungen jedes einzelnen, doch mag ein jeder durch Fleiß und gutes Betragen zur höchsten Stufe aufsteigen. Außer diesem Lohn erhalten die Leute Wohnung und sehr gute Beköstigung. Was würde ein deutscher Arbeiter aber wohl zu solchen Vorschriften sagen, die ein jeder dort eintretende zu unterschreiben hat, wie folgende? Wer im trunkenen Zustande angetroffen wird, verliert seine Stelle und seinen Lohn. Desgleichen wer berauschende Getränke auf die Farm bringt und wer von denselben trinkt. Wer aber in der Nähe der Ställe und Heuschober rauchend angetroffen wird, verliert nicht nur sein Geld, er wird auch noch außerdem gerichtlich verfolgt. Und diesen, die persönliche Freiheit nach militärischem Maßstabe beschränkenden Gesetzen unterwerfen sich die australischen Kolonisten, in deren Lande sonst die größte Frei-

heit herrscht, in verständiger Anerkennung ihrer Notwendigkeit ohne weiteres. Allerdings weiß der australische Arbeiter im Genuß geistiger Getränke nie Maß zu halten und die obige Anordnung wiederholt sich überall, wo größere Zahlen beschäftigt sind, wenn auch nicht immer mit derselben Schärfe.

Eine solche Farm ist indes in Australien eine große Seltenheit. Jene Landbesitzer Victorias, von welchen wir oben sprachen, führen den Pflug nur über einen sehr geringen Teil ihrer großen Güter, die zehn bedeutendsten derselben hatten 1880 von 564 234 Ackern, welchen ihnen gemeinsam gehörten, im ganzen nur 4418 Acker unter Kultur. Und es war ihnen keineswegs darum zu thun, Korn oder Handelsgewächse zu bauen, mit welchen sie den Markt beschicken könnten, ihre Absicht war nur, ihre Weidegründe durch das Ansäen von Futterkräutern zu verbessern oder Futterkorn für den Konsum ihrer Arbeitstiere zu ziehen, denn diese großen Grundeigentümer beschäftigen sich fast ausschließlich mit Viehzucht. In der That überließ man bis vor wenigen Jahren gänzlich und auch noch heute zum allergrößten Teile den Ackerbau den kleinen und mittleren Leuten, die sich unseren Bauern vergleichen lassen. Landbau und Viehzucht waren in der Regel bis auf den heutigen Tag zwei neben einander hergehende getrennte Zweige; der eine selbst dem bescheidenen Anfänger möglich, welcher außer einem gesunden und kräftigen Körper über wenige Mittel gebot, der andere nur für den Kapitalisten erreichbar. Dazu kam, daß der Squatter stets geneigt war, das Land, auf welchem seine Herden weideten, als völlig untauglich für den Ackersmann zu bezeichnen, und daß er sich wohl hütete, durch einen Versuch die Wahrheit seiner Angaben auf die Probe zu stellen. Es lag das in seinem Interesse, da ihm, solange der ungenügende Charakter seines Besitzes nicht angezweifelt wurde, die Benutzung desselben gegen eine mäßige Rente offenstand, ein Vorteil, der sofort aufhörte, sobald man eine bessere Meinung von dem Lande faßte und sich das Augenmerk der Landsucher darauf richtete.

Allein auf die Dauer konnte ein solches Geheimnis doch

nicht vor den Augen aller gehütet werden. Solange im Graben nach den Schätzen des Bodens eine lohnende Beschäftigung für eine mäßig große Bevölkerung gefunden wurde, kümmerte man sich auch wenig darum, wer sich des übrigen Areals bemächtigte. Als aber die Ergiebigkeit der Goldfelder nachzulassen anfing und man mehr und mehr erkannte, daß nur dem großen Kapital dort eine sichere Aussicht auf Gewinn offenstehe, begann man, seine Aufmerksamkeit auf den bisher vernachlässigten, zwar bescheideneren, aber zuverlässigeren Ackerbau zu richten. So haben sich Farmer an der westlichen Abdachung des großen Scheidegebirges in Neusüdwales weit hinein in den Riverinadistrikt niedergelassen, so verbreiten sie sich über das westliche Victoria, so sind sie in Südaustralien das Flindersgebirge entlang schon hoch nach Norden zu vorgerückt. Wo früher nur wenige Menschen mit der Schafzucht beschäftigt waren, haben sich überall Dörfer gebildet. Klein genug, messen wir sie nach dem bei uns geläufigen Maß. Denn diese Ortschaften enthalten außer ein paar Läden und Wirtshäusern nur einige Werkstätten, zahlreiche Kirchen, ein paar Schulen und Banken, vielleicht ein Regierungsgebäude mit Polizei, Post und Telegraphie, sonst wenig anderes. Die ackerbauende Bevölkerung, welche wir anderswo als den Hauptbestandteil erwarten dürfen, fehlt hier ganz, sie lebt ringsum zerstreut auf ihren Äckern und weit über die Ebene hin. Die Hügelseiten hinan bis oben auf schmale Hochflächen erblicken wir weißgetünchte Häuser, deren eiserne Dächer in den Sonnenstrahlen mit blendendem Lichte hinstrahlen über die jungen Pflanzungen, mit welchen der Farmer sein wohleingefriedigtes Heim umgeben hat. Vielleicht gewahren wir auch zu kleinen Gruppen vereint saubere Gehöfte, eingeschlossen von strohbedachten Gebäuden, mit Balken und Fachwerk in schmucken Farben, kleinen Fenstern und querdurchschnittener Thür, ganz solche Bauten, wie wir sie im lieben alten Vaterland im Osten wie im Norden zu sehen gewöhnt waren, die Wohnstätten unserer Landsleute, die auch im Antipodenlande ihren alten Sitten treu blieben die und nach althergebrachter, liebgewordener Gewohn-

heit errichteten Höfe in deutschem Hang zu geselligem Aneinanderschließen nicht über die Felder zerstreuen wollten. Der Deutsche ist unter den Farmern der beste. Niemand bestellt seinen Acker so sorgfältig und hält ihn so rein, niemand pflegt auch sein Vieh wie er, und daß gerade die eine Kolonie, in welcher er vornehmlich sein Heim aufschlug, sich zu so hoher landwirtschaftlicher Blüte emporgerungen hat, ist nicht am wenigsten seiner beharrlichen Arbeit zu danken, wie er es auch ist, welcher die Nachbarin Victoria zur würdigen Nebenbuhlerin erheben hilft.

Squatter und Buschmann.

Mit einer wunderbaren, alle früher gebildeten Vorstellungen nur zu häufig verwirrenden Konsequenz hat es dem australischen Kolonisten beliebt, vorhandene Bezeichnungen auf Personen und Dinge zu übertragen, deren Charakter eine Verwandtschaft, selbst eine Ähnlichkeit mit den ihnen zugemuteten Namensvettern gar nicht erkennen läßt. Zu solchen Anomalien gehört auch der Titel, welchen die einflußreichste aller australischen Gesellschaftsklassen heute führt. Das Wort „Squatter" ist, wie manches andere, dem Vokabularium Amerikas entlehnt. Dort versteht man darunter Leute, welche sich ohne Rechtstitel auf einem Stück Landes niederließen, um dasselbe zu bebauen. Solche Squatter setzten sich, ohne die Regierung zu fragen und ohne von dieser gestört zu werden, an den Ufern der großen Flüsse fest, klärten mit Axt und Feuerbrand ein Stück Landes für sich und die wild aufwachsende Familie und führten wohl, wenn die Erträge die Konsumtion überstiegen, den mit Pflug und Büchse aus Feld und Wald errungenen Gewinn auf selbstgezimmerten Flößen zu seewärts gelegenen Handelsplätzen, um dort die Produkte einer Civilisation einzutauschen, aus welcher sie sich zurückgezogen hatten,

weil sie ihrem Hange zur Ungebundenheit die Freiheit der Bewegung nicht gestattete, die solchen Menschen als das höchste Gut erschien. Es waren das kleine Leute, ziemlich wild und in ihrer Abgeschlossenheit mehr und mehr verwildernd, bis sie sich von den Rothäuten, denen sie, sei es als Freunde, sei es als Feinde, manche Geschicklichkeit und manche Sitte abborgten, in ihrem Äußeren kaum noch unterschieden.

Wem ein derartiges Bild vorschwebte, wenn der australische Squatter genannt wird, würde sich einer starken Täuschung hingeben. Allerdings hatte der Australier eine kurze Zeit lang mit dem Amerikaner etwas gemein: die Okkupation herrenloser Ländereien ohne irgendwelche Kontrolle. Aber selbst dieser eine Zug schwand sehr schnell vor dem wachsamen Auge einer Regierung, welche alle Stände zur Tragung der Kosten der Verwaltung heranzuziehen suchte, wie sie ihren Schutz bis in die entlegensten Winkel des ungeheuren Territoriums ausdehnte. Indessen mag gerade diese zwar nicht ungesetzliche, aber doch gesetzlose Okkupation den Anlaß zur Entlehnung einer Bezeichnung gegeben haben, die sonst in keiner Weise paßte und heute durchaus nicht zutrifft.

Der australische Squatter ist kein Ackersmann, sondern ein Herdenbesitzer. Allerdings bebaut auch der eine oder der andere dieser Magnaten einige und zuweilen sehr ausgedehnte Teile seines ländlichen Eigentums, allein er tritt dann in die Kategorie der Farmer, einer Klasse, welcher er aber nicht zugerechnet werden darf, da der Schwerpunkt seiner Existenz immer noch in der Viehzucht liegt. Er würde eine Aufnahme in jene arbeitsame und verdienstvolle Klasse australischer Staatsbürger auch mit Entschiedenheit ablehnen. Wir freilich im alten Europa sind daran gewöhnt, an den vielbegehrten Besitz wohlbestellter Felder und kräftigen Waldbestandes die Vorstellung hoher sozialer Stellung und wohlhäbiger Existenz zu knüpfen und niemals können wir den Begriff Aristokratie von Landbesitz gänzlich gesondert denken. Der deutsche Pächter, und sei das von ihm gehaltene

Areal noch so groß und noch so ergiebig, gehört einer ganz andern Klasse an. Aber der australische Squatter ist stets Pächter und nur sehr selten Eigentümer eines Teiles seines Landes, den er in neun Fällen von zehn sicherlich nicht gekauft haben würde, hätte man ihn nicht dazu gezwungen, und er bildet die eigentliche Aristokratie Australiens.

In der Regel ist der Grund und Boden des Squatters infolge seiner Beschaffenheit und der herrschenden klimatischen Verhältnisse für den Ackerbau nicht geeignet. Er liegt auch wohl noch zu fern von lohnenden Absatzgebieten, um Kulturversuche zu ermutigen. Aber eben die Eigenschaften, welche den Landmann abschrecken, machen dieses Terrain dem Viehzüchter wünschenswert und wertvoll. Die Trockenheit des Klimas und der Salzgehalt der großen Ebenen des Innern würden das Geraten von Ackerfrüchten sehr zweifelhaft erscheinen lassen, es sind dies aber gerade Bedingungen, wie sie der Schafzüchter sucht und begierig acceptiert. Daher stehen beide Erwerbszweige sehr selten nebeneinander. Freilich finden wir in allen Kolonien, am meisten in Victoria, ausgedehnte Weidegründe unfern von den belebten Centren des Verkehrslebens, welche jede Bedingung für lohnende Ackerwirtschaft in sich tragen, und dennoch derselben keineswegs unterworfen sind. Der gesicherte und den Zufälligkeiten von Preisschwankungen weniger ausgesetzte Ertrag der Schafherden hat den glücklichen Besitzern bisher keinen Anlaß gegeben, diese fruchtbaren Ländereien ihrer jetzigen Bestimmung zu entziehen. Die hohe Rente, welche ihnen bei dem Weidebetriebe zufällt, muß sie vom Verkauf abhalten und ein System von Verpachtungen, wie wir es in England gewahren, würde sich in einem Lande nicht durchführen lassen, in welchem der Erwerb von Landeigentum so leicht gemacht worden ist. Großen Grundbesitz zu erlangen, ist freilich im subtropischen Teile nicht mehr leicht. Die Zeit, in welcher jene großen, in ihrer Ausdehnung fürstlichen Liegenschaften in der Nähe von Melbourne und Sydney, in Tasmanien wie in Südaustralien erworben wurden, liegt heute

Fig. 35.

Villa eines Squatters in der Nähe von Melbourne.

ſchon ziemlich weit zurück. Man hat einſehen gelernt, daß es nicht im Intereſſe der Kolonie liegt, das Land einer kleinen Anzahl von Kapitaliſten zu überweiſen, damit dieſelben unter der Aufſicht weniger Leute ihre Tauſende von Schafen auf ihm weiden, während dasſelbe Land, vom Pfluge durchzogen, eine zahlreiche ländliche Bevölkerung ernähren könnte. Daher jene Agrargeſetzgebung, wie wir ſie an anderer Stelle geſchildert haben, daher jene Erbitterung der Squatter gegen die Farmer, welche ſie zwingen, ihre lange mit ſo viel Vorteil behaupteten Pachtungen zu verlaſſen, von welchen ſie oft kaum einen kleinen Teil zu kaufen vermögen. Daher aber auch jene Beſtrebungen, das gekaufte Land, welches augenblicklich nur als Weide für Schafherden dient, den Händen der jetzigen Eigentümer zu entwinden, wie man in Victoria Geſetze durchzubringen verſucht hat, um die dortigen Großgrundbeſitzer zu gunſten der kleinen Eigentümer zu depoſſedieren. Solche Angriffe auf die Exiſtenz von Latifundien haben einzelne jener Landmagnaten veranlaßt, ſchon bei ihren Lebzeiten ſich dieſes Eigentums zu gunſten ihrer noch unmündigen Kinder zu entäußern, um ſo den Anforderungen jener Landbills zu genügen, welche darauf hinzielen, das von einem Individuum zu beſitzende Landquantum auf ein nicht zu hohes, unter keinen Umſtänden zu überſchreitendes Maß zu beſchränken.

Will man den Darſtellungen des Squatters über ſeine jetzige Behandlung durch die Regierungen der auſtraliſchen Kolonien vollen Glauben ſchenken, ſo käme man zu dem Schluß, er ſei der Verfolgte und Unterdrückte. Sieht man die Hunderttauſende von Schafen auf den wohlgepflegten Beſitzungen, die ſchloßartigen Villen in prächtigen Parks im Umkreis der Hauptſtädte, die luxuriöſen Yachts, welche ſich in den Häfen wiegen, ſo drängt ſich wieder der Gedanke auf, daß der verhaßte Druck dem Betroffenen ſo gar ſchädlich doch nicht geweſen ſein könne. In der That baſieren dieſe Errungenſchaften auf den Vorteilen, welche die Regierungen aller Kolonien der Viehzucht in ſehr ausgiebigem

Maße gewährten. Und zwar in sehr verständiger Erkenntnis der zur Zeit obwaltenden Verhältnisse.

Als die erste Kolonie an den Gestaden des Stillen Ozeans gegründet wurde, war für viele Jahre kaum irgendwelche Aussicht, durch die Erzeugnisse des Bodens die Niederlassung selbständig zu machen, geschweige denn solche Erzeugnisse nach andern Ländern auszuführen. Die Entfernung vom Markte war viel zu weit, die Verbindung eine gar zu unsichere. Die erste Rimesse und unter den Umständen die einzige wurde aber bald die Wolle. Wie geeignet Klima und Land für die Zucht derselben sei, hatte in den ersten Jahren einer der tüchtigsten, intelligentesten und strebsamsten Kolonisten, der ehemalige Leutnant Mac Arthur bemerkt, indem er die Veränderung beobachtete, welche sich im Laufe der Jahre an den aus Indien eingeführten, behaarten Schafen vollzogen hatte. Wie sehr aber alle Konsequenzen, welche sich aus solcher Veränderung folgern ließen, den übrigen Kolonisten entgangen waren, kann man aus den Betrachtungen ersehen, welche damalige Berichterstatter an die Thorheit jenes Mac Arthur anknüpften, als er sich verleiten ließ, acht feinwollige Merinoschafe zu kaufen, die, ursprünglich für die Kapkolonie bestimmt, nach Sydney gebracht worden waren, weil die holländischen Bauern ihre eigenen Schafe mit Fettschwänzen vorzogen. Glücklicherweise sah die englische Regierung weiter als ihre damaligen Kolonisten. Mac Arthur, welcher in Sydney wenig Entgegenkommen für seine Pläne fand, reiste nach England, wo er durch den König Georg III. wie durch dessen Minister in der freigebigsten Weise unterstützt wurde, wie er es in der That verdiente. Nicht nur überließ man ihm einige echte spanische Merinos aus der königlichen Stammschäferei, zu einer Zeit, wo die Ausfuhr der Merinoschafe aus Spanien ein Kapitalverbrechen war, es wurde ihm auch ein Landkomplex von 4000 Hektaren bewilligt, welche er sich in irgendeiner Gegend der Kolonie aussuchen konnte. Das war der erste kleine Anfang eines Erwerbszweiges, dessen Produktion heute selbst Gebiete wie das altbe-

rühmte Rußland schon hinter sich läßt und dieses bisher über alle andern dominierende Land von seiner Hegemonie entsetzt hat.

Zu dem überraschenden Erfolge hat neben der Energie und Entsagungsfähigkeit seiner Bewohner die Natur des Weltteils ganz besonders beigetragen. Reißende Tiere, wie sie so häufig in andren Erdteilen alle Mühen des Viehzüchters vereiteln, fehlen hier gänzlich oder sind doch, wie der Dingo, mit Hilfe von Gift verhältnismäßig leicht zu beseitigen. Schädliche Pflanzen finden sich nur in Westaustralien häufig und lassen sich bei ihrer räumlichen Beschränkung unter Beobachtung genügender Vorsicht sehr wohl vermeiden. Krankheiten sind namentlich unter den Schafen freilich in früherer Zeit nicht selten aufgetreten; man hat sie aber durch prompte und umfassende Maßnahmen völlig ausgerottet und überwacht den Gesundheitszustand der Herden unausgesetzt durch eine wohlorganisierte Verwaltung. Zudem ist das australische Klima ein derartiges, daß es dem Viehstand nicht zuträglicher gedacht werden könnte. Die Möglichkeit, die Herden Sommer und Winter auf ihren Weidegründen zu belassen ohne irgendwelchen Schutz gegen Hitze oder Kälte als solchen, wie ihn die Natur selber freiwillig gewährt, befördert nicht nur das Wohlbefinden der Tiere; die Kosten des Betriebes werden auch auf ein erreichbares Minimum herabgesetzt. In neuerer Zeit sind diese Kosten noch weiter reduziert worden, indem man das Personal durch Einfriedigung der Weidegründe sehr erheblich beschränkte. Diese Einzäunungen bestehen in ihrer einfachsten Form aus dichten Verhauen, wo sich genügendes Unterholz vorfindet, weit häufiger aber aus einer Anzahl starker Drähte, welche zwischen rohen Holzpfosten gezogen wurden, endlich auch in seltenen Fällen aus Steinmauern, wo anderes Material schwer zu beschaffen war und man sich auch im Hinblick auf drohende Feuersbrünste zu dieser äußerst kostspieligen Bauart gedrängt sah.

Damit berühren wir eine der schlimmsten Gefahren, welchen gerade in den vorzüglichsten Weidedistrikten der Viehzüchter immer ausgesetzt bleibt. Wo hohes Gras entweder allein oder doch

nahezu ausschließlich den Boden bedeckt, ist das Auflodern einer trockenen Grasstaude genügend, um an heißen Sommertagen die Prärie auf weite Entfernungen hin in Flammen zu setzen. Selbst wenn es möglich wird, die Herden vor dem Untergange zu sichern, so ist doch das wertvolle Futter derselben wie die kostspielige Verzäunung unrettbar der Zerstörung geweiht, zuweilen ein gewaltiger Verlust, welchen der Besitzer mit Mühe überwindet. Allerdings haben die Regierungen für alle Striche, denen solche Gefahren drohen, die schärfsten Maßregeln erlassen. Es ist bei schwerer Strafe verboten, eine andere als nach Vorschrift zulässige Vorladung für die Gewehre zu gebrauchen, die Pfeifen der Raucher müssen stets mit Deckeln versehen sein, der Reisende, welcher sein Lagerfeuer unter freiem Himmel anzündet, ist gehalten, vorher einen genau bestimmten Raum um die Feuerstätte von Gras zu befreien und, ehe er das Lager verläßt, sorgfältig jeden Funken auszulöschen. Dennoch sind solche Feuer nicht selten. Sie sollen auch entstehen durch Krystalle und Glasstücke, welche als Sammellinsen und Brennspiegel dienen, sowie durch das fortgesetzte Reiben trockener Äste an einander, bis sich eine Glut erzeugt. Jedenfalls teilen sich die in jedem heißen Sommer wütenden Waldbrände, welche oft ungeheure Strecken zerstören, den anliegenden Weidegründen häufig genug mit und erhalten, ehe sie gänzlich erlöschen, den Squatter in dauernder Besorgnis.

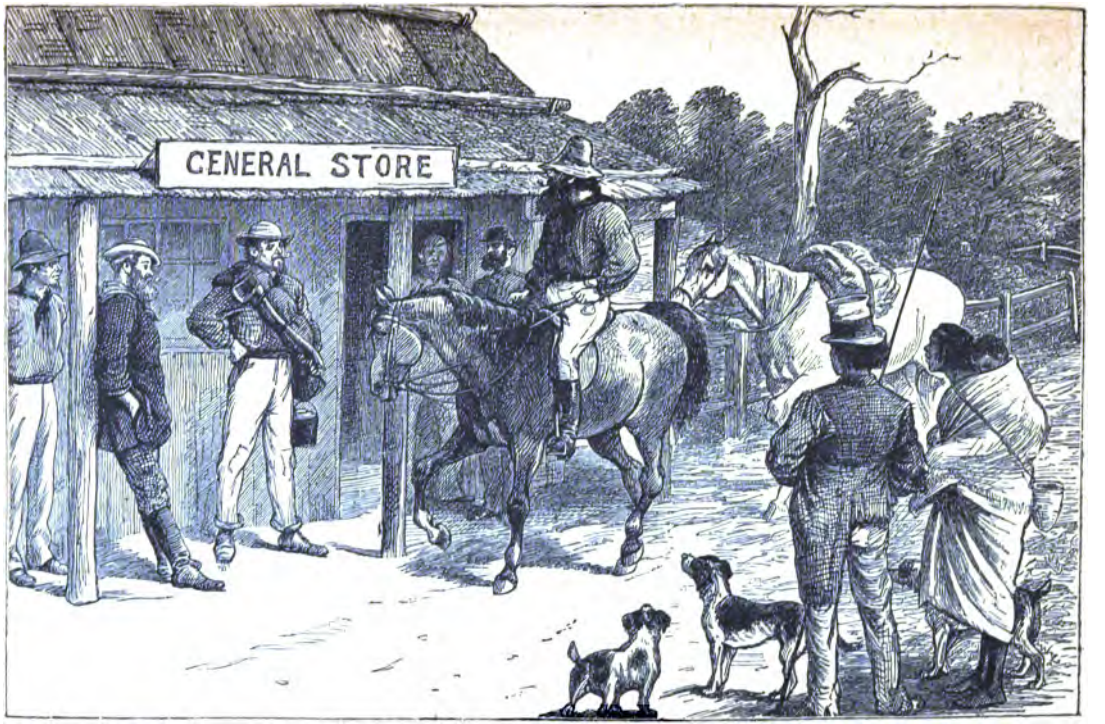
Und diese Besorgnis ist es auch, welche ihm eine Ausgabe auferlegt, die in einigen Distrikten als außerordentlich drückend erscheint, die Verpflegung nämlich von allabendlich bei den Stationen vorsprechenden Arbeiterscharen, welche Beschäftigung suchend von Platz zu Platz ziehen. Beiläufig sei hier eingeschaltet, daß man unter Station jene bald größere bald kleinere Ansammlung von Gebäuden: Wohnhäusern und Werkstätten versteht, in denen der Besitzer oder seine Verwalter und einige Arbeiter dauernd wohnen. An diesen Stationen nun wird dem vorüberziehenden Wanderer regelmäßig das Abend- und Morgenbrot verabreicht, vielleicht auch nur eine Quantität Mehl, Zucker und Thee, auch

etwas Fleisch, soviel als man für solche Mahlzeiten genügend erachtet und das sich der Vorsprechende in einer eigens dazu bestimmten leeren Hütte zubereiten mag, wie er am besten kann. In gewissen Gegenden ziehen täglich ganze Trupps solcher hungrigen Gäste vorüber, keine kleine Ausgabe für den, der sie speisen muß. Und er muß es in Gegenden, wo der Grasreichtum die Gefahr eines Feuers nahelegt. Wie leicht vermöchte ein abgewiesener und erbitterter Arbeiter den reichen Mann für die verlorene Mahlzeit viel tausendmal zahlen zu lassen! Weiter in den Busch hinein — denn es heißt ja in Australien alles Busch, wo man keinen Ackerbau treibt, und wäre es die kahlste, baumloseste Steppe — ist allerdings eine Feuersgefahr kaum zu befürchten, aber hier ist es die Notwendigkeit, sich zu gewissen geschäftigen Zeiten den Zuzug von Arbeitern zu sichern, wohl auch die in solcher Einsamkeit stark ausgeprägte Gastfreundschaft, welche dem zwischen weitentlegenen Stationen mühselig Einherziehenden einen guten Empfang sichert.

Der „Buschmann" ist eine ganz eigentümliche Erscheinung in dem sozialen Leben Australiens, freilich eine solche, die unter dem Einfluß sich stetig umgestaltender Verhältnisse numerisch mehr und mehr zurückgeht und von dem ursprünglichen Typus Zug auf Zug verliert. Als noch die Herden selbst in den Küstenstrichen unter der Obhut ihrer Hirten weideten, war die Nachfrage nach Arbeitern für die Stationen eine sehr bedeutende, zumal in der ersten Zeit, wo die Gefahr, welche den Schafen nachts durch wilde Hunde drohte, durch besondere Wächter abgewendet werden mußte. In roher Holz- oder Steinhütte, auch im starken Leinwandzelte hausten damals ein bis zwei Schäfer mit dem Hüttenwächter, welcher neben der nächtlichen Wache auch die Bedürfnisse seiner Gefährten durch eine sehr einfache Küche befriedigte. Als mit der Ausrottung des Raubtieres der Wächter nicht mehr nötig wurde, schaffte man ihn ab, und isolierte endlich die Schäfer in der Weise, daß sie, nur auf die Gesellschaft ihrer Hunde und ihrer Herde angewiesen, durch keinen Verkehr mit

ihren Nebenmenschen von ihrer Beschäftigung abgezogen werden konnten und so in der trostlosesten Einsamkeit ihre Tage verbrachten. Diese entsetzliche Einförmigkeit wurde nur durch den seltenen Besuch des Aufsehers unterbrochen, dessen Aufgabe es war, sich von dem Zustand der Herde zu überzeugen und die kleinen Vorräte an Lebensmitteln zu ergänzen. Wenn dann das Eremitenleben unerträglich und der Menschenhunger in dem vielleicht aus dem Getriebe einer Großstadt Losgerissenen zu mächtig wurde, wenn er sich an den vielleicht weit höheren Beruf erinnerte, für den ihn eine sorgfältige Erziehung in der Heimat vorbereitet hatte, und ihn der Wunsch unwiderstehlich überkam, eine wenn auch bescheidene, doch menschenwürdige Stellung zu erringen, so wandte er wohl den mühsam erworbenen Lohn in der Tasche der Station den Rücken mit dem festen Vorsatze, sie und ihresgleichen als Arbeiter nie wieder zu betreten. Allein über den Vorsatz kam es leider selten hinaus. Denn dem Buschmann, der sich, seine wollenen Decken auf der Schulter, auf die Wanderung begab, lauerten auf seinem mühseligen Wege in Gestalt von Grogshanties Versuchungen auf, denen der nach geselligem Verkehr sich Sehnende in der Regel erlag. Von dem schlauen Wirt im Zustand von Unzurechnungsfähigkeit geflissentlich erhalten, bis der letzte Heller in dessen eigene Tasche wanderte, war das erste Wirtshaus gewöhnlich das Endziel der Reise. Und wohl dem Mann, daß der betrügerische Wirt mit mehr als doppelter Kreide die Zeche registrierte, denn das Höllengift, welches er ihm unter den Namen Gin, Brandy, Whisky verzapfte, war schändlich und schädlich genug, die kräftigste Natur um den Verstand zu bringen, wie das ja die Irrenhäuser Australiens nur zu häufig bezeugen. In der Regel machte der Gast dem Wirt die Sache leicht genug. Vertrauensvoll ihm sein Geld übergebend, wartete er es ruhig ab, bis man ihm erklärte, das Kerbholz sei voll, und ihm empfahl, auf neuen Erwerb auszugehen, das Wiederkommen aber nicht zu vergessen. Daß gar mancher aus solchen Höhlen herauswankende Buschmann auf seinem Marsch unter der glühenden Sommer-

Fig. 36.



Grogshanty im australischen Busch.

sonne seinen Tod fand, daß andere, im Delirium tremens vom Wege abirrend, elend verschmachteten, wen darf das wundern? Aber wenn auch keine solche jähe Eventualität dem traurigen Lebensgange dieser Bemitleidenswerten ein Ende machte, wohin konnte eine Existenz führen, welche sich zwischen geisttötender Beschäftigung, sinnlosem Rausch und langem Müßiggang bewegte? Denn dies letzte war, freiwillig oder unfreiwillig, das Los einer großen Anzahl der Arbeiter, wie sie der Squatter gebrauchte. Selbst zu jener Zeit der Schäfer und Hüttenwächter, wo eine Einzäunung von Weidegründen noch als eine Unmöglichkeit gedacht wurde, war zu gewissen Zeiten immer ein großer Überfluß von Menschenkräften. Nur zu zwei Malen im Jahre, wenn dem Squatter seine Ernte zufiel, stellte sich ein größeres Bedürfnis nach helfenden Händen ein. Im Frühjahr und Winter, wenn der natürliche Zuwachs durch Lämmer die Herden oft um 80 bis 100 Prozent vermehrte, im Herbst, wenn mit möglichster Schnelle den Schafen das dichte Wollkleid abgenommen werden mußte, wuchs das Personal zuweilen um das Zehn- und Zwanzigfache. Nur der letzte Fall tritt, wo man der Schäfer auf den eingefriedigten „Runs“, den Weidegründen, nicht mehr bedarf, heute regelmäßig noch ein.

Die Zeit, wann man die Schafschur beginnen darf, richtet sich nach der Lage des Gebiets und der dadurch bedingten Temperatur. Es ist nicht ratsam, die Operation zu beginnen, ehe die Tage wärmer geworden sind, weil das seines schützenden Kleides beraubte Tier der Unbilde des Wetters vielleicht erliegen möchte; man darf aber auch nicht zu lange warten, weil die schnell zeitigenden Gräser ihre Samen sonst in die Wolle senden und diese verderben, ja auch bei edlen Rassen mit starker wolliger Gesichtsbekleidung der Tod nicht selten dadurch herbeigeführt wird. Eile ist daher nötig und unabläßig ertönt in den riesigen Wollschuppen vom Morgen bis zum Abend das Klappen der Scheren von zwanzig bis vierzig Arbeitern, welche mit einander wetteifern, wer zuerst das Hundert am Tage vollmacht. Freilich

müssen die scharfen Werkzeuge ihr Werk recht eilig verrichten, um eine solche Leistung zu vollbringen, und da wird es dann mit den armen Tieren nicht immer sehr genau genommen. Mit der Wolle verlieren sie nicht wenig von ihrer Haut, sodaß sie die Hand ihres Peinigers oft halbgeschunden verlassen. Zwischen den Scherern hindurch schlüpfen behende flinke Knaben, nicht selten Eingeborne, um die Wunden mit Teer zu betupfen, die Vließe aufzuraffen und den Packern zuzutragen, welche mit Hilfe hydraulischer Pressen die Wolle für die Versendung zurichten. Denn draußen warten schon an der hohen Ladestelle starke Wagen und schwerfällige Ochsenkarren, um die aufgetürmten Ballen zum nächsten Hafenplatz, zur nächsten Eisenbahnstation zu befördern

Vielleicht auch erlaubt es die Eigenschaft des Wassers, die Wolle vor ihrer Versendung zu waschen. In Südaustralien ist bei dem Vorherrschen harter oder gar salziger Wasserarten, bei dem noch häufiger sehr knapp bemessenen Vorrat diese Operation gewöhnlich ausgeschlossen und südaustralische Wollen sind fast durchweg greasy wools, Schweißwollen. Allein in anderen Kolonien, namentlich in dem flußreichen Riverinadistrikt ist das Waschen die Regel. Nur gehen die Meinungen über das Wie sehr weit auseinander und mit einer Hartnäckigkeit und Heftigkeit, welche den Anhängern unserer verschiedenen Zollsysteme Ehre machen würde, streitet man sich in Australien über die Vorzüge der Rücken- und der Vließwäsche, über die Anwendung von warmem oder kaltem Wasser. Unbeirrt gehen bisher alle Systeme nebeneinander her und liefern den so oft geführten und dennoch so selten beherzigten Beweis, daß, was für den einen paßt, nicht immer auch dem andern frommt und daß Prinzipien sich den Umständen zu beugen haben.

Den Standpunkten und der Behandlung gemäß haben die australischen Wollsorten sehr verschiedene Werte. Während die gröberen und ungereinigten Wollen aus dem Inneren Südaustraliens und die schon charakterlos ausartenden Sorten Queenslands sich mit Preisen begnügen müssen, die bis acht Pence für

das Pfund und oft noch tiefer hinuntersteigen, sind die Erzeugnisse einiger vorzüglicher Schäfereien von Neusüdwales, Victoria und Südaustralien bei vier Schilling und darüber gesuchte Ware. Das Festland Australien exportiert jetzt jährlich gegen 700 000 Ballen zum durchschnittlichen Bruttogewicht von 400 Pfund, also ein Gesamtgewicht von rund 280 Millionen Pfund, dessen Wert wir trotz des großen Rückgangs des Preise, die seit 1873 von 485 Mark auf 325 Mark pro Ballen fielen, auf nicht weniger als 227½ Million Mark veranschlagen dürfen.

Digger und Miner.

Wenn wir jetzt durch die geologischen Untersuchungen längst bekannter und angesiedelter Gebiete wie durch die Reisen in dem zuletzt erforschten Wüstengebiet des Westens mit Bestimmtheit wissen, daß die verschiedensten Teile des Kontinentes: der Osten sowohl wie der Westen, der Norden wie der Süden reich an Metallen und Mineralien mancherlei Art sind, so erstaunen wir über die Länge der Zeit, welche verging, ehe man die fast zu Tage liegenden Schätze auffand, wir dürfen auch aus dieser nur an wenigen Orten geöffneten Quelle eine reiche Zukunft für den Weltteil mit Sicherheit erwarten.

Neusüdwales hatte schon in früher Zeit kleine Quantitäten Kohle zu Tage gefördert und in Südaustralien waren höchst wertvolle Kupfergruben entdeckt worden. Bei dem Überfluß an Holz, das als vorzügliches Brennmaterial zu verwerten war, und dem Mangel an größeren Werkstätten und Fabriken hatte man die Existenz von Kohle damals wenig beachtet und das Auffinden von Kupfer war freilich für die betreffende Kolonie, aber auch nur für sie von ungemeiner Wichtigkeit und durchaus nicht geeignet, auf die Entwickelung der älteren Ansiedelungen einen treibenden Einfluß auszuüben. Immer noch war es die Ver-

mehrung der Herden, die Erzeugung von Wolle, Häuten und Talg, worauf Auſtralien ſein Hauptaugenmerk richtete, und nur mit ihnen trat es bedeutſam auf dem engliſchen Markte auf.

Nicht daß die Exiſtenz anderer Metalle unbekannt geweſen wäre. Eiſenſtein lag am weſtlichen Abhange der Blauen Berge ſehr deutlich zu Tage, auch andere Erze waren von tüchtigen Geologen, denn Auſtralien zählte ſchon früh einige ſolcher, aufgefunden worden, allein man ſagte ſich, daß die Koſten der Gewinnung den Gewinn ſelber überſteigen müßten. Von Gold hatte man ſchon 1823 gehört. Damals fand man einen kleinen Klumpen Gold im Beſitz eines Deportierten, der in Ketten an der Straße nach Bathurſt arbeitete, man glaubte, dies Gold rühre von geſtohlenen und zuſammengeſchmolzenen Schmuckgegenſtänden her und der Mann wurde ſchwer gezüchtigt. Später verkaufte ein entlaſſener Sträfling, welcher als Schäfer im Wellingtondiſtrikte diente, dann und wann kleine Stücke Goldes an Kaufleute und Juweliere und auch er geriet in den Ruf, dies Gold auf unrechtmäßige Weiſe in ſeinen Beſitz gebracht zu haben.

Einen wirklichen Nachweis, daß Gold in Auſtralien exiſtiere, erbrachte zuerſt Strzelecki, welcher 1840 eine darauf bezügliche Depeſche an den Gouverneur Sir George Gipps richtete und kleine Proben von goldhaltigem Schwefelkies beilegte. Seine Anregung fand ebenſowenig Beachtung wie die des Geiſtlichen Clarke, der ſechs Jahre ſpäter die Aufmerkſamkeit der Anſiedler auf die goldhaltige Region des Bathurſt Diſtriktes, weſtlich von den Blauen Bergen zu lenken ſuchte. Übrigens hatte ſchon 1844 Sir Roderick Murchiſon in einem Vortrage zu London auf die Ähnlichkeit des geologiſchen Baus der Oſtkette Auſtraliens und des Urals aufmerkſam gemacht und der engliſchen Regierung empfohlen, Bergleute in die „auſtraliſchen Cordilleren“ zu ſenden. Die Bemühungen dieſer Gelehrten vermochten ebenſowenig wie jene vereinzelten Goldfunde, in England oder Auſtralien den Glauben an die Exiſtenz des edlen Metalles zu erwecken.

Die wichtigen Entdeckungen in Kalifornien hatten auch auf

Auſtralien ihre Wirkung geübt, ſodaß im Laufe des Jahres 1849 über 5000 unternehmungsluſtige Männer Sydney verließen und ſich nach San Francisco einſchifften. Nicht wenige von dieſen kehrten nach kurzer Zeit an Erfahrungen, nicht aber an Beſitztum reicher zurück, darunter ein gewiſſer Hargreaves. Sofort fiel ihm die Ähnlichkeit der Formation der amerikaniſchen und auſtraliſchen Gebirge auf und ohne Zögern begann er zu unterſuchen, inwieweit dieſe Ähnlichkeit ſich bewähren werde. Nach zwei Monaten ſorgfältiger Arbeit bot er der Regierung ſeine Dienſte an; ſie wurden angenommen. Unmittelbare Folge war die Entdeckung der großen Goldfelder weſtlich von der Großen Scheidekette und eine völlige Auswanderung aus den angeſiedelten Diſtrikten der Kolonie. Und als gar der ſchwarze Schäfer eines Dr. Kerr einen Centner Goldes an der Oberfläche fand, da erreichte das allenthalben ausbrechende Goldfieber ſeinen höchſten Hitzegrad. Werkſtätten und Kontore leerten ſich, der Pflug ſtand ſtill und die Herden verloren ihre Hirten, denn alles ſtrömte fort, um ſein Glück zu machen. Vergebens verſuchten die einflußreichen Squatter, den Strom zu hemmen, umſonſt rieten ſie dem Gouverneur, das Standrecht zu proklamieren und alles Goldgraben peremtoriſch zu verbieten. Auch andere, weniger intereſſierte Kolonialiſten ſahen die Bewegung mit Beſorgnis, ſie befürchteten die Löſung aller geſellſchaftlichen Bande und das Hereinbrechen völliger Anarchie. Der Gouverneur war glücklicherweiſe keineswegs geneigt, den ſicherlich fruchtloſen und wahrſcheinlich auch nicht unblutigen Verſuch zu machen, dieſer Bewegung Einhalt zu gebieten.

Die erſten Entdeckungen von Gold waren in Neuſüdwales am Ende des April 1851 gemacht worden, im Auguſt bot Victoria eine Belohnung für das Auffinden von Gold aus und noch in demſelben Jahre fand man dort ſo überraſchende Quantitäten, daß die großen Golderträge der älteren Kolonie dadurch völlig in den Schatten geſtellt wurden. Auch hier hatte man ſchon einige Jahre vorher ein wenig Gold und zwar an den Ufern des Loddon, eines Nebenfluſſes des Murray, entdeckt. Nun aber

erſchloſſen ſich oft nur wenige Fuß unter der Oberfläche der Erde, ja auf dieſer ſelbſt, ſo koloſſale Lager, daß in dieſem erſten Arbeitsjahre, das doch kaum ſechs Monate zählte, nicht weniger als 145 137 Unzen Goldes in einem Geſamtwert von 11 610 960 Mark zu Tage gefördert wurden. Die Ausbeute von Neuſüdwales betrug in demſelben Jahre 144 120 Unzen im Wert von 9 266 720 Mark. Im nächſten Jahre lieferte Victoria aber 2 738 484 Unzen und 1853 ſogar 12 600 0?4 Unzen und die Beträge ſtiegen auf 219 078 720 reſp. 252 001 680 Mark, während Neuſüdwales es nur auf 53 218 920 Mark brachte.

Es war eine merkwürdige, bewegte Zeit. Überall tauchten Entdeckungen auf, die eine immer die andere an Großartigkeit überbietend und die ganze geſellſchaftliche Organiſation der jungen Gemeinweſen in ihren Grundlagen erſchütternd. Niemand hatte mehr Luſt, den gewohnten Beſchäftigungen nachzugehen, wenn das Glück dem Wagenden ſo große Verheißungen bot. Die Bureaus der Regierungen leerten ſich, obwohl die Gehälter erhöht wurden und man die Ausſicht auf einen Wiedereintritt in den Dienſt allen denen abſprach, welche denſelben für die Goldfelder vertauſchten. Aus aller Herren Länder ſtrömten die Einwanderer zu in ſolchen Zahlen, daß Beſorgniſſe rege wurden, wie man Nahrungsmittel für ſo große, ſchnell wachſende Mengen werde beſchaffen können. Für den Schiffer erwuchſen aber in Victoria die Gefahren jenes fabelhaften Magnetbergs, denn die nicht weniger mächtige Anziehungskraft der Goldfelder beraubte ihn trotz aller Gegenmaßregeln ſeiner arbeitenden Kräfte, welche ſolcher Verſuchung zu widerſtehen nicht fähig waren. Abgetakelt lagen in den Häfen die unbeſchäftigten Fahrzeuge, verlaſſen von ihren Mannſchaften, welche das Goldfieber entführt hatte.

Aus Melbourne, das der Zauber des Goldes aus der ſtillen Unbedeutendheit eines verkehrsarmen Landſtädtchens über Nacht in das fieberhafte Getriebe einer übergeſchäftigen Großſtadt verſetzte, zog ein unaufhörlicher Menſchenſtrom hinaus in das vielverheißende Eldorado. Soweit das Auge des Reiſenden reichte,

erblickte es Menschen auf der Wanderung, eine unübersehbare Linie, bald verschwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder auftauchend: Pferdegespanne und schwerfällige Ochsenkarren, hier ein Paar Hunde den kleinen Wagen ziehend, dort ein Mann seine Habe auf dem Schubkarren befördernd. Im gleichmäßigen kurzen Trabe, hinter einander im Gänsemarsch ein Trupp bezopfter Chinesen, auf den Schultern das dicke Bambusrohr balancierend, an dessen Ende schwergefüllte Körbe hingen. Dazu die Scharen einzelner Männer, in den gerollten, wollenen Decken auf dem Rücken ihre ganze Ausrüstung, in den Muskeln der kräftigen Arme ihr ganzes Kapital tragend.

Alles eilte dem erhofften Glücke zu. Eine bunte Gesellschaft: Kesselflicker und Advokaten, Kaufleute und Schäfer, der Geistliche und seine Herde, jeder Stand, jedes Gewerbe war unter der dahineilenden Menge vertreten, deren Kleidung, deren Rufe die Verschiedenheit der Nationalitäten in deutlichster Weise verkündeten. Auf allen Gesichtern wächst die Aufregung, je mehr man sich dem ersehnten Ziele naht. Schon von fern ist ein Getöse wie das Rauschen eines gewaltigen Katarakts vernehmbar. Das sind die „Wiegen“, auf deren Metallsieben der feine Kies hin und her geschaukelt wird, um das Gold von dem unbrauchbaren Gestein zu trennen. Und nun öffnet sich der dichte Wald, durch den der Weg bisher führte, und das ganze wunderliche Diggerleben liegt ausgebreitet vor unseren Blicken.

Unten an den Ufern des Creeks sind die Cradles, die Wiegen, aufgestellt. Das ist ein Klappern, ein Klirren, ein Plätschern, das jedes andere Geräusch übertönt. Dicht neben einander sind sie aufgestellt, so dicht, daß sich kaum Raum genug für die Arbeiter bietet. Zu den Waschplätzen schwärmen von den Hügeln herab Züge von Männern wie Ameisen mit allen Arten von Gefäßen zum Transport der Golderde vom Sack bis zum Schiebkarren.

Weithin ist der Boden gleich einer riesigen Honigscheibe durchlöchert mit Zellen von acht Fuß Weite und von sechs bis fünfundzwanzig Fuß Tiefe, nur von dünnen Wänden getrennt.

die nicht ſelten, unfähig die darüberliegende Laſt zu tragen, in ihrem Zuſammenſturz den allzu habgierigen Digger begraben. Wie die Sonne hinter den bewaldeten Höhen niederſinkt, ertönt ein Schuß vom Zelte des Regierungskommiſſars, das Signal zum Einſtellen der Arbeit, und nun leeren ſich die Gruben, die Wiegen ſtellen ihr Klappern ein und ſtehen ſtill, alles wandert zu den Zelten, welche ſich zu Tauſenden über die nahen Hügelabhänge ausbreiten. Feuer flackern auf und das einfache Mahl wird in kunſtloſeſter Weiſe bereitet. Auf glühenden Kohlen gebratenes Fleiſch, in heißer Aſche gebackenes Brot, zweifelhafter Thee mit dem ſchwärzeſten Zucker verſüßt, das iſt die Abend- und Hauptmahlzeit des Diggers, der vielleicht nie in ſeinem Leben in das Innere einer Küche gedrungen war und ohne die Hilfe eines Dieners nicht leben zu können geglaubt hatte.

Die Schatten der Nacht ſinken ſchnell auf die auſtraliſche Erde. Um die Zelte herum wird es ruhiger. Am glimmenden Feuer ſitzen rauchend und plaudernd die Digger, ſie ſprechen von ihren Erfolgen, ihren Hoffnungen; vielleicht denken ſie auch an die Heimat. In der Straße drüben, wo ſich Schuppen und Bretterbuden mit hochklingenden Titeln zuſammendrängen, Schänken und Kaufläden mit marktſchreieriſchen prätentiöſen Schildern und grellen Annoncen, herrſcht noch reges Leben. Dort ertönt die ohrenzerreißende Muſik eines ſchottiſchen Dudelſackes, zu deſſen Tönen ein Matroſe vor bewundernden Zuſchauern einen Hornpipe tanzt, hier erklingen lieblicher und ſympathiſcher für unſer Ohr alte wohlbekannte Weiſen, deutſche Geſänge, welche die laue Nachtluft in die weite Ferne trägt. Vom Saume der Lichtung her erglänzen die Feuer der Schwarzen; ſie führen ihren Nationaltanz, ihren Corroboree, auf, zu dem die Weiber auf zuſammengerollten Fellen dumpf den weithin tönenden Takt ſchlagen.

Da plötzlich erſchallt von der ſchmalen Gaſſe, welche niedrige Grogſhanties beſäumen, lauter Lärm und Wortwechſel, ein Schuß fällt und ein Schrei durchdringt die Luft, ſolch ein Schrei, wie ihn der Menſch nur einmal im Leben ausſtößt. Die Wachen,

weiße und schwarze Polizisten, ergreifen Karabiner und Revolver und eilen durch die plötzlich tiefstille Nacht zum Schauplatz, um einen totwunden Menschen zu finden, an dessen Leiche am nächsten Morgen das Gericht der Geschworenen den zu oft wiederkehrenden Wahrspruch findet: Gefallen durch unbekannte Hand.

Seit jenen ersten, rohen Anfängen hat sich vieles geändert. Ordnung und Sicherheit sind überall hergestellt und an die Stelle primitiver, sehr unvollkommener Werkzeuge ist eine komplizierte und kostspielige Maschinerie getreten, welche den Vorteil vollständigster Scheidung des edlen Metalles aus dem Gestein bietet. Im Anfang beschränkte man sich ausschließlich auf die Bearbeitung des Alluviums an der Oberfläche. Die Arbeit war hier die einfachste; sie verlangte weder besondere Kenntnisse noch größeres Anlagekapital. Nicht selten bestand die ganze Ausrüstung eines Diggers in Picke, Schaufel und Zinnschüssel. Die beiden ersten brauchte er zum Durchwühlen des goldhaltigen Bodens, die Schüssel zum Auswaschen desselben.

In diesem Alluvium, oft wenige Fuß unter der Erde, wurden die reichsten Funde gemacht. Hier stieß man auf die vielgenannten Goldklumpen, die „Nuggets“ in der Sprache kalifornischer Digger, von denen die beiden kostbarsten „Willkommen“ und „Willkommener Fremdling“ für 186 500 und 190 680 Mark verkauft wurden. Die vier nächst wertvollen schätzte man auf 138 112, auf 110 640, auf 81 600 und 60 000 Mark Wert. In dem Distrikt von Dunolly allein fand man 200 Nuggets, deren Wert zwischen 1200 und 40 000 Mark schwankte, an den Berlin Diggings nicht weniger als 350 Klumpen im Werte von 80 bis 30 000 Mark.

Diggings und Digger, Gruben und Gräber sind lange Zeit die bezeichnenden Ausdrücke für alle Goldgräbereien Australiens und ihrer Arbeiter gewesen, auch wenn sich diese Gruben dem bergmännischen Betrieb näherten. Heute beschränkt man diese Bezeichnungen in der Regel auf solche Goldwäschen, welche, wie noch in seltenen Fällen in Victoria, viel häufiger in Queensland

und auch in Neuſeeland, in der alten Weiſe betrieben werden. Die Operation iſt dann eine ſehr einfache. Der Digger wirft eine Quantität Erde in ein hölzernes Gefäß, gießt Waſſer darauf und rührt die Maſſe zu einem flüſſigen Brei. Dieſer wird ſodann in die ſogenannte Wiege ausgeleert, einen langen, auf Wiegefüßen ſtehenden Kaſten mit geneigtem Boden und innen darüber befeſtigtem Siebe. In der Wiege wird der goldhaltige Kies und Sand unter beſtändigem Aufguß von Waſſer ſo lange geſchaukelt, bis die Steine und Goldkörner, die man noch durch Querleiſten aufzuhalten ſucht, zurückbleiben. Dann lieſt man aus den Steinen die heraus, welche Gold zu halten ſcheinen, um ſie zu zerklopfen und jener Procedur des Waſchens noch einmal zu unterziehen. Natürlich ging und geht bei dieſem ſehr rohen Verfahren viel Gold und goldhaltiges Geſtein verloren.

Wenn man früher von Alluvialdiggings ſprach, ſo dachte man immer an ſolche Gruben. Hier war der arme Mann ſo recht zu Hauſe. Das Alluvium war ja nie von allzugroßer Mächtigkeit und die Ausbeutung auch dem Unbemittelten möglich. Allein ſeit man gefunden hat, daß Alluvialſchichten ſich, durch zwiſchenliegende Bänder von Baſalt oder Lava getrennt, in wiederholter Folge zu bedeutenden Tiefen verfolgen laſſen, iſt dieſe Art von Goldgräberei in ein ganz anderes Stadium eingetreten. Die Schachte ſind bis 200 Meter tief und zuweilen durch ſechs verſchiedene von $1^1/_2$ bis 8 Meter dicke Schichten des Geſteins gegraben; aus ihnen wird die abgebaute Erdmaſſe, der ſogenannte Waſchſchmutz, in eiſernen Eimern in die Höhe gewunden. Dann ſcheidet man mit Hilfe von Dampfpuddelmaſchinen das brauchbare Erz von dem tauben, worauf die gepuddelte Maſſe in Schiebkarren an das obere Ende einer mit gerieftem Doppelboden und beweglichen Roſten verſehenen Mulde, in die ſich ebenfalls am oberen Ende ein Waſſerſtrom ergießt, geſchafft, hineingeworfen und ſolange hin und her gearbeitet wird, bis die Maſſe vollſtändig aufgelöſt iſt. Die ſchweren Steine bleiben auf dem oberen, falſchen Boden liegen, während das Gold hindurchfällt und auf

den Rosten hängen bleibt, die kleineren Steine aber fallen auf den unteren festen Boden, wo die Arbeiter, meist Chinesen, sie aufnehmen und auf einen Schutthaufen befördern.

Solche Goldablagerungen befinden sich zumeist in den Betten alter Flüsse, deren Fluten in unvordenklicher Zeit die kleinen und großen Körner des edlen Metalles aus weiter Entfernung hierhertrugen. Noch ist die Friktion, welche diese Goldstückchen durchzumachen hatten, deutlich an ihrer Form bemerkbar. Dann sind nacheinander in weit auseinanderliegenden Zeiträumen Ströme glühenden Basalts über diese Lager hingeflossen und haben sie bedeckt. So sehr aber hat sich die Gestalt der Erde seit jener Epoche verändert, daß selbst die Krater, aus denen jene geschmolzenen Steinmassen flossen, heute kaum mehr aufzufinden sind.

Weit kostspieliger und mühsamer, aber jetzt auch weit lohnender ist die Gewinnung des Goldes aus Quarzriffen. Hier ist man schon bis über 800 Meter unter die Oberfläche gedrungen. Bei solchen Tiefen sind bedeutende Maschinenkräfte nötig, um die losgesprengten Massen zu heben, es sind aber auch große Werke erforderlich, um den gewonnenen Stein zu zerstampfen und aus der zu Pulver reduzierten Masse das edle Metall zu sondern. Die Maschinerie ist zwar keineswegs kunstvoll, aber sie ist schwer und kostspielig. Daher sind die Operationen der Gewinnung von Quarz und des Zerstampfens desselben sehr oft getrennt und werden von verschiedenen Gesellschaften ausgeführt. Zuerst unterwirft man die aus der Erde heraufbeförderten Quarzstücke einem Röstprozeß, worauf sie in Stücke von der Größe unserer beim Macadamisieren verwandten Steine zerschlagen werden. In dieser Gestalt geht der Quarz in die Stampfmaschine, welche, mit Dampf getrieben, den Stein sehr bald in ein Pulver verwandelt. Die darin enthaltenen erdigen Teile entführt ein beständiger Wasserzufluß durch ein feines Sieb, hinter welchem das Gold zurückbleibt. Um aber auch das Entkommen der kleinsten Teilchen zu verhüten, hat der mit dem zermalmten Gestein geschwängerte Wasserstrom seinen Weg über eine geneigte Ebene zu nehmen,

welche grobes Wollzeug bedeckt, in dem die Goldteilchen hängen bleiben, und dann und wann ſind Querrinnen angebracht, mit Queckſilber gefüllt, welches das darüber hinziehende Gold feſthält und mit ihm ein Amalgam bildet. Die Trennung von Gold und Queckſilber wird ſpäter durch Erhitzen in geſchloſſener Retorte vollzogen, aus welcher man durch Kondenſierung der Dämpfe das Queckſilber zu immer neuen Dienſtleiſtungen zurückgewinnt.

Dieſe Quarzriffe ſind die urſprünglichen Lagerſtätten des Goldes, aus denen durch Zerſetzung und Abſchwemmungen das Metall in die Tiefe getragen wurde; ſie bieten eine weit zuverläſſigere Ausſicht auf dauernden Gewinn als die Alluvialfelder und ſie treten immer mehr in den Vordergrund. So wird der Goldbergbau von Jahr zu Jahr zu einem geregelteren Betriebe, weniger unſicher, ſich mehr und mehr den anderen Erwerbsquellen durch ſeine Stabilität anreihend. Hier wie im tiefen Alluvium iſt der Digger zum Miner, zum geſchulten Bergmann geworden, welcher, unabhängig von den Zufälligkeiten der Erträge, die akkordierte Tantième oder den beſtimmten Wochenlohn empfängt.

Wir haben bisher nur von Victoria und Neuſüdwales geſprochen, aber in neuerer Zeit ſind auch Queensland und Südauſtralien, letzteres namentlich mit ſeinem Beſitz am Indiſchen Ozean, als anſehnliche Goldproduzenten aufgetreten. In Weſtauſtralien ſind alle Bemühungen ſeitens der Regierung ſowohl als einiger Privatperſonen bisher ohne Erfolg geblieben. Die geſamte Goldgewinnung des auſtraliſchen Kontinents von den erſten Entdeckungen bis 1879 iſt, ſoweit eine Kontrolle möglich war, von dem bewährten Vorſtand des ſtatiſtiſchen Bureaus in Melbourne folgendermaßen berechnet worden.

	Unzen	Pfd. Stg.
Victoria	48 817 596	195 270 384
Neuſüdwales	8 918 986	33 042 362
Queensland	3 182 919	11 752 246
Südauſtralien	71 354	284 421
Der Auſtralkontinent:	60 990 855	240 349 413

Im Jahre 1879 betrug die Goldausbeute dieser vier Kolonien 1 162 665 Unzen im Werte von 4 516 316 Pfund Sterling.

Das gesamte Quantum, welches der australische Kontinent bis 1880 in den Weltverkehr gesandt hat, beträgt also dem Werte nach in runder Summe 4807 Millionen Mark. Rechneten wir noch die dem Kontinente politisch nahestehenden Gebiete von Tasmanien und Neuseeland hieher, so würden wir finden, daß die Goldproduktion aller dieser Kolonien zusammengenommen, wie uns Soetbeers treffliche Studie zeigt, nur der von Nordamerika nachsteht, daß Australien aber vielgerühmte und lange bearbeitete Gebiete wie Brasilien und Rußland mit seinen Erträgen um nahezu das Doppelte des Wertes überragt. Aber die Gewinnung hat seit den ersten Jahren in gewaltiger Weise abgenommen. In der Periode 1856—1860 führte Victoria jährlich für nahe an 212 Millionen Mark aus und heute beträgt diese Ausfuhr nicht 80 Millionen Mark. Das edle Metall ist von seiner hohen Stellung als wichtigstes Produkt und bedeutendster Exportartikel des Kontinents schon längst herabgestiegen und hat andern, weniger glänzenden Erzeugnissen den Platz räumen müssen. Allein ohne das Gold hätte Australien den rapiden Aufschwung nicht nehmen können, welcher die Welt in Erstaunen versetzte.

Ein enormer Menschenstrom wurde plötzlich dem Lande zugeleitet. Im Jahre der Goldentdeckungen 1851 besaß Victoria eine Bevölkerung von 97 000 Seelen, in den drei darauf folgenden Jahren empfing die Kolonie aber durch Einwanderung einen Zuwachs von nicht weniger als 280 000 Bewohnern. Freilich eine nichts weniger als stete Menschenklasse, unruhig hin- und herwogend, selten mit der Absicht kommend, hier eine ständige Heimat zu gründen, öfter in der Hoffnung, den reichen schnell erworbenen Gewinn unter alten Freunden im Heimatlande genießen zu können. Darum waren es fast ausschließlich Männer, welche sich hierher wandten, und Männer ohne Familien, sodaß das Verhältnis der Geschlechter lange Zeit wie zwei zu eins stand. In Victoria beschäftigte sich eine zeitlang der erwachsene Teil

der männlichen Bevölkerung faſt ausſchließlich auf den Goldfeldern; 1856 zählte man 115 343 Männer an den Diggings, dabei befand die geſamte Bevölkerung der Kolonie mit Einſchluß der Frauen und Kinder nur aus 397 560 Seelen.

Für lange Zeit verſammelten ſich auf den Goldfeldern problematiſche Exiſtenzen aus aller Herren Ländern. Zu den entlaſſenen oder entflohenen Sträflingen aus Neuſüdwales und dem noch ſchlimmeren Tasmanien, geſellten ſich Abenteurer aus Europa und Kalifornien. Ihre verbrecheriſchen Gelüſte, nicht mehr gezügelt durch die ſtarke Hand heimiſcher Geſetze oder zwingende Rückſichten auf Geſellſchaft und Familie, wucherten in dem neuen, unbewachten Leben üppig empor, ſodaß ſie der ſauren Arbeit in den Gruben bald das leichtere Gewerbe des Beutelſchneiders und Wegelagerers als den bequemeren Weg zum Glücke vorzogen. Der „ſchwarze Wald", durch welchen der Verkehr zwiſchen den Goldgräbereien und Melbourne lange Zeit ſeinen Weg nahm, wurde berüchtigt durch die Banden, die ihn unſicher machten. So kühn und in ſo ſtarker Zahl traten ſie auf, daß auch eine wohlbewaffnete Bedeckung von Angriffen auf die regelmäßigen Goldtransporte nicht abzuſchrecken vermochte. Mit der größten Verwegenheit dehnten die Räuber ihre Züge ſelbſt bis auf die Vorſtädte von Melbourne aus, ja als ein Schiff mit ſechs Millionen Mark in Gold den Hafen verlaſſen wollte, drang eine ſolche Bande an Bord und bemächtigte ſich der geſamten Summe. Selbſt in ſeinem Zelte war der glückliche Goldgräber nicht ſicher und mehr als einer, der am Tage einen guten Zug gethan, fand am Abend ſeinen Tod durch Mörders Hand.

Der glückliche Digger iſt freilich eine faſt eben ſo große Seltenheit geweſen wie der glückliche Lotterieſpieler. Man ſpricht hier wie dort von den großen Treffern, aber die Zahl der Nieten wird niemals genannt. Und wenn auch die Behauptung eines tüchtigen Kenners auſtraliſcher Verhältniſſe, daß jedes gewonnene Pfund Goldes zwei Pfund zu ſeiner Erlangung gekoſtet habe, wohl über das Maß hinausgeht, ſo darf man doch nicht außer

nicht lassen, daß die alte Welt in den Transportkosten, in dem mitgenommenen Kapital, in der aufgewandten Arbeitskraft der neuen einen Vorsprung gelehrt hat, der, in Ziffern ausgedrückt, eine sehr respektable Summe repräsentieren müßte.

Allerdings ging die alte Welt auch nicht leer aus. Nicht nur kehrte mancher erfolgreiche Digger mit dem Ertrage seiner Arbeit in die Heimat zurück, ein größerer Vorteil wurde dem Handel und der Industrie Europas zugewendet durch die enorm gesteigerte Nachfrage nach den vielerlei Produkten, deren das Land mit seiner mächtig anschwellenden Bevölkerung bedurfte. Die Importe von Neusüdwales stiegen plötzlich von 1 900 436 Pfd. Sterling in 1852 auf 6 342 397 Pfd. Sterling in 1853; in Victoria, wo die Wareneinfuhr 1851 noch mit 1 056 437 Pfd. Sterling bemerkt war, steigerte der stammenswerte Anschwung diese Ziffern im nächsten Jahre schon auf 4 069 742 und 1853 auf 15 842 637 Pfd. Sterling, einen Betrag, der in der Folge sogar noch übertroffen wurde.

Es war nicht nur das Unentbehrliche, zum Leben Notwendige, was auf den australischen Goldfeldern Nachfrage fand. Mit Goldstaub und Nuggets im roten Lederbeutel war dem Digger keine Ware zu teuer, Kleiderhändler und Juweliere fanden an ihm einen Kunden, der um den Preis nicht feilschte. Wer größere Schätze hob als der Goldgräber selber, das war aber der Mann, der hinter der Bar, dem Schänktisch, seinen durstigen Kunden den elenden Fusel einschenkte, welchen England eigens zu dem Zwecke gebrannt zu haben schien, die Existenz seiner Kolonisten soviel wie möglich zu verkürzen. In den eiligst aus Brettern zusammengeschlagenen Spelunken erschienen die Glücklichen mit den Erträgen ihrer Arbeit und überreichten vertrauensvoll ihr Gold dem Schänkwirt mit der Bitte, ihnen mitzuteilen, wenn der letzte Schilling seinen Weg durch die durstige Kehle genommen habe. Hier angelten freigebige Digger Fünfzigpfundnoten an die Bretterwand mit der Unterschrift „zum Vertrinken“ und wiederum führte der Wirt Rechnung. In überaus feiner Weise beschenkten andere die

Banken, indem sie den Tabak ihrer schwarzen Thonpfeifen mit Pfundnoten anzündeten.

Jack war ein sehr vertrauensseliger Mensch, aber sein Unwille war um so heftiger, wenn er sich betrogen sah. Fand er heraus, daß die Käufer seines Goldstaubs ihre Ladentische, auf welchen sie das Gold prüfend hin und her schoben, mit kleinen Löchern durchbohrt hatten, oder daß sie nur darum so lange Fingernägel kultivierten, um unter ihrer Decke eine möglichst große Quantität von Goldstaub zu abstrahieren, so war die Strafe ebenso summarisch wie streng. Richter Lynch war mit dem Digger von Kalifornien nach Australien herübergezogen und der schuldig Befundene mochte von Glück sagen, wenn sich die Geschädigten nur durch Zerstörung seines Eigentums rächten, wenn nicht der nahe Wald zur Richtstätte wurde.

Aber unter der rauhen Hülle des Diggers schlug ein warmes Herz. Traf einen Kameraden ein Unfall, wurde seine Frau zur Witwe, sein Kind zur Waise, da warf ein jeder seine Prise Goldstaub in den herumgetragenen Diggerhut und mit freigebiger Hand wurde für die Bedürftigen gesorgt, solange die übrigen noch zu geben hatten. Bret Harte hätte auch in Australien manch trefflichen Vorwurf für seine Feder gefunden.

Jene Zeiten schnellen Gewinns und leichtsinniger Verschwendung sind so ziemlich vorüber. Der Digger ist bedächtiger geworden und denkt mehr an die Zukunft; er hat erfahren, daß die unbeständige Glücksgöttin sich nicht zu häufig naht. Auch teilt sie heute ihre Gaben nicht mehr mit so verschwenderischer Hand aus wie ehemals. Mag auch die Arbeit den tüchtigen und umsichtigen Mann trefflich lohnen, sie wird nur durch Beharrlichkeit und Sparsamkeit zum Wohlstand führen. Mit der Abnahme der Alluvialdiggings scheiden sich auch mehr und mehr die weniger Leistungsfähigen und Unerfahrenen aus. Zu gleicher Zeit verändert sich die Physiognomie der Goldstädte. In der Epoche wilden Jagens nach erträumtem, fabelhaftem Glück schossen Ansiedelungen wie Pilze über Nacht aus der Erde und vielleicht zeigten

nach wenigen Wochen nur der gewöhnte Boden und einzelne tür- und fensterlose Bretterbuden, daß hier Menschen gehaust hatten. Mit der verbesserten Methode wächst die Stabilität der Ortschaften und an die Stelle des Zeltes tritt die Holzhütte, das feste Steingebäude. Eine flottierende Bevölkerung stellte nur Ansprüche, welche den materiellen Menschen befriedigen sollten; heute verlangt man neben dem Notwendigen das Angenehme, neben dem Guten das Schöne. Goldstädte wie Ballarat und Sandhurst in Victoria würden in ihrer Architektur, in dem Reiz ihrer öffentlichen Gärten, in der Sorge für das geistige und leibliche Wohl ihrer Bürger auch in Europa eine hervorragende Stellung behaupten und die meisten Städte gleicher Größe sicherlich weit überbieten. Die Goldindustrie bildet jetzt einen Faktor in der Entwickelung Australiens, der wohl schwerlich je wieder einen so tiefeingreifenden Einfluß ausüben dürfte, der vielmehr den ruhigen Gang stetigen Fortschritts zu unterstützen und zu fördern bestimmt ist.

Der Reichtum Australiens an andern Metallen ist unbestritten; Kupfer, Zinn, Silber, Blei, Wismut, Eisen, Antimon und noch manches andere Metall sind oft in Lagern von außerordentlicher Mächtigkeit aufgefunden worden, während der Prozentsatz des reinen Metalls zum Erz eine seltene Höhe erreichte. Und solche Erzgänge hat man in allen Teilen des Kontinents entdeckt. Wenn bisher noch wenige dieser oft in ungeheuren Massen zu Tage tretenden Lager in Angriff genommen wurden, so liegt dies zumeist an den Schwierigkeiten, welche dem Transport entgegenstehen. Daher läßt man reiche Erzgänge im Inneren unbeachtet, während die armen Erze nahe der Seeküste Verwendung finden. Von größerer Bedeutung ist augenblicklich nur der Abbau von Kupfer- und Zinnerzen.

Kupfer findet sich in allen uns heut bekannten Teilen Australiens, auch wird das Metall in allen fünf Kolonien des Festlandes schon seit längerer Zeit ausgebeutet. Für Zinn ist ein ausgedehntes Gebiet an der Grenze von Neusüdwales und

Queensland in den letzten Jahren erſchloſſen. Der gewaltig ſinkende Wert des Kupfers hat indes ſeiner Gewinnung großen Eintrag gethan und dieſelbe außerordentlich eingeſchränkt. Während in den Zeiten hoher Preisſtände ſich unter der Arbeiterbevölkerung Südauſtraliens eine wahre Manie entwickelte, Kupfergruben auf eigene Fauſt zu betreiben, iſt jetzt der Bergwerksbetrieb nur noch in den Händen großer, kapitalkräftiger Genoſſenſchaften. Zinn wäſcht man heute noch mit geringer Mühe aus den Zinnſeifen der Flußufer; die Ausbeute von Eiſenerz und die Gewinnung des Metalls wird aber bisher nur in Neuſüdwales betrieben, obſchon alle Regierungen hohe Prämien zur Weckung dieſer Induſtrie ausgeſetzt haben. Blei wird freilich ſchon namentlich in Weſtauſtralien, Wismut unfern von Adelaide gewonnen; allein alle dieſe und andere Erträge bilden doch nur kleine Anfänge für einen vielleicht einſtmals mächtigen und hochwichtigen Aufſchwung.

Und einen ſolchen verheißt dem Erdteile ein reicher Schatz an Kohlen. Allerdings iſt das Vorkommen derſelben auf den Oſtrand beſchränkt; wenigſtens ſind die im Süden und Südweſten angeſtellten Verſuche bisher reſultatlos verlaufen und über den Norden wie über das Innere iſt nichts bekannt. Aber durch Neuſüdwales und Queensland ziehen ſich Kohlenlager von außerordentlicher Mächtigkeit, die kaum erſchloſſen, ſchon jetzt nicht allein Auſtralien ſelber verſorgen, auch in Oſtaſien, auf den polyneſiſchen Inſeln und an der Weſtküſte des amerikaniſchen Kontinents einen guten Markt gefunden haben. Ebenſo ſind Tasmanien und Neuſeeland im Beſitz reicher Kohlengruben, deren Erſchließung teils ſchon geſchehen iſt, teils nur der Anlage von Eiſenbahnen zu den Verſchiffungshäfen harrt, um erfolgreich unternommen zu werden. Der unentbehrliche Hebel zur Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, zum Betrieb jeglicher Art von Großinduſtrie, des Eiſenbahn- und Dampfſchiffverkehrs iſt damit gegeben.

Die kommerzielle Wichtigkeit des Erdteils.

Wenn wir sehen, welche enorme Wertsummen in Wolle und Gold, in Häuten, Fellen und Talg, in Korn und Fleisch und andern minder wichtigen Verbrauchsgegenständen jährlich von Australien auf den europäischen Markt gebracht werden, so dürfen wir sofort erwarten, daß für solche Rimesse ein Äquivalent nicht sowohl in klingender Münze, vielmehr in den vielfachen Industrieerzeugnissen Europas gezahlt wird, welche der bisher über die Produktion von Rohstoffen noch wenig hinausgekommene Erdteil selbst zu erzeugen nicht im stande ist. Und müssen wir auch von den Beträgen, welche die offizielle Statistik für den gesamten Außenhandel berechnet, sehr erhebliche Abzüge machen, weil dieselbe Ware auf ihrer Wanderung von einer Kolonie zur andern oft mehrmals in Anschlag gebracht wurde, haben wir auch die 755 und 684 Millionen Mark, welche uns als die Einfuhr- und Ausfuhrwerte der fünf festländischen Kolonien gegeben sind, um mindestens ein Drittel zu reducieren, so sehen wir hier doch eine Handelsbewegung, welche uns in Erstaunen versetzt. Der Australkontinent beherbergt jetzt wenig über zwei Millionen Menschen und auf jeden derselben fällt eine Quote des Gesamthandels, wie wir sie in den reichsten und belebtesten Ländern irgend eines andern Erdteils entfernt nicht kennen. Im Durchschnitt der letzten Jahre betrug nach offiziellen Angaben die Einfuhr des Kontinents pro Kopf 400 Mark, die Ausfuhr etwas weniger. Wollten wir diese Ziffern selbst um ein Drittel reducieren, so ständen sie doch noch weit über denen von Großbritannien, von Frankreich oder von Deutschland, den drei Ländern, welche an der Spitze der europäischen Handelsstaaten marschieren. Noch deutlicher tritt uns aber die Konsumtionskraft dieser Handvoll Menschen in dem riesigen Gebiete entgegen, stellen wir einen Vergleich an mit dem 240 Millionen Bewohner zählenden Indien, dem wertvollsten

Kolonialbesitz der britischen Krone, denn dort berechnet sich die Einfuhr kaum über fünf, die Ausfuhr nicht ganz auf sieben Mark für den Kopf der Bevölkerung.

Wenn eine so gewaltige Absorptionskraft in Deutschland fast unbekannt war und, wo sie von Kundigen proklamiert wurde, als ungemessene Übertreibung keinen Glauben fand, so läßt sich das aus der enormen Beschleunigung der Entfaltung australischer Hilfsquellen erklären, mit welchen unsere Kenntnis des abgelegenen Erdteils nicht Schritt hielt. England freilich war mit der Wichtigkeit dieses Handelsgebietes vollkommen vertraut. Aber der australische Kontinent mußte endlich auch die Aufmerksamkeit andrer Länder auf sich ziehen, deren wachsende Industrie eines erweiterten Absatzgebietes bedurfte, und obwohl die Briten von Anfang an den australischen Markt monopolisierten und patriotische Anhänglichkeit der Kolonisten das Festhalten desselben erleichterte, so gelang es doch bald auch Amerikanern, Franzosen und Deutschen, denen der Weg ja durch ansässige Landsleute gebahnt wurde, hierher ihre Waren zu bringen. Die mangelnde direkte Schiffsverbindung ist den deutschen Exporteuren aber bis in die allerneueste Zeit hinderlich gewesen, indem der Umweg über London, zu welchem sie gezwungen wurden, nicht allein die Ware erheblich verteuerte, auch die Identität in den meisten Fällen verloren gehen ließ, sodaß der australische Konsument das deutsche Fabrikat als solches sehr selten erkannte. Nur in einigen wenigen Artikeln hatte der deutsche Name sich eine alle überragende Stellung erobert, sonst ließ man nur bei minderwertigen Waren die deutsche Provenienz gern zu einem Rechte kommen, das ihr in dieser Weise eher schadete als nützte.

Ein Grund dafür, daß sich Deutschland in so geringem Maße und fast nur in indirekter Weise an dem australischen Handelsverkehr beteiligte, ist in der beschränkten Zahl der Ausfuhrprodukte zu suchen, welche als Rimesse hätten dienen können. Was Australien jetzt nach Europa versendet, besteht vornehmlich in Wolle und Gold, nächstdem in Häuten, Talg, Fleischkonserven, in

neuester Zeit auch in frischem Fleisch, und in Weizen. Hierzu kommen noch recht ansehnliche Posten von Kupfer, Zinn und vortrefflicher Gerberrinde. Holz aus Neusüdwales und Queensland hat hin und wieder, allerdings in der Regel mit wenig zufriedenstellenden Resultaten für die Betreffenden, einen Artikel zur Ausfuhr geliefert. Baumwolle ist auf dem europäischen Markt erschienen und Zucker muß sicherlich früher eine ganz bedeutende Rolle spielen. Was das tropische Gebiet außerdem einmal leisten wird, ist noch nicht abzusehen, doch dürfen wir uns eine große Fülle von Produkten von dort versprechen. Aber der Export des Hauptartikels allein ist für uns wichtig genug: große Massen von australischer Wolle gelangen schon seit geraumer Zeit sehr zum Nachteil unserer Schafzüchter, meist über London, ein wenig über Bremen, Hamburg, Triest jährlich in die deutschen und österreichischen Spinnereien.

Dennoch beachtete bis vor kurzem der deutsche exportierende Kaufmann Australien sehr wenig, und die deutsche Ausfuhr dahin blieb eine sehr beschränkte, worum vornehmlich die beschämende und schwer verzeihliche Unkenntnis des Gebietes seine Schuld trug, eine Unkenntnis, welche die Briten nur mit innerer Genugthuung begrüßen konnten. Und doch hatten die australischen Kolonien selber das Mögliche gethan, um ihr Land und seine Hilfsquellen in Europa bekannt zu machen. Dort warf man allerdings die anziehenden und vielversprechenden Schilderungen in den durch die Kolonialregierungen veröffentlichten Druckschriften in eine Kategorie mit den Schwindelannoncen amerikanischer Landgesellschaften ohne die Angaben weiter zu prüfen. Der einzige durchschlagende Beweis konnte eine demonstratio ad oculos sein. Australien war mit den Erzeugnissen seines Bergbaus, seiner Herden und seiner Äcker in Wien, Philadelphia und Paris erschienen und hatte dort wohlverdiente Lorbeern eingeerntet. Allein es wünschte nicht nur seine Produkte, auch sein Land, auf das es stolz war, zu zeigen und zwei seiner wohlhabendsten und volkreichsten Kolonien faßten zu gleicher Zeit den Beschluß, jede auf eigenem Boden eine Welt-

ausſtellung zu veranſtalten, zu welcher man alle Länder der Erde einzuladen beabſichtigte.

Die zuerſt von Sydney aus ergangenen Einladungen wurden in Deutſchland wenigſtens ſehr kühl aufgenommen. Die Reichsregierung begnügte ſich damit, in ihrem offiziellen Anzeiger kurz anzukündigen, daß eine Ausſtellung in Auſtralien ſtattfinden werde. Und außer den Fabrikanten Württembergs gab es wenige deutſche Induſtrielle, welche ſich zur Beteiligung geneigt bewieſen. Erſt als auf eine Anregung des Verfaſſers der neugebildete Centralverein für Handelsgeographie die Angelegenheit in ſeine Hand nahm, die kommerzielle Bedeutung des Abſatzgebietes klarlegte und die Unterſtützung der Reichsregierung zu gewinnen wußte, entſchloſſen ſich deutſche Fabrikanten und Exporteure, die Ausſtellung zu beſchicken. Und obſchon dieſe Entſchließung erſt in letzter Stunde erfolgte, ſo erſchienen doch nicht weniger als 704 Ausſteller auf dem Platze, worunter 109 mit Kunſtgegenſtänden vertreten waren. In Öſterreich-Ungarn hätte man das auſtraliſche Handelsgebiet recht gut kennen ſollen, hatte doch Karl von Scherzer ſchon in ſeinem „Statiſtiſch-kommerziellen Teil der Novaraexpedition“ recht eindringlich darauf aufmerkſam gemacht. Er hatte es damals als die Überzeugung eines Kaufmanns in Sydney ausgeſprochen, wonach eine Exportgeſellſchaft, welche ein Kapital von 50—60 000 Pfund Sterling auf die Gründung eines direkten Geſchäftsverkehrs zwiſchen Öſterreich und Auſtralien verwenden möchte und alle 3—4 Monate Warenſendungen von Trieſt nach Sydney abgehen ließe, leicht auf einen Nutzen von 15—20 Prozent rechnen könnte. Die Beteiligung öſterreichiſcher Induſtrieller war indes keine ſehr große, es waren 170 Ausſteller, auch gewährte die Regierung nur inſoweit eine Unterſtützung, als ſie ein Kriegsſchiff hinausſchickte, auf welchem die Ausſtellungsgüter Platz fanden. Dadurch aber, daß die eingeſetzte Kommiſſion einen vortrefflich ausgeſtatteten Katalog in engliſcher Sprache verfaſſen ließ, welcher außer den Namen der Ausſteller und der Produkte eine ſtatiſtiſche Skizze der Monarchie nebſt guter Karte enthielt,

wirkte sie in einer dem Zweck sehr entsprechenden Weise für das größere Bekanntwerden ihres Gebietes. Am zahlreichsten von allen ausstellenden Ländern war natürlich England vertreten, und zwar hatte es 800 Gewerbe- und 513 Kunstaussteller angeschickt. Von Frankreich waren 330 Aussteller gewerblicher und 168 Aussteller künstlerischer Erzeugnisse erschienen; Belgien sandte die Erzeugnisse von 236 industriellen Etablissements und 50 Gemälde, die Vereinigten Staaten waren durch 150 Kollektivausstellungen repräsentiert. Auch Deutschland sandte eine Kollektivausstellung, zu welcher 24 deutsche Industrielle beitrugen. Diese Weltausstellung in Sydney wurde am 17. September 1879 eröffnet und am 20. April 1880 geschlossen. Während dieser Zeit war sie von 1 045 898 Personen besucht, eine ganz außerordentliche Frequenz, die, mit der Zahl der Bewohner des Landes verglichen, einen Prozentsatz von 150 ergiebt, während das von allen Ausstellungsorten am stärksten besuchte Paris bei der letzten Gelegenheit eine Besucherfrequenz von nur 40 Prozent aufweist. Die Ausstellung zu Sydney trug vorzugsweise den Charakter einer Schaustellung zum Verkauf, als solche war sie trotz der großen Eile der Vorbereitung in knapper Zeit eine recht befriedigende. Untergebracht war dieselbe in einem an den Ufern des prächtigen Port Jackson errichteten Ausstellungspalast, einem Längenschiff von 240 Meter und einem Querschiff von 150 Meter, über deren Schnittfläche sich die sechsgrößte Kuppel der Welt, die erste größere der südlichen Erdhälfte emporwölbte, eine Kuppel von 30 Meter Durchmesser, gegen 44 Meter bei der Peterskirche. Keine von allen früheren Ausstellungen, selbst die von Philadelphia nicht, hat eine schönere landschaftliche Umgebung besessen als diese von Sydney.

Die Ausstellung zu Melbourne 1880 war allseitig weit besser vorbereitet worden. Man hatte die Wichtigkeit des australischen Marktes erkannt und man scheute keine Anstrengungen. Die Kolonie Victoria selber kargte mit ihren Mitteln keineswegs. Der Palast zu Sydney war in Holz und leichtem Rohbau, der

in Melbourne wurde in Basalt und solideren Ziegelwänden ausgeführt. Es sollte nicht ein Gebäude sein, welches nur dem vorübergehenden Zwecke der Ausstellung zu dienen hätte; es sollte auch fernerhin erhalten werden. Es besteht, wie es sich noch jetzt nach Schluß der Ausstellung inmitten des fast im Centrum Melbournes belegenen Carltonpark emporhebt, aus einem im modernen Pariser Renaissancestil ausgeführten massiven Hauptgebäude mit vierseitig sich verjüngender Hauptkuppel in der Mitte, mit kleineren Türmen an beiden Seiten und zwei nahezu ebenso großen Flügeln. Dazu kamen provisorisch angeheftete Hallen in dem von dem Hauptgebäude eingeschlossenen Hofe. Die Gesamtfläche betrug in runder Zahl 800 000 Quadratfuß. Beschickt war die Ausstellung von Melbourne in noch reichhaltigerer Weise als die von Sydney. Es waren aus Österreich 345 Aussteller, aus Belgien 234, Frankreich 898, Deutschland 839, Italien 617, Japan 164, den Niederlanden 174 Aussteller, dazu kamen die Vereinigten Staaten mit 357, England mit 1007 und die englischen Kolonien mit 6202 Ausstellern. Diese Zahlen bezeichnen aber nicht immer genau die individuelle Beteiligung, so war z. B. in der deutschen Abteilung eine Ausstellung, an welcher 193 Teilnehmer mitgewirkt hatten, als eine einzige aufgeführt. Leider wurden durch ein unrichtig verstandenes Telegramm alle die schönen Pläne, welche man in Berlin angefertigt hatte, über den Haufen geworfen, denn der von Deutschland geforderte Raum war zum Teil anderweitig vergeben worden. Aber obschon nun die endgültig bewilligten 76 446 englische Quadratfuß auf sieben verschiedene Plätze verteilt waren, so wurde doch mit vieler Energie und großem Geschmack das Versehen wieder gut gemacht, sodaß die deutsche Abteilung als die beste von allen bezeichnet werden konnte. Einen besondern Glanzpunkt in derselben bildete eine zur Aufnahme von Kunstgegenständen erbaute Kapelle und ein Bildersaal, welche, nach den Entwürfen deutscher Künstler eingerichtet, in vorteilhaftester Weise von der nüchternen und recht häufig geschmacklosen Ausstattung anderer Galerien abstachen und zu den

Nro. 37.

Eine Straße in Melbourne.

größten Anziehungspunkten der Ausstellung gerechnet werden mußten. Der moralische Eindruck ist jedenfalls ein sehr großer gewesen; die deutsche Ausstellung, das wurde von mehr als einer Seite anerkannt, stand nicht nur in ihrer äußeren Form, auch nach der Gediegenheit ihres Inhalts an der Spitze aller. Die Preisverteilung fiel denn auch sehr günstig aus, von 1080 deutschen Ausstellern wurden 649 d. h. 60 Prozent prämiirt. Die kostbarste Gabe aber, welche einem Aussteller zu teil wurde, war der prächtige Silberpreis, ein aus sieben Stücken bestehendes Tafelservice im Wert von 14 000 Mark, ein Geschenk des Deutschen Kaisers, welches unter funfzehn von der Jury vorgeschlagenen Kandidaten durch die Entscheidung des deutschen Reichskommissars zwei victorianischen Weinbauern zuerkannt wurde. Allerdings sind die praktischen Erfolge weit hinter den hochgespannten Hoffnungen vieler Aussteller zurückgeblieben, doch ist der Vorteil errungen worden, daß manche, schon längst eingeführte Artikel nun unter ihrem wahren, deutschen Namen bekannt ge worden sind, auch hat ein oder der andere neue Artikel Boden gewonnen. Der indirekte Verkehr hat mehr einem direkten Platz gemacht, was namentlich auf Rechnung der seit Beginn 1881 eingerichteten Dampferverbindung zwischen Hamburg und Australien zu setzen sein dürfte. Die günstige Wirkung wird auch auf andern Gebieten nicht ausbleiben, nachdem auf australischem Boden „die Scharte von Philadelphia ausgewetzt worden ist."

Was die Beteiligung anderer Länder anlangt, so war die selbe, wie aus den oben angegebenen Zahlen der Aussteller ersichtlich, eine gleichfalls weit stärkere als in Sydney. Noch besser ist dieselbe aus der Raumverteilung zu erkennen. Es hatten erhalten Österreich-Ungarn 30 685, Belgien 17 594, Frankreich 82 415, Großbritannien 144 299, Italien 35 032 und die Vereinigten Staaten 55 720 englische Quadratfuß. Nordamerika traf leider das Unglück, durch Schiffbruch einen sehr großen Teil seiner Ausstellungsgüter einzubüßen. Außer den australischen Kolonien, welche sämtlich vertreten waren, hatten von europäischen

Ländern noch ausgestellt: Dänemark, Griechenland, Niederlande, Rußland, Schweden und Norwegen, von andern: Britisch-Birma, Ceylon, China, Indien, Japan, Mauritius und einige afrikanische Länder. Für Australien war der Erfolg ein durchaus günstiger, denn wenn auch in Sydney sich die Einnahmen auf nur 43 896, die Ausgaben aber auf 311 139 Pfund Sterling beliefen und in Melbourne die Gesamtkosten nach Abzug aller Einnahmen 260 000 Pfund Sterling erreichten, so sind doch diese Ausgaben sicherlich mehr als gedeckt durch die indirekten Einnahmen, welche sich in letzterer Stadt aus der Steuerzahlung der verkauften Sachen allein auf 100 000 Pfund Sterling stellten. Die Ausstellung von Melbourne, welche am 1. Oktober 1880 eröffnet und am 10. Mai 1881 geschlossen wurde, hatte an den 182 Tagen ihres Offenstehens 1 309 449 Besucher.

Wenn nun die deutschen Erfolge den gemachten Anstrengungen doch nicht völlig entsprechen, so liegt dies an gewissen bestehenden und zu beseitigenden Mängeln. Was dem Deutschen fehlt, um hier einen sicheren Boden zu gewinnen, den er auch nach Überwindung entgegenstehender nationaler Befangenheiten ohne dies nicht haben kann, ist die Sicherheit direkter Verbindungen. Daß eine solche angestrebt wird durch die schon angeführte Hamburger Dampferlinie, ist in hohem Grade anerkennenswert, es ließe sich indes die Frage aufwerfen, ob es sich nicht empfiehlt, einer solchen Linie durch staatliche Unterstützung eine gesicherte Regelmäßigkeit zu geben, wie dies seitens anderer Staaten geschieht. Ein zweiter Ausfuhrhafen, auch für die Produkte Süddeutschlands, könnte Triest sein, wenn der große Österreichisch-ungarische Lloyd es unternähme, seine ganz Ostasien berührenden Fahrten bis nach Australien auszudehnen. Was uns aber gänzlich und in sehr störender Weise mangelt, ist ein deutsches Bankinstitut. Hat doch Frankreich, dessen Handel mit Australien den Deutschlands keineswegs erreicht, schon eine Filiale seines Comptoir d'Escompte de Paris in Melbourne errichtet! Sicherlich wäre es, wie eine Denkschrift des Reichskanzlers aus-

führte, ganz den Intentionen des hohen Begründers der deutschen Seehandlung gemäß, wenn dieses Institut ein für die nationale Entwickelung so wichtiges Unternehmen als seine Aufgabe betrachtete, zumal sämtliche in Australien bestehenden und sehr zahlreichen Banken in ganz außerordentlicher Weise prosperieren. Es gehört aber zu der direkten Verbindung auch die persönliche Beteiligung deutscher Käufer auf dem australischen Markte. Schon längst fanden sich auf den großen Wollmärkten von Melbourne Käufer aus den Vereinigten Staaten, aus Belgien und Frankreich ein neben den Agenten großer britischer Spinnereien. Die jetzt auch erfolgte Beschickung dieser Märkte durch unsere Großindustriellen erscheint daher von hoher Wichtigkeit. Direkte Verschiffungen von Wolle haben allerdings schon früher nach Bremen stattgefunden und seit Einrichtung der deutschen Dampferlinie auch nach Hamburg begonnen.

Wer sich mit den Handelsverhältnissen Australiens eingehender beschäftigt, dem mag wohl die finanzielle Lage der Kolonisten bei dem ersten Anblick ihrer Budgets und ihrer Schulden als eine überraschende und bedenkliche erscheinen. Wenn wir sehen, wie die Staatsausgaben pro Kopf der Bevölkerung betrugen: in Preußen 23,6, in Großbritannien 41,3, in Frankreich 52,4, in Australien aber nicht weniger als 120 Mark, so fragen wir uns, ob diese Verhältnisse gesund sind. Wenn wir ferner erfahren, daß die australischen Schulden von durchschnittlich 622 Mark pro Kopf selbst die 525 Mark des so tief verschuldeten Frankreich überragen, daß Queenslands Staatsschuld sogar eine Höhe von 1118 Mark erreicht hat, so mag es uns scheinen, als ob die schwache Bevölkerung diesem Druck erliegen müsse. Der Australkontinent schuldet an England allein nicht weniger als 59 Millionen Pfund Sterling oder 1180 Millionen Mark, welche die Regierungen kontrahiert haben, und außerdem noch 1800 Millionen Mark, welche in Bankkapitalien und Depositen, Forderungen von Land- und Hypothekengesellschaften, Bergbaugesellschaften, Stadtanleihen und anderem mehr hier investiert sind. Kein Land

der Erde ſchuldet England ſoviel wie Auſtralien. Allein dieſe geborgten Summen ſind, wenn auch nicht immer in der am meiſten ökonomiſchen Weiſe, faſt durchweg zu remunerativen Anlagen verwandt worden. Victoria borgte dreißig Millionen Pfund Sterling, um ſeine Eiſenbahnen, Telegraphen, Waſſerwerke, Brücken und andere öffentliche Werke zu erbauen; die Eiſenbahnen allein koſteten weit über 55 Millionen Pfund Sterling. Und dann ſtehen in den meiſten Kolonien den geborgten Summen in den unveräußerten Ländereien noch ſo koloſſale Werte gegenüber, daß auſtraliſche Finanzmänner nie mit leeren Händen zurückkommen, wenn ſie in London nach Mitteln für die Erſchließung ihrer Gebiete anfragen.

Periodiſch freilich ziehen auch über den ſonſt ſo heiteren Himmel Auſtraliens düſtere Wolken und die durch Dürren, darauf folgende Mißernten und Viehſterben heimgeſuchte Prosperität wird in ihren Grundfeſten erſchüttert. Manches ſtolze Gebäude fällt und begräbt die kleineren in ſeinem Falle. Solche Kataſtrophen kehren periodiſch wieder; man hat ſie mit den Sonnenflecken in Verbindung bringen wollen. Aber nun man weiß, daß ſie wiederkommen, ſucht man ſich im voraus gegen ſie zu ſchützen und ihren vernichtenden Wirkungen vorzubeugen. Sicher iſt es, daß der Fortſchritt des Kontinents, wenn auch für kurze Zeit aufgehalten, doch niemals dauernd gehemmt wurde, ja die Natur ſcheint, wie uns die mächtig ſchwellenden Ziffern des Viehſtandes beweiſen, durch geſteigerte Thätigkeit den Ausfall der mageren Jahre in den fetten doppelt gut machen zu wollen. Und noch ſind die Bodenſchätze nur zum kleinſten Teile berührt.

Namen- und Sach-Verzeichnis.

Acacia aneura 62.
Acanthopis cerastinus 78.
Ackerbau, Ertrag desselben 209.
— Feinde desselben 210.
— Verbreitung 221.
Adelaide, Stadt 3, 4, 148, 185.
Adansonia Gregorii 57.
Adambai 19.
Aegotheles Novae Hollandiae 76.
Affenbrotbaum, australischer 57.
Albany 3, 135.
Albertsee 39.
Albury 188.
Alexandraland 20.
Alexandrinasee 39, 151.
Alligatorfluß 29.
Alluvialdiggings 244.
Amadeussee 23, 34.
Ameisenbeutler 73.
Ameisenigel 74.
Angas, G. F. 180.
Archer, Fluß 41.
Areal des Kontinents 26.
Atriplex nummularia 64.
Ausfuhrprodukte Australiens 254.
Ausstellungen, australische 255.
— Frequenz der 257, 262.
— Kosten derselben 262.
Ausstellungsgebäude in Sydney 257.
— in Melbourne 258.
Austinsee 34.
Australia felix 13.
Australier, Aberglaube 138.
— Abnahme derselben 143.
— Antropophagie 112, 115.
— äußere Erscheinung 84.
— Bestattung 109.
— Charakter 92.
— Ehe 95.
— Einweihungen 106.
— erregende Genußmittel 118.
— Familienleben 94, 108.
— Feuerbereitung 139.
— Fischfang 122.
— Flechtkunst 134.
Australier, geistige Anlagen 90.
— Gesänge 101.
— Gewandtheit 84.
— Jagd 119.
— Kähne 129.
— Kindererziehung 98.
— Kochkunst 116.
— Nahrungsmittel 112.
— Namengebung 107.
— plastische Darstellungen 104.
— religiöse Vorstellungen 137.
— Schildkrötenfang 122.
— schmähliche Behandlung derselben durch die Ansiedler 141.
— Schwimmfertigkeit 99.
— Steinbauten 123.
— Stellung der Frau 97.
— Totenfeier 111.
— verbotene Speisen 117.
— Waffen 131, 137.
— Wohnungen 125.
— Zahl derselben 143.
— Zauber 110.
— Zauberer 140.
— Zeichenschrift 104.
— Zeichnungen 105.
Australische Bucht, Große 14.
— Deutsche Zeitung 186.
Bär, australischer 72.
Bandikut 71.
Barku, Fluß 16.
Barleesee 34.
Barossakette 181.
Barrierriff, Großes 26.
Basedow, F. 192.
Baß 10.
Batavia, Fluß 41.
Baudin, Kapitän 10.
Becker, Dr. L. 86.
Belgien in Sydney 257.
— in Melbourne 258, 261.
Belideus sciureus 72.
Bethanien 185.
Bethel 185.
Beutelmarder 73.

Beuteltiere 70.
Beutelwolf 73.
Bienen 80, 123.
Bismarck 185.
Blackwood, Kapitän 11.
— Fluß 29.
Blauer Gummibaum 66.
Blaulieſt 76.
Blei 252.
Blutvogel 77.
Blumberg, Ort 185.
Bogaſee, Miſſionsſtation am 149.
Botanybai 157.
Bottletree Scrub 63.
Brigalowſcrub 63.
Brisbane 4.
Britiſh India Steam Navigation Co. 4.
Bumerang 132.
Burdekin 41.
Burke, Robert O'Hara 19.
Burkoyanna 154.
Buſchfeuer 230.
Buſchmann 231.
Buſchräuber 168.
Carmel, Miſſionsſtation 150.
Carpentaria, Golf von 8.
Cedrela australis 66.
Central Mount Stuart 18.
Chambers 18.
Chambers Pillar 18.
Chineſen an den Diggings 194.
— Maßregeln gegen die Einwanderung derſelben 197.
— Miſſion unter denſelben 205.
— Zahl derſelben 196.
Clarke, Geiſtlicher 238.
Claſſen 16.
Comptoir d'Escompte de Paris 262.
Condah, Miſſionsſtation 150.
Cook, James 9.
Cooper Creek 16, 20, 23, 152, 182, 188.
Corrobori 100.
Cunningham, Allan 11, 13.
Cyanalcyon Macleayi 76.
Cyrtostomus australis 77.
Dacelo gigantea 76.
Dalrymple 8.
Daly, Fluß 41.
Dampier 9.
Darling, Fluß 35.
Dasyurus Maugii 73.
Delabechia rupestris 57.
Deportation, Aufgeben derſelben 164, 165.
— Vortheil derſelben 161.
Deportierte, Charakter derſelben 100.
Deutſche in Neuſüdwales 188.
— in Queensland 189.
— in Südauſtralien 181.
— in Victoria 187.
— Zeitungen 186, 189.
— Ausſtellung in Sydney 257.
— — in Melbourne 258.
Diabolus ursinus 73.
Dick Hartog 8.
Diemen, Antonio van 9.
Digger (Goldgräber) 242.
Diggings (Goldgruben) 243.
Dingo 68, 124.
Dromaeus irroratus 75.
— Novae Hollandiae 75.
Dürren 46.
Dugong 75.
Dufihen 8.
Ebenezer, Miſſionsſtation 149.
Echidna hystrix 74.
Echuca, Murrayhafen 39.
Edels 8.
Eiſen 252.
Eiſenbahnen 179.
Elder, Sir Thomas 23, 24.
Emmaus 185.
Emu 75, 120.
Encounterbai 39, 148.
Endeavourſtraße 9.
England in Sydney 257.
— in Melbourne 258, 261.
Entführung ſchwarzer Weiber 93.
— weißer Frauen 94.
Eredia, Manoel Godinha de 7.
Eucalyptus amygdalina 54.
— colossea 54.
— dumosa 61.
— globulus 66.
— incrassata 61.
— marginata 56.
Exocarpus cupressiformis 57.
Eyre, Reiſender 13.
Eyreſee 34.
Finé aus Briançon 7.
Fitzroy, Fluß 41.

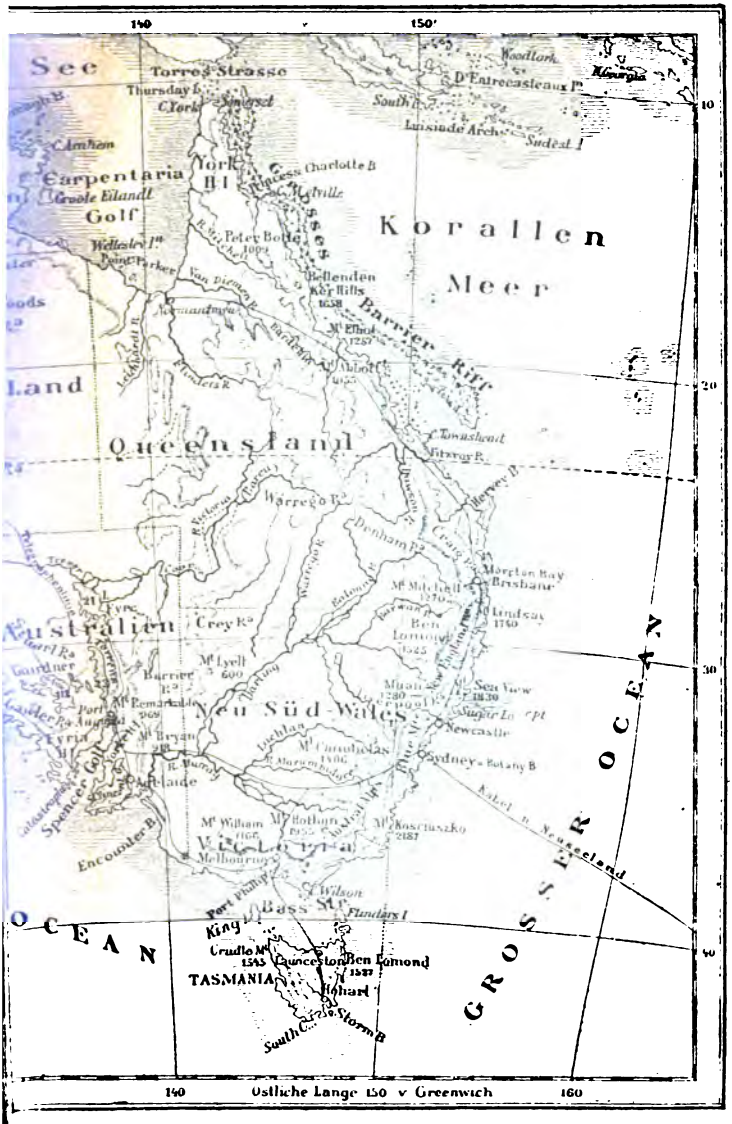
Flaschenbaum 57.
Flinders, Reisender 10.
Forrest, Alexander 25.
Forrest, John 16, 24.
Fossile Funde 33.
Frankreich in Sydney 257.
— in Melbourne 258, 261.
Freeselecter 218.
Freie Einwanderer 163, 171.
Feuerquirlen 138, 139.
Geburtenüberschuß 178.
Geistige Interessen 178.
Geschlechter, Ungleichheit derselben 159, 162.
Giftnattern 78.
Gilbert 15.
Giles, Ernest 24.
Glenelg 3.
Gold, Entdeckung 238.
Goldgewinnung aus Alluvium 244.
— aus Quarz 245.
Goldklumpen 243.
Goodenough, Commodore 20.
Goolwa 39.
Goßnersche Mission 148.
Grasbäume 57.
Gregory, Reisender 15.
Grey, Reisender 104.
Grogshanties, australische 232.
Großgrundbesitzer 219.
Guerard, von 192.
Gummibäume 53.
Hagenauer, Missionar 149.
Hahndorf 181.
Hale, Archidiakonus 150, 206.
Halicore australis 75.
Halmaturi 70.
Hamburger Dampferlinie 6, 262.
Handel Australiens 253.
Hargreaves, Entdecker der Goldgruben 239.
Heidelberg 187.
Hely 15.
Hermannsburger Mission 152.
Hochkirch 187.
Hölzer, australische 66.
Holtzendorff über australische Verbrecher 170.
Honigfresser 77.
Honigsauger 77.
Houtmans Abrolhos 9.
Hume, Reisender 11.
Hund, australischer 68, 124.
Hovell, Reisender 11.
Howitt, Reisender 20.
Italien in Melbourne 258, 261.
Jackey Jackey 17.
Japan in Melbourne 258.
Jardine 17.
Jarrah Jarrah 56.
Käfer 79.
Känguruh 70, 119.
Kaiserpreis, Deutscher 261.
Kaiserstuhl 181.
Kakadus 76.
Karlsruhe 185, 187.
Kasuar, neuholländischer 75.
Kasuarinen 56.
Kavel, Führer d. ersten Deutschen 181.
Kennedy, Reisender 16.
Kennedya prostrata 65.
Kilalpaninasee 152.
Kindermord 98.
King, Leutnant 11.
— Begleiter Burkes 20.
— Georges Sund 3, 14, 163.
Kirschbaum, australischer 57.
Kjökenmöddinger 116.
Klose, Missionar 148
Klub, Deutscher 185.
Koala 72.
Kohle 252.
Kosten der Sträflinge 164, 165.
Krankheiten 46, 175.
Krichauff 67, 192.
Kriechtiere 78.
Kühn, Missionar 154.
Kupfer 251.
Lachlan, Fluß 36.
Landsborough, Reisender 20.
Landgesetze 217.
Landschenkungen 215.
Land Sharks 217.
Landverkäufe 216.
Landwucher 217.
Lang, Dr. 148.
Langmeil 185.
Laperouse 10.
Leichhardt, Ludwig 15, 191.
Leierschwanz 77.
Leipoa 77.
Lobethal 185.

Lutherische Missionsgesellschaft 148.
Mac Arthur, der Begründer austral. Schafzucht 228.
Macdonnellkette 23, 152, 182.
Mac Intyre 15.
Mac Kinlay 20.
Macquarie, Gouverneur 161.
Macropus major 70.
Mahagonibaum, australischer 56, 66.
Malleyscrub 61.
Maloga 157.
Marion, Reisender 10.
Marsden, Samuel 144.
Megapodiidae 77.
Melanesier 200.
Meliphagae 77.
Melbourne 3, 187, 257.
Menura superba 77.
Messageries maritimes 6.
Meteorologische Stationen 179.
Meyer, Missionar 148.
Mischlinge 88.
Mission in Neusüdwales 144, 155.
— in Südaustralien 148, 150.
— in Queensland 148, 155.
— in Victoria 148.
— Westaustralien 154.
Missionsgesellschaft, Londoner 147.
Mitchell, Reisender 13.
Morelia argus 78.
Mücke, Dr. C. 192.
Müller, Ferdinand von 17, 23, 191.
Mulgascrub 62.
Murchison, Sir R. 238.
Murray, Fluß 35.
Murrayhäfen 40.
Murrumbidgee, Fluß 36.
Myrmecobius fasciatus 73.
Myzomela erythrocephala 77.
Nardu 113.
Nationalitäten 173.
Nain 185.
Neuholland 8.
Neumayer 192.
New Norcia, Missionsstation 154.
Niederlande in Melbourne 257.
Nordaustralische Zeitung 189.
Nordterritorium 20.
Nuggets 243.
Nuyts, Reisender 8.
Observatorien 179.
Österreich in Sydney 256.
— in Melbourne 258, 261.
Österreicher in Australien 194.
Opossum, australisches 71.
Orientlinie 4.
Ornithorynchus paradoxus 74.
Oxley 11.
Pacific Mail Co. 5.
Pandorapaß 11.
Papageien 76.
Paralcyon gigas 76.
Patteson, Bischof 201.
Peninsular and Oriental Steam Navigation Co. 3.
Pennefather, Kapitän 25.
Perameles 71.
Phalangisten 72.
Phascolarctus cinereus 72.
Phascolomys 72.
Phillip, erster Gouverneur 157.
Physiognomie der Bevölkerung 173.
Pinselzüngler 77.
Pitcherie 118.
Podargus humeralis 76.
Point Macleay 151.
— Pierce 154.
Polynesier 199.
Poonindie, Missionsstation 150.
Port Lincoln 148, 150.
Postdampferlinien 2.
Quiros, Pedro Fernandez de 8.
Ramahyuck, Missionsstation 149.
Raubbeutler, bärenartiger 73.
Raucher, australische 118.
Rautenschlange 78.
Regenfall 44.
Riesenbaum 53.
Riesenfischer 76.
Riesenkukuk 77.
Riesenschwalm 76.
Riverina Distrikt 36.
Roper 41.
Rosenthal 185.
Salvados, Bischof 154.
Salzbusch 64.
Savannen 64.
Schäfereibetrieb 231, 233.
Schafschur 235.
Schafzucht, Anfänge derselben 228.
— Gefahren 229.
— günstige Verhältnisse 229.

Scherzer, K. von, 199, 256.
Schlangen 78.
Schnabeltier 74.
Schnee 45.
Schomburgk, Brüder 182.
— Richard 64, 191.
Schürmann, Missionar 148.
Schulden Australiens 263.
Schwanenfluß 9.
Scrub, australischer 58.
Scythrops Novae Hollandiae 77.
Sedan 185.
Seeen Australiens 34.
Sharksbai 9.
Sichem 185.
Siegesfeier, deutsche 193.
Sittliche Zustände 166.
Sklavenhandel, moderner 200.
Sloman, K. & Co. Dampferlinie 6.
Soetbeer, Goldproduktion 247.
Somerset, Missionsstation 155.
South Australian Company 217.
Squatter, Bedeutung des Namens 222.
Staatsausgaben, australische 263.
Stanley, Owen 11.
Station, eine australische 230.
Sterblichkeit 46, 174.
Stokes, Reisender 11.
Sträflinge, die ersten 157.
— schreckliche Behandlung derselben 158.
— Zahl derselben 162, 165.
Strzlecki 13, 238.
Stuart, John Mac Douall 12, 14.
Sturt, Reisender 17.
Subventionen der Postdampferlinien 5.
Südseeinsulaner, Behandlung derselben 200, 202.
— Kosten derselben 204.
— Mission unter denselben 206.
Sydney 3, 188, 256.
Tabackpflanzungen 212.
Tallegalli 77.
Tanunda 185.
Taplin, Missionar 151.
Tarsipes 72.
Tasman, Abel 9.
Teichelmann, Missionar 148.
Telegraphenlinie 23.
Temperatur 43.
Threlkeld, Missionar 147.
Thylacinus cynocephalus 73.
Thysanotus Patersoni 65.
Todd, Generalpostmeister 23.
Todesotter 78.
Toowoomba 189.
Torres, Luis Vaz de 8.
Treuer, A. von 192.
Trunksucht 160.
Tuckfield, Missionar 148.
Typus, australischer 176.
Überschwemmungen 46.
Vandiemensland als Strafkolonie 163.
Vereinigte Staaten in Sydney 257.
— — in Melbourne 258, 261.
Vlaming, Reisender 9.
Victoria (Port Essington) 15.
Victoria, Fluß 41.
Waffen, australische 94, 95, 111, 132, 133, 134, 136, 137.
Walker, Reisender 20.
Wallnister 77.
Waratah 65.
Warburton 23.
Weizenbau 209.
Weltausstellung in Sydney 256.
— in Melbourne 257.
Westaustralien als Strafkolonie 165.
Wickham 11.
Wills, Reisender 19.
Winde, heiße 43.
Wismut 252.
Wolle, Charakter derselben 236.
Wollwäscherei 236.
Wombat 72.
Womerah 134.
Wüste, große steinige 14.
Wurfbrett 134.
Xanthorrhoea 57.
Yarra Yarra, Fluß 40.
Yelta, Missionsstation 155.
Zeitungen in Australien 179.
Zinn 251.
Zuckereichhorn 72.
Zuckerpflanzungen 212.
Zuckersack 123.
Zwergschwalm 76.

Druck von Greßner und Schramm in Leipzig.

Australien und


140
150'
Sec
Torres Strasse
Thursday I.
C. York
Somerset
Woodlark
D'Entrecasteaux I.
South I.
Luisiade Arch.
Sudest I.
C. Arnhem
Carpentaria
Groote Eilandt
Golf
York
Princess Charlotte B.
Melville
Peter Botte
Korallen
Meer
Wellesley I.
Point Parker
Bellenden
Ker Hills
1658
Barrier Riff
Mt Elliot
1287
Mt Abbot
Land
Queensland
C. Townshend
Fitzroy R.
Hervey B.
Warrego R.
Denham R.
Morton Bay
Brisbane
Mt Mitchell
1270
Mt Lindsay
1740
Ben
Lomond
1525
Australien
Crey R.
Mt Lyell
600
Barrier R.
Neu Süd-Wales
Sea View
1830
Newcastle
Sydney
Botany B.
Mt Remarkable
969
Mt Bryan
Adelaide
Spencer Golf
Encounter B.
Mt William
1166
Mt Hotham
1955
Mt Kosciuszko
2187
Victoria
Melbourne
Port Phillip
Wilson
Bass Str.
Flinders I.
King I.
Crudle Mt
1545
Launceston
Ben Lomond
1527
TASMANIA
Hobart
South C.
Storm B.
OCEAN
GROSSER OCEAN
Kabel n. Neuseeland
10
20
30
40
140
Ostliche Lange 150 v Greenwich
160

Tasmanien.